



Emmenegger Barbara, Litscher Monika (Hrsg.)
Flavia Caviezel, Barbara Emmenegger, Susanne Hauser,
Sandra Huning, Sabine Knierbein, Susanna Kumschick,
Monika Litscher, Gabriela Muri, Kerstin Sailer, Nika Spalinger,
Stephanie Weiss

Perspektiven zu öffentlichen Räumen: Theoretische und praxisbezogene Beiträge aus der Stadtforschung

1. Auflage 2011
250 Seiten, Broschur 164 x 234 mm
ISBN 978-3-906413-87-7

Die Publikation erschien im interact Verlag, dem Fachverlag der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit und ist als Open Access erhältlich.

Das Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Lizenz:



- Name muss genannt werden
- keine kommerzielle Nutzung erlaubt
- keine Derivate (Änderungen) erlaubt

interact

Hochschule Luzern

Soziale Arbeit

interact Verlag
Hochschule Luzern – Soziale Arbeit
Werftstrasse 1
Postfach 2945
6002 Luzern
www.hslu.ch/interact

Webshop: www.interact-verlag.ch

Barbara Emmenegger, Monika Litscher (Hrsg.)



Perspektiven zu öffentlichen Räumen

Theoretische und praxisbezogene Beiträge
aus der Stadtforschung

interact

Hochschule Luzern

Soziale Arbeit



Perspektiven zu öffentlichen Räumen

Theoretische und praxisbezogene Beiträge aus der Stadtforschung

Barbara Emmenegger, Monika Litscher (Hrsg.)

Diese Publikation wurde gefördert durch die Hochschule Luzern

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2011 interact Luzern

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

www.hslu.ch/interact

ISBN 978-3-906413-87-7

Korrekturen: Andreas Vonmoos Textkorrektur Terminus, Luzern

Gestaltung: Cyan GmbH, Luzern

Bilder Umschlag: Barbara Emmenegger, Dominique Grob, Alice Lang, Anne Wegmüller

Bilder Inhalt: Alle hier dargestellten Bilder sind durch den/die jeweiligen Produzenten/Produzentin urheberrechtlich geschützt. Die Autorinnen möchten an dieser Stelle für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck von Copyright-Material danken. Sollte es uns in Einzelfällen nicht gelungen sein,

Copyright-Inhaber/innen zu benachrichtigen, so bitten wir diese, sich zu melden.

Copyright-Inhaber/innen zu benachrichtigen, so bitten wir diese, sich zu melden.

Druck: Klimaneutral gedruckt bei UD Druck, Luzern



Inhalt

Seite

8 Einleitung

15 *Barbara Emmenegger*
**Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum –
oder das Verhältnis von Sozial- und Raumpolitik**

35 *Monika Litscher*
**Starter-Kit: Kompetenz für öffentliche Räume oder
das Ertragen von Diversität in der Stadt**

53 *Kerstin Sailer*
Nutzungspotenziale und Aneignungsprozesse in öffentlichen Räumen

85 *Stephanie Weiss*
«Design für Alle» als Gestaltungsparadigma der Zugänglichkeit
Eine Diskussion zu Möglichkeiten und Grenzen sozialer Inklusion
durch das Design öffentlicher Räume

104 *Flavia Caviezel und Susanna Kumschick*
«Check on Arrival»
Transit im Grenzraum «Zürich Flughafen»

<i>Nika Spalinger</i>	141
Inspirationen aus dem Off – Reflexionen zu Kunst im öffentlichen Raum	
<i>Susanne Hauser</i>	165
Auge, Ohr und die grosse Stadt	
<i>Sabine Knierbein</i>	179
Öffentliche Räume – wissenschaftliches Minenfeld oder erkenntnistheoretische Chance?	
<i>Gabriela Muri</i>	205
Kontextualität – urbane Akteurinnen und Akteure – informelle Begegnungen: Urbane Öffentlichkeiten als gegenwartsspezifische Kontexte des Alltagshandelns	
<i>Sandra Huning</i>	227
Geschlechter als Identitätskonstruktionen in öffentlichen Räumen: Folgen für die städtische Freiraumplanung	
Autorinnenprofil	246

Einleitung

«Die Pariser machen die Strasse zum Interieur»

Walter Benjamin. Das Passagen-Werk. 1983, S. 531

«Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht. So wird zum Beispiel die Strasse, die der Urbanismus geometrisch festlegt, durch die Gehenden in einen Raum verwandelt.»

Michel de Certeau. Kunst des Handelns, 1988, S. 218

Zu den hervorstechenden Merkmalen öffentlicher Räume gehört ihre stete und wiederkehrende Herstellung durch verschiedene Akteurinnen und Akteure. Dabei stellt sich immer auch die Frage nach der Öffentlichkeit dieser Räume und den verschiedenen Dimensionen von Privatheit. Denn Nutzung und Wahrnehmung öffentlicher Räume ist immer auch ein Stück Raumeignung und zu Eigen machen. Sie fühlten sich in den öffentlichen Räumen der Innenstadt wie in einem zweiten Zuhause, berichten Jugendliche aus unterschiedlichen Schweizer Städten in einer Studie der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Diese Aussagen belegen nicht nur die hohe Wertschätzung der Interviewten für den genutzten Raum, der Verweis auf ein «Daheim» zeugt auch von einem eigenen Verständnis von «Öffentlichkeit» sowie von aktiven Praktiken der Aneignung. Gerade der Aneignung öffentlicher Räume werden in den Städten jedoch Grenzen gesetzt. Gesellschaftliche Hierarchien, Normen und Machtkonstellationen, die solchen Regulierungen teilweise zugrunde liegen, werden damit auf wirkmächtige Weise im Raum sichtbar.

Im Sammelband «Perspektiven zu öffentlichen Räumen» verweisen wir auf unterschiedliche Produktionen, Konstitutionen und Konstruktionen von Räumen: Öffentliche Räume, die durch partizipatives und prozesshaftes Handeln entstehen und sich im dynamischen Zusammenspiel von Aneignung, Wahrnehmung, baulicher Gestaltung und Struktur begründen. Räume sind demnach immer Sozialräume, nie starr, sondern verändern sich fortwährend in dynamischer und vielschichtiger Weise.

Räume hinsichtlich ihrer Dualität von Handlung und Struktur sowie ihrer Dynamik als Sozialräume zu analysieren, hat Tradition im *Kompetenzzentrum Stadt- und Regionalentwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit*. Dies wird mit einem Blick auf die verschiedenen gelagerten Projekte und Aufträge deutlich, die sich zwischen anwendungsorientierter Forschung, Entwicklung und Dienstleistung bewe-

gen: So befasst sich das Kompetenzzentrum im Bereich der Regionalentwicklung etwa mit Themen des sozio-strukturellen Wandels, wobei Fragen der demografischen Entwicklung und der Mobilität bzw. Abwanderung im Zentrum stehen. Inwiefern ein solcher «Brain Drain» im Alpengebiet aufgefangen und zu einem «Brain Gain» werden kann, zeigt zum Beispiel ein international angelegtes Projekt auf, bei welchem die Hochschule Luzern mit seinem Kompetenzzentrum federführend beteiligt ist.¹ Im Bereich der Stadtentwicklung liegt der Fokus gegenwärtig auf zwei Schwerpunkten. Zum einen werden Antworten auf die Herausforderungen integraler Quartierentwicklung gesucht. Insbesondere die Entwicklung von Methoden der Partizipation und – die im Zeichen der «urban governance» stehenden – kooperativen und transparenten Regierungsformen werden zur Diskussion gestellt. Zum anderen erfolgt in städtischen Settings seit mehreren Jahren eine Auseinandersetzung mit öffentlichen Räumen aus multidisziplinären Perspektiven in unterschiedlichen Kontexten.² In allen Projekten der sozialräumlichen Entwicklung ist immer wieder ein Changieren zwischen unterschiedlichen Sichtweisen notwendig; ein fruchtbares Arbeiten an Schnittstellen ist die Folge. So bewegen sich die jeweiligen Projekte einmal näher an den konkreten Herausforderungen, welche Nutzung und Regulierung insbesondere für Verwaltungen und politische Verantwortungsträger/innen mit sich bringen, ein anderes Mal wird Wissen in anwendungsorientierten Forschungsvorhaben erarbeitet. Allen Projekten und Vorhaben gemeinsam ist, dass Fragen der sozialen und der soziokulturellen Entwicklung in der räumlichen Entwicklung zentralen Stellenwert geniessen.

In dieser Tradition stehen auch die beiden anwendungsorientierten Forschungsprojekte, die den Ausgangspunkt des vorliegenden Sammelbands bilden. Beide Projekte haben urbane öffentliche Räume und vielfältige, divergierende Nutzungen und Ansprüche zum Thema. Dem Forschungsprojekt «Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum – Strategien und Instrumente für den Umgang mit Nutzungskonflikten im öffentlichen Raum» liegen Herausforderungen für das zunehmend komplexer werdende Management öffentlicher Räume für Verwaltung und Politik zugrunde. Im zweiten Forschungsprojekt «Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen» rücken die Mechanismen und Auswirkungen einer konkreten Regulierungsmassnahme, nämlich der polizeirechtlich verankerten Wegweisungsnorm, in den Blick. Gestützt auf diese Bestimmung ist es möglich, bestimmte als störend wahrgenommene Menschen und Verhaltensweisen aus gewissen öffentlichen Räumen für einen bestimmten Zeitraum wegzuweisen. – Diesen zwei Projekten dienen rela-

1 Colette Peter et al: «Brain-Drain – Brain-Gain». Interregprojekt 2003-07. URL: <http://www.hslu.ch/s-rus-projekte>

2 Siehe die entsprechende Projektübersicht des Kompetenzzentrums Stadt- und Regionalentwicklung: <http://www.hslu.ch/s-rus-projekte>.

tionale und relativistische Raumkonzepte und Raumbegriffe als theoretische Leitplanken. Dabei gilt das Zusammendenken von gebautem, wahrgenommenem und erlebtem/gelebtem Raum in Theorie *und* in Empirie. Dies ist eine der zentralsten Grundlagen der erwähnten Arbeiten – und zugleich auch eine immer wiederkehrende Herausforderung für die Beschäftigung mit dem öffentlichen Raum.

Das Forschungsprojekt «Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum» entstand 2007 in enger Zusammenarbeit mit den sechs Städten Basel, Luzern, Winterthur, Schaffhausen, St. Gallen und Zürich und wurde unterstützt von der Kommission für Technologie und Innovation (KTI). Ziel des zweijährigen Forschungsprojektes war es, den Umgang mit öffentlichen Räumen vor dem Hintergrund steten gesellschaftlichen Wandels zu reflektieren und längerfristig Veränderungen und Neuerungen im Nutzungsmanagement der öffentlichen Räume zu initiieren. Die Zusammenarbeit mit den Städten hat in einem ersten Teil des Projektes eine breite Einsicht in bereits vorhandene Best Practice-Beispiele im Umgang mit dem öffentlichen Raum geliefert. Entsprechend bestand bei den Partnerstädten ein grosses Interesse am Erfahrungsaustausch über die Grenzen der eigenen Verwaltung hinaus und an der gemeinsamen Reflexion zum Umgang mit öffentlichen Räumen vor dem Hintergrund derzeitiger gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse. Gleichzeitig wurde im Laufe des Projektes eine Ambivalenz jeglichen raumpolitischen Handelns von Politik und Verwaltung sichtbar, eine Ambivalenz, die auf das Spannungsverhältnis sozialer Praktiken und baulich-gestalterischer Struktur öffentlicher Räume zurückzuführen ist. Im zweiten Teil des Projektes wurde anhand von empirischen Fallstudien in den sechs Partnerstädten auf subjektive Sichtweisen und die Nutzerinnen und Nutzer vor Ort fokussiert. Damit wurde ein Einblick in das dynamische Zusammenspiel von Wahrnehmung, Aneignung und Gestaltung öffentlicher Räume möglich. Die Untersuchungsergebnisse zeigten deutlich, dass jeder Ort seine eigene spezifische Logik und Atmosphäre aufweist, abhängig u.a. von Lage, Gestaltung, Geschichte und politischen Kultur. Diese ortsspezifische Logik lässt abstrakte Konzepte im Umgang mit konkreten öffentlichen Räumen problematisch erscheinen und setzt einer Übertragbarkeit von einem Ort zum andern Grenzen. Die Analysen der Fallstudien zeigen auch die Wichtigkeit der öffentlichen Stadträume als konkrete Erfahrungsräume für Nutzerinnen und Nutzer; es bietet sich die Möglichkeit, an der Gesellschaft teilzuhaben. Diese Option ist gerade im Jugend- bzw. jungen Erwachsenenalter bedeutsam, gilt öffentlicher Raum doch in dieser Phase an der Schwelle zum Erwachsenendasein auch als Übergangsraum. Raumaneignung wird in diesem Sinne zu einer Intention von Mitgestaltung an der Gesellschaft und am konkreten gesellschaftlichen Raum. Die Ergebnisse dieser Fallstudien zeigen zudem anhand der konkreten Fälle, dass öffentlichen Räumen komplexe und widersprüchliche Zuschreibungen inhärent sind, welche fast zwangsläufig auch zu Konflikten führen. Es werden in

der Studie jedoch Möglichkeiten aufgezeigt, wie Widersprüchlichkeiten als ein konstitutives Element von städtischem Leben bewertet werden können und wie damit ein konstruktiver Umgang mit der Komplexität im Management öffentlicher Räume gefunden werden kann. Angesprochen wird dabei die Schwierigkeit und Bedeutung von Aushandlungsprozessen im Umgang mit öffentlichen Räumen.

In ihrem Artikel *Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum oder das Verhältnis von Sozial- und Raumpolitik* geht die Soziologin *Barbara Emmenegger*, die federführend am Forschungsprojekt beteiligt war, detaillierter auf einzelne Ergebnisse ein. In thematischem Anschluss daran folgt der Beitrag zum Forschungsprojekt *Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen*. Mit ihrem Artikel *Starter Kit: Kompetenz für öffentliche Räume oder das Ertragen von Diversität in der Stadt* schliesst *Monika Litscher* an Ergebnisse dieser Studie an. Unter der Leitung der Ethnologin und Kulturwissenschaftlerin erforschte ein interdisziplinäres Team von 2009 bis 2011 die Mechanismen und Auswirkungen der Wegweisungspraxis in den drei Schweizer Städten Bern, St. Gallen und Luzern. Besonderes Augenmerk richtete sich auf die Erforschung der unmittelbar von der Wegweisung Betroffenen, ihre subjektiven Erfahrungen und Perspektiven mit den Aus- und Einschliessungsmassnahmen. Zudem mitberücksichtigt worden sind die grundrechtlichen Normen und Rahmenbedingungen, politischen Debatten, die Expertise der wegweisenden Polizistinnen und Polizisten sowie die Eindrücke der Menschen, die sich weiterhin in den öffentlichen Räumen bewegen (dürfen). Der Beitrag in diesem Sammelband knüpft bei Fragen und Herausforderungen an, die sich in öffentlichen Räumen stellen, und nimmt die vielgepriesene Diversität der Stadt in den Blick. Gedankenstränge führen vom Manko an Wissen zu öffentlichen Räumen, der fehlenden Übung und Bereitschaft, sich auf Unbekanntes einzulassen, weiter zu den Auswirkungen auf das gesellschaftliche Gefüge in städtischen Settings.

Mit diesem Sammelband möchten die Herausgeberinnen den in den beiden Projekten lancierten Diskurs öffnen und weiterführen. Dazu haben neun Autorinnen beigetragen. Sie legen aus ihrer jeweiligen Perspektive ihre derzeitigen Überlegungen und Projekte zur Thematik öffentlicher Räume dar. Es war uns dabei ein Anliegen, dass verschiedene disziplinäre Blicke eingebracht werden. Entsprechend stehen die Autorinnen für unterschiedliche Fachrichtungen sowie verschiedene theoretische, methodologische und methodische Ansätze und sind alle in unterschiedlichen Bildungs- und Forschungsinstitutionen mit jeweils eigener Ausrichtung und eigenem Erkenntnishorizont eingebunden. Diese Vielstimmigkeit kommt in der Konzeption dieser einzelnen Aufsätze zum Tragen und verweist auf unterschiedliche Facetten und Herangehensweisen an die Thematik öffentlicher Räume. Im Folgenden werden die einzelnen Beiträge kurz umrissen.

Den Auftakt macht der Artikel von *Karin Sailer*. In ihrem Beitrag *Nutzungspotentiale und Aneignungsprozesse in öffentlichen Räumen* geht die Architektin auf die

Bedeutung öffentlicher Räume in ihrer symbolischen Dimension ein und lotet das Nutzungspotential in Bezug zur Lebensqualität von Menschen in der Stadt aus. Mit Hilfe der Space Syntax-Methode werden Erkenntnisse für eine Planungspraxis reflektiert, die primär die Nutzbarkeit und menschliches Verhalten in den Mittelpunkt stellen, und sich nicht nur an Ästhetik und Gestaltung orientieren.

Im Beitrag von *Stephanie Weiss*, geschrieben aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, folgt mit *«Design für Alle» als Gestaltungsparadigma der Zugänglichkeit – eine Diskussion zu Möglichkeiten und Grenzen sozialer Inklusion durch das Design öffentlicher Räume* eine Auseinandersetzung mit einem sozial inklusiven Konzept und seinen gesellschaftlichen Dimensionen und Ansprüchen für die gebaute Umwelt. Nicht die Zugänglichkeit für behinderte und eingeschränkte Menschen steht dabei im Vordergrund, sondern die Strategien und Argumentationen, die einer unzureichenden, nicht für alle Menschen gleichermaßen zugänglich gebauten Umwelt entgegenwirken sollen.

Im Beitrag *Check on Arrival* setzen sich die beiden Ethnologinnen *Flavia Caviezel und Susanna Kumschick* mittels Bild und Text mit Kontrollverfahren im öffentlichen Raum am Zürcher Flughafen auseinander. Mit Blick auf die manifeste Setzung von Grenzen, zum Beispiel mittels technologischer Visualisierungsverfahren, aber auch auf deren Deutungen, zum Beispiel durch die Unschärfe der Intuition der Kontrollierenden, lassen die beiden Autorinnen das heterogene Gebilde dieses Grenzraums erahnen. Visualisierungen heben Sichtbares der Kontrollvorgänge hervor, schärfen das Augenmerk für Unsichtbares und bringen Dinge zur Darstellung, die jenseits des Sagbaren liegen. In diesem Sinne gelten die Bildstrecken im Beitrag von Flavia Caviezel und Susanna Kumschick als eigenständige Aussagen und sind dem Text gleichgestellt.

Kunst im öffentlichen Raum weckt vielerlei Assoziationen. Zum einen werden Bilder gravitätischer Denkmäler wachgerufen, zum anderen persönliche Erinnerungen an ephemere Aktionskunst. Kunst im öffentlichen Raum unterscheidet sich jedoch nicht nur hinsichtlich ihrer Materialität oder Dauer, sondern auch dadurch, ob sie als Auftragswerk der öffentlichen oder privaten Hand oder in Eigenregie entstanden ist. Welche Ziele und Motive stehen hinter Projekten, die von Künstler/innen selbst initiiert und umgesetzt werden? Die Künstlerin *Nika Spalinger* setzt sich anhand ausgewählter Kunstprojekte von sehr unterschiedlichen Künstlerinnen und Künstlern mit diesem Thema auseinander und richtet dabei den Fokus auf Fragen der künstlerischen Autonomie, der Wirkung und Rezeption von Kunstwerken und des öffentlichen Diskurses zur Kunst im öffentlichen Raum.

Susanne Hauser spürt in ihrem Beitrag *Auge, Ohr und die grosse Stadt* dem übergreifenden Anspruch an die Gestaltung sinnlichen Erlebens nach. Die Kulturwissenschaftlerin begreift die Stadt als Wahrnehmungsgegenstand, als Herausforderung, Faszination, Verstörung für sämtliche Sinne bis hin zur Abstossung. Der

derzeitigen Gestaltung wird eine Vernachlässigung der Optionen für visuelle, akustische und taktile Erfahrungen und damit eine Verengung ästhetischer Ansprüche attestiert. Für öffentliche Räume der urbanen Innenstadt und urbanisierten Landschaft stellt Susanne Hauser ein Schwinden sinnlicher Qualitäten fest und fordert eine Neuausrichtung von Planung, Entwicklung und Entwerfen. Dabei sollen optische, akustische und weitere sinnlichen Qualitäten mit bedacht werden. Ausgehend vom Begriff der Stadt und des öffentlichen Raumes als gesellschaftliche Prozesse gilt es, deren Vielschichtigkeit zu entdecken – auch analytisch explorativ. Dieser Entdeckungsreise widmet sich die Landschaftsarchitektin und Freiraumplanerin *Sabine Knierbein*. Mit ihrem Beitrag *Öffentliche Räume – wissenschaftliches Minenfeld oder erkenntnistheoretische Chancen* stellt sie ein flexibles Analysegerüst für empirische Studien in der kritischen Stadtforschung vor. Sabine Knierbein setzt sich dabei für einen Ansatz ein, der einerseits eine generelle Richtung für die konkrete Erforschung öffentlicher Räume in den Städten bietet und gleichzeitig Offenheit für die Sichtweisen ermöglicht, die sich aus der vielschichtigen, intensiven Betrachtung von städtischen Phänomenen ergeben. Anhand konkreter und aktueller Beispiele unter anderem aus Kairo, Tunis, Stuttgart und Wien verweist sie auf die Wichtigkeit mehrschichtiger Herangehensweisen an öffentliche Räume, zumal öffentlichen Räume per se diese Vielfalt in sich bergen. *Gabriela Muri* – Architektin und Kulturwissenschaftlerin – setzt sich in ihrem Beitrag *Kontextualität – urbane Akteurinnen und Akteure – informelle Begegnungen* in theoretischer Weise und anhand eines empirischen Beispiels mit urbanen Öffentlichkeiten als gegenwartsspezifische Kontexte des Alltagshandelns auseinander. Gabriela Muri unterscheidet mit kulturwissenschaftlichem Blick die Bedeutung des gelebten Urbanen und des inszenierten Urbanen und plädiert dabei für ethnografische Verfahren in der Erfassung urbaner Alltagssituationen als «Bühnen des Alltags». Dabei sollen verschiedene Perspektiven einbezogen werden, um der Komplexität öffentlicher Räume und ihrer Praxisrelevanz gerecht zu werden. Auf ihren theoretischen Überlegungen aufbauend stellt Gabriela Muri anhand raum- und zeittheoretischer wie auch subjekt- und bildorientierter Perspektive ein Fallbeispiel von Raumeignung Jugendlicher in einem Züricher Neubaugebiet vor. Die Raumplanerin *Sandra Huning* diskutiert in ihrem Beitrag *Geschlechter als Identitätskonstruktionen in öffentlichen Räumen: Folgen für die städtische Freiraumplanung*, inwiefern informelle Regeln und Aushandlungsprozesse über die Aneignung öffentlicher Räume durch unterschiedliche soziale Gruppen entscheiden. Ausgehend von empirischer Beobachtung geschlechtsspezifischer Raumnutzungen und normativer Ansprüche in der Freiraumplanung versucht Sandra Huning explizit weibliche Aneignungsformen von Kindern und Jugendlichen in öffentlichen Räumen zu fördern. Die Raumplanerin folgert für freiraumplanerische Projekte eine Anerkennung und Berücksichtigung der – konstruierten – Diffe-

renzen wie u.a. Gender und Geschlecht anstelle ihrer Nivellierung, damit eine legitimierende Wirkung in Bezug auf bisweilen konfligierende Nutzungen einsetzen kann und schliesslich zu einer erhöhten Vielfalt an Raumnutzerinnen und Raumnutzern führt.

Schliessen möchten wir die Einleitung mit einem Dank für die Unterstützung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und die gute Zusammenarbeit mit dem interact Verlag.

Barbara Emmenegger und Monika Litscher

Barbara Emmenegger

Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum – oder das Verhältnis von Sozial- und Raumpolitik

«Konsequenterweise muss jede Raumpolitik zur Behebung sozialer Probleme ins Leere greifen»¹

Der Umgang mit öffentlichen Räumen in Städten ist geprägt von einem typischen Spannungsverhältnis: Einerseits werden öffentliche Räume von baulich-planerischen Departementen der Stadtverwaltung als ureigenes Zuständigkeitsgebiet beansprucht und als etwas Physisch-technisches behandelt; zugleich tragen die unterschiedlichsten Nutzer/innen vielfältige und divergierende Ansprüche, Praktiken und Aneignungsstrategien an diese Räume heran und machen dessen Management dadurch für Politik und Verwaltung zu einer hochkomplexen Aufgabe. Hinzu kommt, dass die Nutzungen öffentlicher Räume in Städten sowohl bezüglich örtlicher und zeitlicher Intensität als auch hinsichtlich ihrer Vielfalt generell zugenommen haben.

Wie handhaben Städte diese Herausforderungen? Welche Bedeutungen und Funktionen werden öffentlichen Räumen vom Gemeinwesen zugeschrieben und inwiefern unterscheiden sich diese Zuschreibungen von den Bedeutungen und Funktionen, welche ihnen durch die Nutzer/innen vor Ort verliehen werden? Mit dem Forschungsprojekt «Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum»² wurde diesen und weiteren Fragen nachgegangen. Angelegt als angewandte Forschung, entstand das Projekt in enger Zusammenarbeit mit sechs Städten aus der deutschen

¹ Werlen, Reutlinger: Sozialgeografie, S. 64.

² Das Forschungsprojekt «Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum» (2007-09) wurde finanziell unterstützt durch die Kommission für Technologie und Innovation (KTI) und durch die beteiligten Städte als Praxispartnerinnen (Partnerstädte) und wurde durchgeführt von der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit unter der Leitung von Emanuel Müller mit Mitarbeit von Barbara Emmenegger, Monika Litscher, Tom Steiner und Flavia Caviezel.

Schweiz: Basel, Luzern, Winterthur, Schaffhausen, St. Gallen und Zürich. Ziel war es, den Umgang mit öffentlichen Räumen vor dem Hintergrund gesellschaftlichen Wandels zu reflektieren, aber auch längerfristig Veränderungen und Neuerungen im Nutzungsmanagement öffentlicher Räume zu initiieren. Gefragt wurde nach Formen der Rauman eignung, Raumnutzung und Raumwahrnehmung und dem Zusammenhang und den Wechselwirkungen mit der Raumgestaltung. Das Projekt, zwischen planerisch-gestalterischen und sozialen Fragen oszillierend, bewegt sich damit im Spannungsverhältnis von Sozial- und Raumpolitik und versucht, die Trennung zwischen beiden Handlungsfeldern zu überbrücken.

Diesem Ansatz liegt ein relationales und dynamisches Raumkonzept zugrunde, welches sich an der Raumtheorie von Martina Löw³ orientiert. Raum wird dabei nicht als etwas Naturgegebenes, Apriorisches, Absolutes gedacht, sondern definiert als dynamischer Raum, der sich im Wechselverhältnis von Handlung und Struktur permanent reproduziert. Damit ist Raum in Anlehnung an Henri Lefèbvre⁴ immer ein Produkt gesellschaftlicher Prozesse, welcher sich über eine dreifache Beziehung von physischem, mentalem und sozialem Raum definiert. Das eingangs geschilderte Spannungsfeld der Sozialraumpolitik widerspiegelt sich in dieser Raumkonzeption. Die Sichtweise von relationalen und dynamischen Räumen, die Räume als Prozesse und nicht als etwas Starres begreift, eröffnet neue Möglichkeiten im Umgang von Politik und Verwaltung mit öffentlichen Räumen. Der Blick auf das Prozessuale, dem Widersprüche und Differenzen inhärent sind, betont den Aspekt des Aushandelns über Bedeutung und Funktionen öffentlicher Räume.

Ein erster Teil des Forschungsprojektes «Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum» widmete sich dem Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen den am Projekt beteiligten Städten. Verschiedene Workshops mit Angestellten der städtischen Verwaltungen sowie eine betreute Internetplattform unterstützten den gegenseitigen Austausch von Erfahrungen. Die Möglichkeit des Erfahrungsaustauschs über die eigene Verwaltung hinaus und der Reflexion zum Umgang mit öffentlichen Räumen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse ist bei den Partnerstädten auf grosses Echo gestossen.⁵ Mit empirisch an-

³ Löw: Raumsoziologie.

⁴ Lefèbvre: The Production of Space.

⁵ Abgeschlossen wurde diese erste Phase mit der Broschüre «Best Practice öffentlicher Raum – Management des öffentlichen Raums» (Tom Steiner). In dieser Broschüre werden die Erfahrungen der Städte mit unterschiedlichen Massnahmen im öffentlichen Raum entlang der Verwaltungsprozesse Strategie, Planung, Umsetzung und Betrieb zusammengestellt und beschrieben. Die 37 von den Städten selbst ausgewählten Projekte und Massnahmen geben einen Einblick in die Vielfalt der Anforderungen, vor denen Städte im Management der öffentlichen Räume stehen, und in ihre Handlungsstrategien. Dieser Austausch und die Zusammenarbeit hat sich nun in Form eines Zentrums für öffentliche Räume (ZORA), welches vom Schweizerischen Städteverband unterstützt wird, institutionalisiert.

gelegten Fallstudien in ausgewählten öffentlichen Stadträumen wurden in einer zweiten Phase des Projektes Zusammenhänge von Wahrnehmung, Nutzung und Aneignung öffentlicher Räume erkundet. Die Erkenntnisse dieser Fallstudien sowie die aus diesen Erkenntnissen abgeleiteten Handlungsempfehlungen wurden schliesslich in einem dritten Forschungsteil mit den Partnerstädten diskutiert. Im Rahmen dieser Diskussionen wurde die grundsätzliche Ambivalenz jeglicher Raumpolitik seitens Politik und Verwaltung deutlich spürbar, eine Ambivalenz, die auf das Spannungsverhältnis sozialer Praxen und baulich-gestalterischer Struktur öffentlicher Räume zurückzuführen ist.

Im Folgenden werden einzelne Ergebnisse aus den Fallstudien näher erläutert und die Diskussionen mit den Partnerstädten mit Blick auf Aushandlungsprozesse reflektiert.

Fallstudien – Eintauchen in die Situationen vor Ort

Ziel der sechs Fallstudien war es, einen vertieften Einblick in Aneignungsmechanismen, Nutzungsformen und Wahrnehmungsmuster von Nutzerinnen und Nutzern öffentlicher Räume sowie in die wechselseitige Abhängigkeit von Nutzung, Wahrnehmung und baulicher Struktur zu erhalten. Mit dem qualitativ angelegten Forschungsansatz sollten die subjektiven Sichtweisen und damit die Konstruktion von Wirklichkeit der Nutzer/innen vor Ort erschlossen und Bedeutungszuweisungen diskutiert werden. Zur Anwendung kam eine Kombination verschiedener Methoden wie Begehungen, teilnehmende Beobachtungen, Gruppen- und Einzelinterviews sowie fotografische und filmische Aufnahmen und baulich-gestalterische Erfassungen. Im Fluss von deskriptiven, fokussierten und selektiven Erhebungsphasen erfolgte ein schrittweises Eintauchen in die spezifische Situation vor Ort und eine sukzessive Vertiefung der gewonnenen Erkenntnisse.

Zusammen mit den sechs Partnerstädten wurden die Untersuchungsräume für die Fallstudien ausgesucht. Kriterien dabei waren Zentrumsnähe sowie ein Nutzungsprofil, das geprägt war durch intensive, heterogene, sich überschneidende Nutzungsarten und -zeiten. In Basel wurde für die Fallstudie ein Abschnitt des Rheinbords auf der Kleinbasler Seite im Umkreis der Mittleren Brücke bestimmt, in Luzern die Ufeschöttli, ein zentrumsnaher Park am Vierwaldstättersee. Mit dem Schulhausareal Hohberg/Kreuzgut in Schaffhausen wurde ein Untersuchungsraum ausgesucht, der zwar das Kriterium der Zentrumsnähe nicht erfüllte (das Schulhausareal liegt am Rande der Stadt); Fragen der Nutzungsüberlagerungen und unterschiedlicher Vorstellungen über Nutzungs- und Aneignungsformen spielen jedoch auf diesem Areal (ebenfalls) eine wichtige Rolle. In St. Gallen fiel die

Auswahl auf Eingangsareale des Hauptbahnhofes und den vorgelagerten Bahnhofplatz, in Winterthur auf den zentral gelegenen, grünen Stadtpark, und in Zürich waren es drei nahe gelegene Raumeinheiten in Zürich West: ein Abschnitt der Hardstrasse südlich des Escher-Wyss-Platzes, der Turbinenplatz und die an den Turbinenplatz angrenzende öffentliche Halle «Puls 5». Die Konzentration von Angeboten, Funktionen, Nutzungen und Aneignungsformen variiert je nach Untersuchungsort, Tages-, Wochen- und Jahreszeit sowie nach der baulich-gestalterischen Struktur.

Die Wahl der einzelnen Untersuchungsorte erfolgte zum einen mit dem Ziel, eine gewisse Kontrastierung der Fallstudien zu erlangen; zum andern sollten auch vergleichend und fallübergreifend eher übergeordnete themenspezifische Aspekte und Merkmale, die auf Tendenzen, Handlungs- und Bedeutungsmuster schliessen lassen, herausgearbeitet werden. Fallübergreifende Erkenntnisse⁶ wurden in den drei Themensträngen «Nutzung und Funktionen», «Interaktion und Kommunikation» sowie «Atmosphäre» zusammengefasst. Die relativ grossen Unterschiede der Grösse und Bevölkerungszahlen der Partnerstädte (Zürich mit ca. 380 000 und Schaffhausen mit ca. 34 600 Einwohner/innen) spielte eine Rolle bei der Auswertung und dem Verstehen der jeweiligen Struktur- und Handlungskomplexe in den Untersuchungsräumen. So galt es auch, trotz fallübergreifender Sichtweisen, die jeweilige «Eigenlogik» der Städte und der untersuchten Stadträume im Blick zu behalten.⁷

Im Folgenden wird zunächst auf die Atmosphäre von Räumen eingegangen und nach Antworten auf die Frage gesucht, womit Wirkung und Wahrnehmung von Atmosphären zusammenhängen könnten, warum gewisse Räume eine positive Ausstrahlung zu haben scheinen und andere offenbar als unwirtlich oder unangenehm wahrgenommen werden. Die Wirkung und Wahrnehmung von Atmosphären wird als dynamischer Prozess beschrieben, der abhängig ist von sozialen Dimensionen, vom leiblichen Spüren des wahrnehmenden Subjekts⁸. In einem zweiten Teil liegt der Fokus auf dem Verhältnis von Nähe und Distanz in öffentlichen Räumen. Dabei interessieren die Möglichkeiten der Selbstbestimmtheit dieses Verhältnisses, welches sich in verschiedenen Interaktionsformen zeigt. Die sowohl über die Wirkungsweisen von Atmosphären wie auch über das Verhältnis von Nähe und Distanz in öffentlichen Räumen beschriebenen, voneinander abhängigen Wirkungsweisen baulicher Struktur und sozialer Praxen verweisen schliesslich auf eine der zentralen Empfehlungen aus dem Projekt, nämlich da-

⁶ Vgl. Emmenegger, Litscher: Schlussfolgerungen aus den Fallstudien.

⁷ Berking/Löw: Die Eigenlogik der Städte.

⁸ Böhme: Atmosphäre.

rauf, das Soziale stärker als bisher gewohnt in der Raumpolitik zu positionieren, statt sich wie anhin mehrheitlich auf baulich-gestalterische Fragen zu konzentrieren. Damit sind Aushandlungsprozesse als eine Form *urbaner Kompetenz*⁹ wie auch neue Formen der interdepartementalen Zusammenarbeit angesprochen.

Atmosphäre

Atmosphären sind sinnliche und leibliche Erfahrungen von Raum, sie sind nicht sichtbar, aber spürbar. Im Laufe der vielen Gespräche haben unsere Interviewpartner/innen immer wieder auf unterschiedliche Art und Weise auf die Atmosphäre der Räume Bezug genommen. Sie beschreiben die Stimmung des von ihnen genutzten Raums über die bauliche Gestaltung, über Menschen, die sich dort aufhalten, über Wünsche, die sie an ihre räumliche Umgebung herantragen, oder über Geschichten, die sie mit dem Raum verbinden, sich in den Raum eingeschrieben haben. Dabei geht es immer um die individuelle Wahrnehmung dieser Räume. Ein Mitarbeiter des Jugendsekretariats St. Gallen, der sich oft im Rahmen seiner professionellen Arbeit am Bahnhof aufhält, beschreibt die Atmosphäre folgendermassen. «Und ich finde, ein Bahnhof kann durchaus ein attraktiver öffentlicher Raum sein, also hat auch eine ganz eigene Atmosphäre mit dem Reisen, mit den Zügen, die kommen und gehen.»¹⁰ Es sind damit die Reisenden, die trotz Shopping-Angebot im Bahnhof die Atmosphäre bestimmen. Für einen Jugendlichen aus der Agglomeration St. Gallen, den wir mit seinem Bekannten am Bahnhofplatz angetroffen haben und der oft seine Zeit auf dem Bahnhofvorplatz verbringt, bestimmen klare Gestaltungselemente die Funktion und damit auch die Atmosphäre dieses öffentlichen Raumes: «In der Stadt, da kann man nicht aufs Grün achten, Blümchen hinstellen, das ist egal. Man wartet auf den Bus und fertig. Ich meine, wenn man jetzt hier einen riesigen Garten hinstellen würde, könnte ja niemand mehr verstehen, ob das jetzt ein Bahnhof ist oder ein Garten, ein Park oder so.» Von einem jungen Mann wird die Dynamik an der Hardstrasse in Zürich angesprochen, die eine bestimmte Atmosphäre ausstrahlt und sie auf diese Weise auch vom ländlichen Raum unterscheidet: «Es ist halt vielleicht einfach so, was ich auf dem Land ein wenig vermisst habe, es rast und es rast vorbei und es bleibt nirgends stehen und immer wieder anders. Das ist jetzt vielleicht ein wenig philosophisch, aber wirklich: Es läuft einfach und dies finde ich interessant.»

⁹ Vgl. dazu den nachfolgenden Artikel von Monika Litscher.

¹⁰ Die Zitate von Nutzerinnen und Nutzern, die den Text im Folgenden begleiten, stammen allesamt aus den Interviews der Fallstudien.

In diesem Sinne erlauben die Beschreibungen Rückschlüsse auf die Wahrnehmung von Atmosphäre, auf die Stimmigkeit von Räumen und auf die Kommunikation und Interaktion mit den Räumen. Dabei fällt auf, dass die Nutzenden vor Ort ihrer räumlichen Umgebung grundsätzlich eine hohe Wertschätzung entgegenbringen. Dennoch werden gewissen Räumen eher eine positive Atmosphäre zugeschrieben – wie zum Beispiel dem Stadtpark in Winterthur – anderen Räumen hingegen eher eine negative Atmosphäre – wie etwa dem Turbinenplatz in Zürich. Dabei stellt sich die Frage, worin diese Unterscheidungen gründen. Obwohl fast ausschliesslich zentrumsnahe städtische öffentliche Räume in die Untersuchung einbezogen wurden, waren es vorwiegend Elemente wie Wasser, Grün und das Spiel von Licht und Schatten (insbesondere das schattenspendende Laub grosser, alter Bäume), welche als ausschlaggebend für die positive Atmosphäre dieser öffentlichen Räume beurteilt wurden. Die Nähe zum Wasser, handle es sich nun um ein fließendes oder stehendes Gewässer, wird als sehr erholsam empfunden. Zudem werden die Funktionen der Uferzonen als soziale Treffpunkte besonders hervorgehoben. Eine Gruppe von männlichen Jugendlichen am Rheinbord in Basel beschreibt diesen Zusammenhang folgendermassen: «Ist halt gemütlich. Ja, der schönste Ort von Basel, so am Wasser. Wenn wir keinen See haben, dann gehen wir an den Rhein! Und vor allem: Es hat dann viele Leute. Auch zum Kennenlernen. Ist halt immer was los hier. Mehr oder weniger.» Eine Gruppe von jugendlichen Mädchen und Burschen, die sich auf der Ufeschötti am Ufer des Vierwaldstättersees aufhalten, unterstreicht diese Empfindung: «Ja das Wasser, die Atmosphäre, es ist einfach, ich weiss nicht, es ist wie ein Treffpunkt, wo sich so ziemlich alle kennen, es ist einfach ein Punkt, wo alle zueinanderkommen, und ja, das Wasser, ich weiss, das Wasser, finde ich megageil.» Angenehme, schöne Atmosphären öffentlicher städtischer Räume werden über den Erholungswert von Grün und Wasser wie auch über die Möglichkeit der Interaktion, des Sichttreffens, definiert. Gegenüber diesen teils schwärmerischen Charakterisierungen von «erholsamen Räumen» wird zum Beispiel der Turbinenplatz in Zürich West von Nutzerinnen und Nutzern, die sich dort in der kurzen Mittagspause schnell vom Arbeitsstress erholen möchten, als ein Platz mit geringem Erholungswert empfunden. Es fehle ihm an «Natur». Gewünscht wird eine grüne Oase.

Natur darf in diesem Zusammenhang jedoch nicht mit «Wildnis» gleichgesetzt werden. Das städtische Naturerlebnis verlangt ein gezähmtes Grün, lieblich gestaltet und sorgsam gepflegt. Dahinter steht die Vorstellung eines gezähmten Naturidylls, das seinen Ursprung teilweise in der Romantik hat. Es ist eine Form der erfahrbaren Natur, einer Natur, die nicht mehr ausserhalb der Stadt

liegt, sondern mitten in ihrem Zentrum.¹¹ Diese Natur spielt für das Erholungsbedürfnis der Menschen eine wichtige Rolle. Das Naturerleben ist damit kein Selbstzweck, sondern hat funktionellen Charakter; die Natur wird zur Kulisse.¹² Entsprechend fallen die Beschreibungen der Nutzerinnen und Nutzer öffentlicher Räume eher klischeehaft aus, anlehnend an die Vorstellungen eines *locus amoenus*, eines Ortes, der im Spiel von Schatten, Grün und Wasser zum Verweilen einlädt, der frei ist von Hektik und Erwerbsarbeit und damit auf eine Idealisierung von Landschaft und Natur zurückgreift. Diese Idealisierung scheint auch Ausdruck des Wunsches nach Erholung, Frieden, Glück zu sein und des Freiseins von Arbeit.

Mit den Beschreibungen von Atmosphären sind symbolische Zuschreibungen angesprochen. Räume werden über Imaginationen, Einschreibungen und über die Geschichte von Räumen erfahren und verhandelt. Gerade die Aufladung öffentlicher Räume mit Geschichte bringt Ambivalenzen in der Wahrnehmung hervor. Beispielhaft lässt sich dies anhand der unterschiedlichen Wahrnehmung des Turbinenplatzes in Zürich und des Stadtparks in Winterthur sowie des Rheinbords in Basel erläutern.

Der 2003 neu erstellte Turbinenplatz, welcher im dynamischen Entwicklungsgebiet Zürich West¹³ liegt, scheint für die Raumnutzenden über keine eigene Geschichte zu verfügen. Weder die Industriegeschichte noch die Geschichte der Zwischennutzungen und Nischenkulturen, die dieses Entwicklungsgebiet in den 1990er-Jahren schweizweit bekannt gemacht haben, sind den heutigen Nutzerinnen und Nutzern präsent. Dies, obwohl in der näheren Umgebung immer noch, wenn auch nur wenige, Zeugen der industriellen Vergangenheit vorhanden sind, etwa ein alter Industriekamin oder Turbinenräder, die gleichsam zu Kunstwerken im öffentlichen Raum mutiert haben. Gestaltungselemente wie die in den Boden eingelegten Metallprofile, die an die betriebseigenen Bahngleise erinnern sollen und zugleich als Abflusrrinnen des Meteorwassers dienen, sind für die Interviewpartnerinnen und -partner nur schwierig lesbar. Erst aufgrund von Hinweisen der Interviewerin wird über eine mögliche Bahnlinie gemutmasst. «Früher ist da, glaube ich, eine Bahnlinie drin gewesen, soviel ich weiss. Weil, dort hinten, wo das <Puls 5> ist, war ja früher ein Industriebetrieb.» So ein Angestellter aus einem der neuerrichteten Gebäude, die den Platz umgeben.

Im Vergleich zum Turbinenplatz handelt es sich beim Stadtpark in Winterthur oder auch beim Rheinbord in Basel um Räume mit einer historischen Vergan-

11 Kaufmann: Soziologie der Landschaft, S. 9-16.

12 Vgl. Tessin: Freiraum und Verhalten, S. 70-71.

13 Das Gebiet durchläuft einen klassischen Strukturwandel von einem Industrie- zu einem Dienstleistungs- und Wohnquartier.

genheit, die weit in frühere Jahrhunderte zurückreicht. Die Lesbarkeit dieser Geschichte und der damit zusammenhängenden Geschichten, entfalten für die Raumnutzenden eine positiv konnotierte Atmosphäre. «Der Rhein ist irgendwie das Wahrzeichen von Basel. Wenn man von Basel spricht, weiss praktisch jeder, dass dort der Rhein durchfließt. Ich weiss nicht, es gibt wahrscheinlich schon ein paar vom Ausland, welche das nicht wissen, aber die meisten schon. Und ich glaube, es ist nicht nur der Rhein, der uns hier gefällt, sondern man hat eine schöne Aussicht, ja, diese Häuser, das Münster und da die mittlere Brücke.» So erzählt uns ein männlicher Jugendlicher am Rheinbord. In Winterthur wird von den meisten befragten Parknutzenden betont, dass die baulich-gestalterische und die landschaftliche Gestaltung des Stadtparks, die an die Anfänge um 1900 erinnert, keinesfalls verändert werden dürfe.

Der historische Stadtpark Winterthur und das Rheinbord in Basel sind geplante und gestaltete Räume, die zudem im Laufe der Jahrzehnte immer wieder angepasst und umgestaltet wurden. Beide Räume sind jedoch auch mit der Stadt historisch gewachsen. So genannte historisch gewachsene Räume werden von den Raumnutzenden eher als *natürliche Räume* und nicht als geplante und gestaltete Räume wahrgenommen und ziehen deshalb häufig weniger Kritik auf sich als neu gestaltete öffentliche Räume. Um den Historiker Karl Schlögel zu zitieren, der in seinen Überlegungen die wechselseitige Dynamik von Geschichte und Raum betont, handelt es sich um Räume, die entstanden sind «im Rhythmus von Generationen, über Jahrhunderte hinweg», die «selbst schon wieder eine vorgefundene, «natürliche» Bedingung für die nachfolgenden Generationen» sind.¹⁴ Schlögel verweist darauf, dass Geschichte immer einen Ort hat, und umgekehrt gilt auch: Alle Orte und Räume stehen in Beziehung zu ihrer Geschichte. Die Einschreibung von Geschichte in Räumen ist demnach ein wesentlicher Faktor von Atmosphäre. Dass es dem Turbinenplatz nach Auffassung der interviewten Nutzer/innen an Ausstrahlung fehlt, dass er gar als unsympathisch oder ungemütlich beschrieben wird, kann mitunter auch durch die fehlende Lesbarkeit seiner industriellen Vergangenheit erklärt werden. Neue Geschichten, die den Platz aufladen, müssen sich erst einnisten. Räume werden über historische Zuschreibungen generiert. Damit gewinnt Raum Bedeutung für die individuelle und gesellschaftliche Erinnerungspraxis. «Konkrete Orte sind immer mit der Präsenz von etwas Immateriellem verbunden, mit Erinnerungen, einer besonderen Aura, einem Gefühl des Unwohlseins oder der Freiheit, mit einer speziellen Atmosphäre. Erinnerung haftet an Orten und Landschaften, so Jan Assmann (1999b) – Erinnerung an die Ahnen, vergangene Ereignisse, persönliche Erlebnisse. In die-

¹⁴ Schlögel: Räume und Geschichte, S. 44.

sem Sinne sind Landschaften als kommemorative topographische Texte zu lesen, aus denen heraus sich die eigene Identität generiert.»¹⁵

Mit der Wahrnehmung und Beschreibung atmosphärischer Elemente von Räumen kristallisierte sich ein Zugang heraus, der es erlaubt, Bedeutungszuweisungen und subjektive Sichtweisen der Menschen, welche die Räume tatsächlich nutzen und sich zu eigen machen, sichtbar werden zu lassen. Dies gilt insbesondere mit Rückbezug auf die Ausgangsfrage nach Zusammenhängen von Gestaltung, Nutzung und Wahrnehmung. Wie erwähnt wurden ja mit Ausnahme der Fallstudie in Schaffhausen¹⁶ durchwegs Personen oder Gruppen interviewt, die sich tatsächlich in den untersuchten Räumen aufhalten. Raumnutzende, die, wie Gernot Böhme betont, die Räume leiblich erfahren und die Atmosphären dieser Räume wahrnehmen und beschreiben können. «Atmosphären sind etwas Räumliches, und die werden erfahren, indem man sich in sie hineinbegibt und ihren Charakter an der Weise erfährt, wie sie unsere Befindlichkeit modifizieren bzw. uns zumindest anmuten.»¹⁷

Die leibliche, körperlich-sinnliche Erfahrung erlangt in Korrespondenz mit dem gebauten Raum einen besonderen Stellenwert, insbesondere bezüglich dessen Wahrnehmung. Räume – so geht aus den Interviews deutlich hervor – können Gefühle beeinflussen. Martina Löw bezieht den Begriff «Atmosphäre» auf ebendiese emotionale Potenzialität von Räumen.¹⁸ Atmosphären verbinden Sichtbares (zum Beispiel die äussere Gestaltung) und Unsichtbares (zum Beispiel wahrgenommene Wechselwirkungen zwischen Menschen und Objekten). Gernot Böhme verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass sich Atmosphären aus der Wirkung des wahrgenommenen Objekts und dem leiblichen Spüren des wahrnehmenden Subjekts zusammensetzen. «Die Atmosphäre ist die gemeinsame Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen»¹⁹, Atmosphären sind «etwas, das von den Dingen, von Menschen oder deren Konstellationen ausgeht und geschaffen wird.»²⁰

So ist die Wirkung und Wahrnehmung von Atmosphären öffentlicher Räume, als immanenter Teil der Wahrnehmung von öffentlichen Räumen selbst, ein dynamischer Prozess und damit auch abhängig von sozialen Dimensionen, von kulturellen Vorstellungen und Lebensläufen. Denn Wahrnehmung, so Löw, ist «nicht

¹⁵ Kottmann 2005, Abschnitt 47.

¹⁶ In Schaffhausen wurden neben den raumnutzenden Kindern und Jugendlichen des Schulhausareals auch Anwohnende befragt, die das Areal nicht nutzen.

¹⁷ Böhme: Architektur und Atmosphäre, S. 16.

¹⁸ Löw: Raumsoziologie, S. 204.

¹⁹ Böhme: Atmosphäre, S. 34.

²⁰ Ebd., S. 33.

nur ein Aspekt des Handelns, sondern Wahrnehmen ist im Sinne eines Wahrnehmungsschemas ein Aspekt des Habitus». ^{21/22}

Öffentliche Räume leben somit von unterschiedlichen Wahrnehmungen und unterschiedlichen Formen der Aneignung und befinden sich damit immer auch in einem permanenten und dynamischen Spiel von Widersprüchlichkeiten. «Für städtisches Leben sind Widersprüche konstitutiv. Wenn sie verdrängt werden, wird damit auch die Stadtkultur in ihrem Kern beschädigt.» ²³

Nähe und Distanz

Als besondere Qualität öffentlicher Räume erwies sich im Laufe der Untersuchung das Verhältnis von Nähe und Distanz. Die Möglichkeit des unverbindlichen *sozialen Nebeneinanders* im öffentlichen Raum wird von den Interviewten sehr geschätzt. Die Mutter eines Jugendlichen und eines Kindes, die sich im Sommer ab und zu auf der Ufeschöttli zum Baden aufhält, dazu: «Ich finde das schön, dass es Platz hat für alle und dass man offensichtlich die anderen leben lassen kann. Also es sieht so aus für mich, dass hier halt die eine Gruppe ist mit ihrem Zeugs und mit ihrer Musik und nebenan sind die anderen.» Gerade auch im Stadtpark Winterthur, der mit seinen heterogenen Raumeinheiten und Nischen auch Rückzugsorte für gesellschaftlich ausgegrenzte Nutzer/innen bietet, wird die Möglichkeit des sozialen Nebeneinanders, durch die vielfältige Gestaltung des Parks, von den anwesenden Nutzerinnen und Nutzern als positiv beschrieben. So wurden zum Zeitpunkt der Untersuchung die von den Befragten der Drogenszene zugeordneten (Mit-)Nutzer/innen nicht als störend wahrgenommen, sondern von vielen zumindest in dem Sinn akzeptiert, dass sie ebenfalls ihren Platz beanspruchen dürften. Baulich-gestalterische Elemente können diese Möglichkeit der Selbstbestimmung von Nähe und Distanz unterstützen. Die Diversität von Raumgestaltungen kann eine entspannte und respektvolle Stimmung in Räumen erzeugen. ²⁴

²¹ Löw: Raumsoziologie, S. 209.

²² Der Begriff «Habitus», geprägt von Pierre Bourdieu, verweist auf den Ausdruck des sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapitals von Menschen in Abhängigkeit von Klasse und Geschlecht. Der Habitus-Begriff ist für Bourdieu eine Hilfskonstruktion. «Den Habitus will Bourdieu nicht als etwas real Existierendes verstanden wissen, sondern als eine Hilfskonstruktion, die notwendig ist, um den Übergang von Struktur in Handlung und von Handlung in Struktur sinnvoll herleiten zu können.» Barlösius: Kämpfe um soziale Ungleichheit, S. 120.

²³ Häussermann/Siebel: Neue Urbanität, S. 249.

²⁴ Vgl. hierzu u.a. die Studie von Paravicini et al: Neukonzeptionen öffentlicher Räume. Sie weisen in ihrer Untersuchung darauf hin, dass «differenziert gestaltete öffentliche Räume als Träger städtischer Öffentlichkeit und Meinungsbildung, als Orte des sozialen Lebens und der Identifikation in der Stadt eine wichtige Rolle spielen können». S. 7.

Es ist jedoch keineswegs nur die baulich-gestalterische Heterogenität, welche die Möglichkeit zur Selbstbestimmung von Nähe und Distanz in öffentlichen Räumen beeinflusst. Strategien der Interaktion wie *Distinktion* oder auch der *Flirt mit dem Fremden* sind ebenfalls wichtige Aspekte der Inszenierung und der Raumeignung, insbesondere vor dem Hintergrund des Spiels um Nähe und Distanz. Diese beiden Interaktionsstrategien zeigen sich deutlich an der Hardstrasse in Zürich. Ein breites Kultur- und Konsumangebot lockt ein vielfältiges Publikum in dieses Gebiet zwischen Bahnhof Hardbrücke und Escher-Wyss-Platz. Die Hardstrasse pulsiert im schnellen Rhythmus ihrer Tages- und Nachtzeiten, sie wirkt lebhaft und laut. Zu Stosszeiten drängen sich Verkehr sowie Passanten und Passantinnen auf Strasse und Trottoir. Nachts und an Wochenenden herrscht eine ausgelassene, manchmal hektische Stimmung. Auf engem Raum bewegen sich zu unterschiedlichen Uhrzeiten alle möglichen Altersgruppen, Milieus und Schichten. Der Raum ist geprägt durch Konsum und ein breites Angebot an Bars, Restaurants, Take-aways, Diskotheken, Kinos, Spielsalons sowie das nahe Theater, die alle ihr eigenes Publikum anziehen. Die Folge ist ein dichtes und vielfältiges Nebeneinander. Interaktionen oder Kommunikation zwischen den verschiedenen Gruppen und Szenen, die sich um ihr jeweiliges Konsumangebot versammeln, sind kaum zu beobachten. Interagiert wird vor allem innerhalb der eigenen Gruppe, die einzelnen Szenen mischen sich kaum. Entstehen Kontakte zwischen den Szenen, sind sie eher pragmatischer Art, wenn zum Beispiel eine Auskunft erfragt wird. Das dichte Nebeneinander scheint in der Regel gut zu funktionieren. Interessanterweise werden von den interviewten Raumnutzenden Konflikte im Kampf um den öffentlichen Raum, die durchaus vorhanden sind, kaum angesprochen. Von aussen unterscheiden sich die Zugehörigkeiten zu den einzelnen Gruppen oder Szenen oft nur minimal. Für die einzelnen Mitglieder jedoch sind die Grenzen oft sehr klar. Nur selten werden szenenfremde Lokale aufgesucht, zum Beispiel wegen akuten Platzmangels am «eigenen» Ort. Gerade diese Vielfalt der Angebote – auch wenn sie nicht benutzt werden –, die heterogene und soziale Dichte scheinen den Reiz der Hardstrasse auszumachen. Denn es besteht zumindest die theoretische Möglichkeit, sich in anderen Szenen zu bewegen, in Kontakt mit unterschiedlichen Menschen zu treten, Unbekanntes zu beobachten, im Spiel von Nähe und Distanz mitzuspielen. Ein junger Mann, der an der Hardstrasse wohnt und sich wohlfühlt, beschreibt dies folgendermassen: «Es braucht vielleicht von allem ein bisschen etwas. Ich glaube, das macht sowieso einfach den Reiz immer aus, wenn es wirklich so von allem etwas hat, dann kann man sich auch etwas auslesen.» Diese Fähigkeit des Auslesens und zugleich des Abgrenzens, mit anderen Worten die Fähigkeit zum Aufbau einer inneren Distanz gegen die äussere Nähe als Schutz vor der überflutenden Vielfalt städtischen Lebens erkannte Georg Simmel Anfang des 20. Jahrhunderts in seiner Studie über «Die Grossstädte und das

Geistesleben»²⁵. Simmel nennt dieses Verhalten «Blasiertheit». «Es gibt vielleicht keine seelische Erscheinung, die so unbedingt der Grossstadt vorbehalten wäre, wie die Blasiertheit.»²⁶ Die Blasiertheit schützt den Städter und die Städterin vor der «Steigerung des Nervenlebens, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äusserer und innerer Eindrücke hervorgeht.» Distinktion, Blasiertheit oder «stilisiertes Verhalten»²⁷ schaffen als Formen der Abgrenzung Freiräume für Individualität und Freiräume, welche es überhaupt erst ermöglichen, dem Fremden und Unerwarteten begegnen zu können.

Dahinter steckt die ideale Vorstellung, den *kurzen Flirt mit dem Unbekannten* nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung zu erfahren. Denn auch dieses flirthafte Augenzwinkern ist ein wichtiger Aspekt der Inszenierung und Raumeignung. Die Selbstbestimmung von Nähe und Distanz verweist in diesem Kontext auf die Möglichkeit der flüchtigen Begegnung mit dem Anderen, dem Fremden, und auf die Möglichkeit, Unerwartetes entstehen zu lassen. Diese Form des schnellen, flüchtigen Kontakts ist insbesondere auch Transitorten²⁸ eigen und wird zum Beispiel im gegenseitigen kurzen Erkennen, im *Augen-Blick*, der allenfalls sogar an hektischen, flüchtigen Orten ein Gefühl von «Zuhausesein»²⁹ wecken kann, als ein besonderer Reiz wahrgenommen. Ein junger Mann schildert seine Erfahrungen mit der Hardstrasse als Transitachse entsprechend: «Ja, ich bin jetzt noch nicht so wahnsinnig lang da, habe aber wirklich schon nach zwei Wochen bemerkt, wenn ich am morgen früh zur Arbeit, also zur Hardbrücke, gehe und auch am Abend dann wieder zurück, dass man einfach zwei, drei Gesichter jeden Tag sieht. Es ist noch lustig, man merkt auch, dass einen die Gesichter dann auch irgendwie kennen, und das finde ich auch noch etwas Interessantes.» Aspekte des Unvorhersehbaren, Flüchtigen, Zufälligen, die Begegnung mit dem Unerwarteten in öffentlichen Räumen, gegeben durch Grösse, Dichte und Heterogenität³⁰, charakterisieren das Städtische. «Der Reiz des städtischen Lebens besteht unter anderem darin, dass etwas passiert oder dass man etwas begegnet, das man nicht erwartet und nicht gesucht hat, weil man es ja noch nicht kannte. Die Unbestimmtheit der sozialen Situation ist spezifisch städtisch.»³¹

Die Selbstbestimmung im Umgang mit Nähe und Distanz in städtischen öffentlichen Räumen und damit der spielerische Umgang mit dem Unbestimmten, Uner-

²⁵ Simmel: Die Grossstädte und das Geistesleben, S. 121.

²⁶ Ebd.: S. 116.

²⁷ Bahrdt: Die moderne Grossstadt, S. 91.

²⁸ Vgl. Augé: Nicht-Orte. Transitorte werden als eine Form von Nicht-Orten bezeichnet.

²⁹ Vgl. van der Zwaard: Living in a drain.

³⁰ Wirth: Urbanität als Lebensform.

³¹ Häussermann: Wie wird ein Stadtteil urban? S. 236.

warteten und Unvertrauten als lustvolle und aktive Verhaltensweise in Bezug auf Raumaneignung und Distinktion führt jedoch unweigerlich auch zu Konflikten. Obwohl Konflikte in den Interviews eher selten angesprochen werden, empfinden einzelne Nutzer/innen bestimmte soziale Praxen anderer Raumnutzender durchaus als destruktiv. Dabei geht es zum einen um die bekannten Klagen über Lärm, Littering und Gewalt, zum anderen ist es oft auch die schlichte Anwesenheit und Sichtbarkeit von bestimmten Gruppen, die als unangenehm empfunden wird. «Diese öffentliche Präsenz macht gesellschaftliche Entwicklungstendenzen sicht- und hörbar, positive wie negative, und bringt Differenz in die Öffentlichkeit, in der alle auf ihre Weise, aber als Gleiche handeln. Der öffentliche Raum der Stadt ist der Raum, in dem Differenzen konkret sichtbar und hörbar sind.»³² All diese erwähnten Inszenierungsformen im Raumgefüge verweisen auf Macht- und Konkurrenzkämpfe, auch temporaler Art. Sie lassen sich als Ausdruck des diskursiven und materiellen Kampfes um städtischen Raum betrachten. «Der öffentliche Raum ist demnach ein Territorium, in dem sich unterschiedliche Interessen manifestieren, in dem Subjekte und Gruppen miteinander verhandeln. Das kontinuierliche Aufeinandertreffen und Aushandeln unterschiedlicher Interessen und Wertvorstellungen von – auch widersprüchlichen – Bedeutungszuschreibungen ist das, was Urbanität ausmacht.»³³

Wertschätzung

Die unterschiedlichen Interessen und Wertvorstellungen, die unter anderem in öffentlichen Räumen aufeinanderprallen und zu Konflikten und Widersprüchen führen können, erwecken oft den Eindruck, öffentliche Räume würden zu einem überwiegenden Teil unter zu grosser Beanspruchung und an einem Mangel an allgemeiner Wertschätzung leiden.

Im Laufe des Projekts hat sich indes eine in ihrer Deutlichkeit überraschende Sicht auf Nutzung und Aneignung öffentlicher Räume eröffnet, die mit dem von Medien und Politik vermittelten Bild, das beherrscht wird von Negativschlagzeilen, wenig gemeinsam hat. Unabhängig von Alter, Geschlecht, Herkunft, Milieu oder Lebensstilisierung betonen die Raumnutzenden aller untersuchten Räume beinahe übereinstimmend im Interview ihre Begeisterung und Wertschätzung für den von ihnen genutzten Raum.

³² Bauhardt: Gleichheit – Differenz – Öffentlichkeit: Demokratie und öffentlicher Raum, S. 10.

³³ Wildner: Zocalo – Die Mitte der Stadt Mexiko, S. 179.

Diese Anerkennung, die sich auch in der grossen Nachfrage nach öffentlichen Räumen selbst zeigt und letztlich auch für die Qualität des Angebots spricht, wird in den Medien selten thematisiert. Personen, die sich in öffentlichen Räumen aufhalten, nehmen Nutzungsformen und Verhaltensweisen in diesen Räumen als lustvoll und kreativ und nicht in erster Linie als problematisch oder kritisch wahr. Ein jungliches Mädchen hat am Rheinbord seine Wertschätzung für den von ihm genutzten öffentlichen Raum folgendermassen ausgedrückt: «Für mich ist es irgendwie fast die zweite Heimat oder so. Ich würde, wenn ich irgendwie Stress zu Hause habe, oder einfach wenn ich jemanden zum Reden brauche, immer dorthin gehen. Oder man kann es auch von einer anderen Seite betrachten: Wenn du gute Laune hast, wenn du einfach gut drauf bist, dann kannst du auch dorthin gehen.» Ein junger Mann, den wir auf der Ufschöttli in Luzern interviewt haben, betont in wenigen treffenden Worten den nicht kommerziellen Wert und die Möglichkeit von Interaktion und Geselligkeit: «Du lernst eigentlich megaschnell megaviele Leute kennen, ohne dass du auch viel Geld aus gibst. Es ist schon eine geile Location.» Demgegenüber ist für einen Herrn im mittleren Alter die sich immer wieder verändernde Stimmung in öffentlichen Räumen, insbesondere am Rheinbord in Basel, das wunderbare Erlebnis, den Genuss, den es wertzuschätzen gilt: «Für mich ist das Nummer eins. Obwohl ich Kunstsammler bin – und hier gibt es viele Museen –, aber ein Museum besuche ich nicht jeden Tag. In einem Museum ist es nicht schön vom Sommer bis in den Winter. Aber der Rhein ist für mich immer schön. Wenn es regnet, wenn es nicht regnet. Man kann immer eine bestimmte Stimmung wahrnehmen hier, wenn man dazu bereit ist, und man kann aus dieser Wahrnehmung einen Genuss machen für sich. Das ist eine innere Einstellung.»

Diese Wertschätzung zeigt, welch enormes Potenzial in öffentlichen Räumen steckt, und eröffnet eine neue Sicht auf diese wichtigen urbanen Ressourcen, eine Sichtweise, die es erlaubt, neue Vorzeichen zu setzen im Umgang mit diesen Räumen, deren soziale Funktionen sich weder mit der Vorstellung eines baulich-technischen Ensembles noch einer Reduktion auf eine «Problemzone», die es zu bewältigen gilt, erfassen lassen. Zugleich kann eine solche Sichtweise helfen, Differenz und Widersprüchlichkeit, die bei der Nutzung und Aneignung öffentlicher Räume angesichts unterschiedlicher Interessen und Wertvorstellungen auftreten, für das Management dieser Räume als Chance zu begreifen.

Aushandlungsprozesse

Vor dem Hintergrund komplexer werdender Ansprüche an die städtischen öffentlichen Räume war es eines der erklärten Ziele des Projektes, ebensolche neue

Sichtweisen auf den Umgang mit öffentlichen Räumen zu ermöglichen. Mit den Handlungsempfehlungen³⁴ an die Partnerstädte, die aufgrund der Erkenntnisse aus den Fallstudien erarbeitet wurden, wurde ein Tool zur Unterstützung neuer Herangehensweisen im Management öffentlicher Räume geschaffen.

In der Wissenschaft werden Differenz und Widersprüchlichkeit als wichtige konstruktive, ja konstituierende Merkmale von Urbanität anerkannt. Der Einbezug dieser Aspekte stellt in der Praxis, dem Management öffentlicher Räume durch die städtischen Behörden, eine nicht zu unterschätzende Herausforderung dar und verlangt nach neuen Sicht- und Herangehensweisen. Dabei rücken gegenüber rein planerischen vermehrt soziale und kulturelle, also gesellschaftliche Fragen in den Vordergrund. Der Fokus einer zeitgemässen, den Bedürfnissen der Nutzer/innen gerecht werdenden Raumpolitik, die sich einer ganzheitlichen Raumentwicklung verpflichtet fühlt und Raum als Sozialraum versteht, liegt demnach auf Fragen der Interaktion und Kommunikation, der Verhandlung und Kooperation. Im Umgang mit öffentlichen Räumen geht es in erster Linie um Menschen. So verweist etwa Walter Siebel in seinem Artikel über das zunehmend enge und ambivalente Verhältnis von Stadtsoziologie und Planung auf die Notwendigkeit der Ablösung bisheriger baulich-physischer Planungsfragen durch sozialwissenschaftliche Aufgaben. Er fordert eine Orientierung hin zu sozialpolitischen Eingriffen und einer umfassenden Gemeinwesenarbeit. «Die Aufgaben einer Stadtpolitik werden mehr und mehr zu kultur- und sozialpolitischen Aufgaben.»³⁵ Der Soziologe Wulf Tessin, der sich intensiv mit den soziologischen Aspekten von Nutzung und Planung städtischer Freiräume auseinandersetzt, verweist wiederum darauf, dass die künstlerisch-ästhetischen Ansprüche der städtischen Landschaftsplanung oftmals zu hoch gesteckt seien und von der Bevölkerung weder gewünscht noch geschätzt würden.³⁶ Die Landschaftsarchitektur, so sein Postulat, müsse «angenehmer» werden, um dem Wohlbefinden der Nutzer/innen gerecht zu werden. Damit verweist er auf die planerisch-gestalterische Ebene von öffentlichen Räumen, welche jedoch im Sinne einer relationalen und dynamischen Raumkonzeption durch die prozessuale Ebene sozialer Praxen zu ergänzen ist. Denn nicht nur das gestaltete «Produkt», der konkrete gebaute Raum, bestimmt das Wohlbefinden der Nutzerinnen und Nutzer, vielmehr sind es auch letztere selbst, die durch ihr Handeln auf den Raum zurückwirken. Es ist daher fatal, die Nutzerinnen und Nutzer als Raum-Mitkonstituierende aus den Entwicklungs-, Planungs- und Umsetzungsprozessen auszuschliessen. Wohlbefinden

³⁴ Emmenegger, Litscher: Schlussfolgerungen aus den Fallstudien, S. 24-25.

³⁵ Siebel: Stadtsoziologie und Planung – Notizen zu einem zunehmend engen und ambivalenten Verhältnis, S. 59.

³⁶ Wulf Tessin: Freiraum und Verhalten, S. 75.

konstituiert sich auch über Teilhabe und damit über Identifikationsmöglichkeit und Akzeptanz.³⁷ Ziel der Planung und Entwicklung öffentlicher Räume muss es also im Rahmen einer auf soziale und kulturelle Fragen fokussierten Herangehensweise sein, in kooperativen und partizipativen Prozessen zwischen den künstlerisch-ästhetischen Ansprüchen der Planung und den Vorstellungen und Wünschen der Nutzer/innen zu vermitteln und die Interessen der verschiedenen Akteure und Akteurinnen in einem gemeinsamen Aushandlungsprozess gegenseitig verstehbar zu machen.

Der Aufbau einer Kultur von Aushandlungsprozessen ist damit ein konstruktives Prinzip in der Stadtentwicklung, sowohl bei der Planung neuer als auch im Management bestehender öffentlicher Räume. Die hohe Wertschätzung, welche von Raumnutzenden den öffentlichen Räumen entgegengebracht wird, kann als Ausgangspunkt dienen und in der Praxis als einen unterstützenden Ansatz, als eine Ressource, anerkannt werden. Eine Kultur der Aushandlungsprozesse meint unter anderem auch, lokales Wissen der Nutzer/innen im Sinne vorhandenen «Knowhows» vor Ort einzubinden und damit den Umgang mit öffentlichen Räumen als partizipative sowie transdisziplinäre und kooperative Zusammenarbeit zu organisieren. Der Fokus auf gesellschaftliche Fragen in der Raumentwicklung verweist zudem darauf, dass die Herausforderungen und Probleme der heutigen komplexen Gesellschaft, die sich wohl im öffentlichen Raum manifestieren, kaum alleine vor Ort bewältigt werden können, sondern in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt werden müssen.

Die Handlungsempfehlungen, die aufgrund der Ergebnisse der Fallstudien formuliert wurden, greifen diese Ansätze auf, denn mit den Fallstudien in den sechs unterschiedlichen Stadträumen kristallisierte sich die Bedeutung der sozialen Interaktionsformen und Kommunikationsaspekte in öffentlichen Stadträumen heraus, zugleich wurde deutlich, wie die Zusammenhänge zwischen Gestaltung und Raumeignung über Atmosphären wahrgenommen werden.

Die Diskussion mit den Partnerstädten über die Erkenntnisse aus der Forschung und über die Handlungsempfehlungen verweist jedoch auf genau diese Schwierigkeit des Zusammendenkens gesellschaftlicher und gestalterisch-baulicher Aspekte. Die sehr engagiert geführten Diskussionen zeigten typische Ambivalenzen auf. Auf der einen Seite besteht ein konkretes Interesse an vertieften fachspezifischen Erkenntnissen zu den Wechselwirkungen von Raumeignung, Raumwahrnehmung und Raumgestaltung sowie eine Offenheit neuen Sichtweisen ge-

37 Vgl. dazu die Literatur zu Partizipation in Planungsprozessen wie z.B. Selle: Planen. Steuern. Entwickeln. Über den Beitrag öffentlicher Akteure zur Entwicklung von Stadt und Land. Ders.: Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte. Theorien. Impulse. Simmen: Landschaft gemeinsam gestalten – Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation.

genüber, die verstärkt die sozialen Prozesse im Umgang mit öffentlichen Räumen betonen. Auf der anderen Seite bestehen Vorbehalte und Widerstände gegenüber der Aufgabe gewohnter Sichtweisen. Vor dem Hintergrund zunehmend komplexer werdender Herausforderungen im Management öffentlicher Räume und gleichzeitiger Ressourcenknappheit im Unterhalt des öffentlichen Stadtraums erstaunt es nicht, dass in den Diskussionen der Wunsch nach einer Reduktion von Komplexität formuliert wurde. Gefordert wurden zum Beispiel klare politische Strategien für den Umgang mit öffentlichen Räumen sowie die Festlegung eindeutiger Nutzungszuweisungen und Nutzungskonzepte für bestimmte öffentliche Räume. Dabei wurde allerdings auch formuliert, Orte und Gefässe der Kommunikation und des gemeinsamen Handelns zu pflegen. Der Kommunikation auf allen Ebenen wurde grosse Bedeutung beigemessen für das Management öffentlicher Räume. An diesem Punkt kann angesetzt werden, wenn es darum geht, im Verhältnis von Sozial- und Raumpolitik eine Dynamik zu fördern, die dazu beitragen kann, einen konstruktiven Umgang mit der Komplexität im Management öffentlicher Räume zu finden. Ziel kann es dabei sein, einen Weg zu öffnen, der dem Wert von Aushandlungsprozessen grössere Bedeutung zumisst als repressiven Massnahmen und damit die Menschen vor Ort als handelnde Subjekte mit Eigenverantwortung ernst nimmt.

Literatur

- Augé, Marc*: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main: Fischer 1994.
- Barlösius, Eva*: Kämpfe um soziale Ungleichheit. Machttheoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004.
- Berking, Helmuth, Martina Löw*: Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main: Campus 2008.
- Böhme, Gernot*: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1995.
- Böhme, Gernot*: Architektur und Atmosphäre. München: Wilhelm Fink Verlag 2006.
- Bauhardt, Christine*: Gleichheit – Differenz – Öffentlichkeit: Demokratie und öffentlicher Raum 2009. Referat, gehalten an der Tagung «Öffentlicher Raum zwischen Planbarkeit und Unberechenbarkeit», 28./29. Januar 2009 an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Pdf unter: URL: <http://www.hslu.ch/oeffentlicherraum> (Stand: 16.8.2011)
- Emmenegger, Barbara, Monika Litscher*: Schlussfolgerungen aus den Fallstudien 2009. URL: <http://www.hslu.ch/nutzungsmanagement> (Stand: 16.8.2011)
- Emmenegger, Barbara, Monika Litscher & Flavia Caviezel*: Bericht Fallstudien. Basel, Luzern, Schaffhausen, Winterthur, Zürich 2009. URL: <http://www.hslu.ch/nutzungsmanagement> (Stand: 16.8.2011)

- Emmenegger, Barbara, Monika Litscher & Flavia Caviezel*: Bericht Pilot-Fallstudie St. Gallen 2009. URL: <http://www.hslu.ch/nutzungsmanagement> (Stand: 16.8.2011)
- Günzel, Stephan (Hg.)*: Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld: transcript Verlag 2007.
- Bahrdt, Hans-Paul*: Die moderne Grossstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Opladen: Leske & Budrich 1998.
- Häussermann, Hartmut*: Wie wird ein Stadtteil urban? In: Büttner, Claudia (Hrsg.): kunstprojekte.riem. Öffentliche Kunst für einen Münchner Stadtteil. Wien, New York: Springer 2004.
- Häussermann, Hartmut, Walter Siebel*: Neue Urbanität. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.
- Kaufmann, Stefan*: Soziologie der Landschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005.
- Kottmann, Sina Lucia*: Karl Schlögel liest die Zeit im Raum: Flanieren auf alten Wegen in Richtung neuer Horizonte. Rezension: Aufsatz: Karl Schlögel (2003). Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik [51 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal], 6(2), Art. 12. 2004. URL: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-12-d.htm> (Stand: Juli 2011).
- Lefèbvre, Henri*: The production of Space. Oxford: Blackwell 2008/1974.
- Löw, Martina*: Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.
- Löw, Martina, Steets Silke & Sergej Stoetzer*: Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opalden & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich 2007.
- Müller, Emanuel, Barbara Emmenegger, Monika Litscher, Tom Steiner*: Schlussbericht. Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum 2007. URL: <http://www.hslu.ch/nutzungsmanagement> (Stand: 16.8.2011)
- Paravicini, Ursula, Silke Claus, Andreas Münkel, Susanna von Oertzen*: Neukonzeption öffentlicher Räume im europäischen Vergleich. Forschungsbericht. NFFG: Hannover. 2002.
- Reiners, Diana, Gerlinde Malli, Gilles Reckinger*: Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe. Wien: Löcker 2006.
- Schlögel, Karl*: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien: Hanser 2003.
- Schlögel, Karl*: Räume und Gedächtnis. In: Günzel, Stephan (Hg.): Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld: transcript Verlag 2007, S. 33-52.
- Selle, Klaus*: Planen. Steuern. Entwickeln. Über den Beitrag öffentlicher Akteure zur Entwicklung von Stadt und Land. Edition stadt/entwicklung. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur 2005.
- Selle, Klaus (Hg.)*: Zur räumlichen Entwicklung beitragen. Konzepte. Theorien. Impulse. Planung neu denken, Band 1. Dortmund: Rohn-Verlag 2006.
- Siebel, Walter*: Stadtsoziologie und Planung – Notizen zu einem zunehmend engen und ambivalenten Verhältnis. In: Harth, Annette, Gitta Scheller (Hg.): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010. S. 51-67.
- Siebel, Walter (Hg.)*: Die europäische Stadt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.
- Simmel, Georg*: Die Grossstadt und ihr Geistesleben. In: Gesammelte Werke, Band 3. Frankfurt a. M.: Spiegel 2004/1908, S. 109-132.

Simmen, Helen, Felix Walter: Landschaft gemeinsam gestalten – Möglichkeiten und Grenzen der Partizipation. Altdorf und Bern. Vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich 2007.

Steiner, Tom: Best practice öffentlicher Raum – Management des öffentlichen Raums. Luzern: Interact 2008.

Tessin, Wulf: Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2004.

van der Zwaard, Joke: Living in a «drain». The impact of a negative reputation of the neighbourhood on relations between residents. Referatstext im Rahmen der ISA-Blockwoche der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Luzern 2008.

Werlen, Benno, Christian Reutlinger: Sozialgeografie. In: Kessl, Fabian et al. (Hg.): Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 49-66.

Wildner, Kathrin: Zòcalo – Die Mitte der Stadt Mexiko. Ethnographie eines Platzes. Berlin: Dieter Reimer Verlag 2003.

Wirth, Louis: Urbanität als Lebensform. In: Herlyn, Ulfert (Hg.): Stadt und Sozialstruktur. München 1938/74, S. 42-66.



Monika Litscher

Starter-Kit: Kompetenz für öffentliche Räume oder das Ertragen von Diversität in der Stadt

Widersprüchlichkeiten, Unvorhersagbarkeit und Dynamik sind Kennzeichen des städtischen Lebens und der öffentlichen Räume. Somit wird die Möglichkeit eröffnet, unserer facettenreichen Gesellschaft zu begegnen, Sinn und Bedeutung auszuhandeln, Überraschendes zu erleben und Erstaunliches zu entdecken. Diese Darstellung und damit einhergehende Ansprüche werden in theoretischen und anwendungsorientierten Auseinandersetzungen der Stadtraumforschung schon beinahe als eine Art Mantra wiederholt; und sie kursiert mit Bezug auf Georg Simmels Aufsatz zur Grossstadt¹, Louis Wirths Ausführungen zu *Urbanism as a way of life*² oder Henri Lefèbvres Befunden zur *Révolution urbaine*³ seit beinahe hundert Jahren. – Handelt es sich hier um eine lediglich idealistisch-utopische gefärbte Urbanitätsvorstellung? Ein ungehörtes Plädoyer, das wir auch im Projekt *Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum*⁴ formulieren? Wie sieht es in unseren öffentlichen Räumen und Städten in dieser Hinsicht aus? In diesem Textbeitrag möchte ich dieser Frage nachgehen, indem ich in Anlehnung an das im Frühjahr 2011 abgeschlossene Projekt *Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen*⁵ eine Praxis in den Blick nehme, die Widersprüchlichkeiten gerade nicht zulässt, sondern mittels Wegweisungen⁶ als *einer* möglichen Massnahme auf

1 Simmel: Die Grossstädte und das Geistesleben, S. 192-204.

2 Wirth: Urbanism as a way of life, S. 1-24.

3 Lefèbvre: Die Revolution der Städte.

4 Emmenegger, Litscher: Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum. Schlussfolgerungen zu den Fallstudien und Handlungsempfehlungen.

5 Litscher et al.: Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen. Zum Projektteam von Monika Litscher zählen Beat Grossrieder, Peter Mösch und Marco Schmutz.

6 Wegweisung ist ein Begriff, der in der Schweiz verwendet wird. Im deutschsprachigen Raum wird im Zusammenhang mit ähnlichen Massnahmen von Platzverweis gesprochen.

divergierende Raumnutzungen reagiert. Dabei wird die Praxis grob theoretisch verortet, und es werden exemplarisch ausgewählte Einblicke in die Ergebnisse der Studie gegeben, ehe Fragen nach möglichen Konsequenzen für das gesellschaftliche Gefüge in urbanen Settings bearbeitet werden.

Die Schweizer Städte lassen sich derzeit – ähnlich wie die meisten westlich geprägten Städte – im Kontext neuerer städtischer Regierungsweisen verorten, die neue soziale Konfigurationen hervorbringen. Als Merkmale zählen hierzu Formen und Praxen städtischer Sozial- und Sicherheitspolitik, wie etwa die Wegweisungspraxen im und neue Managementformen von Stadtraum, aber auch baulich-gestalterische Elemente, Materialitäten (zum Beispiel Saniertes, Renoviertes) mit architektonischer, funktionaler und sozialer Ausprägung und mit neuen Repräsentationen (zum Beispiel Shopping-Malls, zentrale Plätze). All diese Effekte der neueren urbanen Regierungsweisen der «Führung des Unternehmens ‹Stadt›»⁷, umfassen nicht einfach nur eine stärkere Privatisierung und Entstaatlichung öffentlicher Bereiche, sondern gehen auch mit einer Re-Konfiguration des Sozialen im Stadtraum und entsprechenden Auswirkungen auf das gesellschaftliche Gefüge einher. Dazu passt, dass ein schwacher Staat die Privatisierung von Lebensrisiken mit einer neoliberalen Gesellschaftskonzeption vorantreibt und die Bereiche des Überwachens und Strafens, in diesem Falle die Wegweisungsmaßnahmen, dem starken Staat zugestanden werden.

Die Wegweisung als eine regulative Massnahme ist somit ein Phänomen, das in einen internationalen Kontext gestellt werden kann. Konkret wird sie im deutschsprachigen Raum als *Platzverweis* gehandelt, im französischen Sprachraum geführte Diskurse und Diskussionen kreisen um Begriffe wie «*incivilités*», analog dazu die Debatten in den USA um «*incivility*», währenddessen in Grossbritannien die so genannten «*ASBO*», die «*Anti Social Behaviour Orders*», ins Auge stechen, die überwiegend auf 14- bis 16-Jährige abzielen.

Die Wegweisungspraxis als Ausschluss- und Einschliessungsprozess

Die Wegweisungspraxis ist ein gesellschaftlicher Ausdruck davon, wie mit dem gesellschaftlich Anderen umgegangen wird. Sie verweist auf strukturelle Macht- und Herrschaftsverhältnisse, unterschiedliche Werte und Einstellungen, beispielsweise bezüglich Sicherheit, Ordnung, Sauberkeit und Konsum, und damit auf den Kern der Gesellschaft.

Theoretisch lassen sich Wegweisungen in einen Rahmen von Ein- und Ausschluss-

7 In jüngeren Auseinandersetzungen wird vermehrt auf die ökonomischen Komponenten, die als Leitlinien der Stadtverwaltung dienen, hingewiesen. Diese Verlagerungen hinsichtlich Wirtschaftlichkeit werden derzeit in unterschiedlich geführten Diskursen etwa zu Gentrification und zu Recht auf Stadt heftig kritisiert z. B. in Hamburg. Siehe: www.rechtaufstadt.net.

sungsprozessen, insbesondere der sozialen, rechtlichen und ökonomischen Dimensionen, stellen. Einschluss und Ausschluss werden dabei als multidimensionale, relationale und interaktive Prozesse begriffen.⁸ Obschon öffentliche Räume als Orte der Integration und Diversität, die bestimmte Erfahrungen und Wahrnehmungen ermöglichen, verstanden oder eingefordert werden, ist diese Integration wohl seit je nie für alle befriedigend ausgefallen, wie etwa Sharon Zukin mit folgendem Zitat zeigt: «Der Zugang von Juden, Prostituierten und nationalen Minderheiten zum öffentlichen Raum war in der Geschichte immer beschränkt. Die Geschichte der modernen Stadt kann in der Tat als kontinuierlicher Kampf um Zugang und Ausschluss vom öffentlichen Raum beschrieben werden.»⁹

In Anlehnung an Pierre Bourdieus Auslegung des sozialen Raums kann auch der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen markieren und verweist auf den Raum symbolischer Repräsentationen.¹⁰ Zugleich offenbart sich im Stadtraum soziale Ungleichheit auf Grund verschiedenartiger Verteilung von Ressourcen (Kapitalarten) und wird unter anderem durch neue städtische Regierungsweisen sozialstrukturell stabilisiert. Dies zeigt sich etwa darin, dass Angehörige der Oberschicht, die über mehr Ressourcen verfügen, eher in der Lage sind, auf legere Weise mit Wissen und Werten umzugehen als Angehörige der Unterschicht. Somit verbindet Bourdieu die horizontalen und vertikalen Dimensionen sozialer Differenzierungen im Raum, erweitert Kennzeichen wie Einkommen, Bildung und Berufsposition der herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Ungleichheitstheorien um Lebensstile und macht diese für den (städtischen) Raum nutzbar. Wird nun im Zusammenhang mit der Wegweisungspraxis auf Ein- und Ausschlussprozesse referiert, sind verschiedene Dimensionen und Interdependenzen zu berücksichtigen. Zu den diskutierten Dimensionen des Ausschlusses zählt die ökonomische Ausgrenzung, etwa aus Arbeitsmarkt und Konsum. Sie ist gleichbedeutend mit einer Ausgrenzung aus den beiden bedeutendsten identitätsstiftenden Momenten unserer Gesellschaft. Arme Menschen gelten weder als Produzierende noch als Konsumierende; dadurch werden sie auf dem Markt als doppelt überflüssig betrachtet. Des Weiteren gerät die Dimension des Rechts zusehends in den Fokus der Diskussion um Einschluss und Ausschluss. Die Ausgrenzung von Verhaltensmustern und Lebensentwürfen, die nicht den gängigen sozialen Normen entsprechen, sowie die fehlende Möglichkeit, Lebensziele und Werte leben zu können, kommen einer gesellschaftlichen Ausschluss gleich. Diesbezüglich gilt es zu

8 Mäder: Exklusion – die neue soziale Frage; Mäder: Integration und Ausschluss, S. 5-13; Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, S. 183-198.

9 Zukin: Städte und die Ökonomie der Symbole, S. 33.

10 Bourdieu: Die feinen Unterschiede; Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum, S. 25-34.

erwähnen, dass meist Personen oder Gruppen, deren Verhalten oder blosser Präsenz unerwünscht ist und nicht dem «neuen» sozialen Status und der Ideologie der öffentlichen Räume entspricht, von neuen Praxen im Stadtraum (etwa Wegweisungsmassnahmen) betroffen sind. Die gesellschaftliche Ausgrenzung unter der Berücksichtigung von Raum scheint unter verschiedenen Gesichtspunkten möglich. In Zusammenhang mit Zugangsmöglichkeiten zu Räumen, vor allem zu öffentlichen Räumen, offenbart sich, «dass soziale Handlungen räumlich und zeitlich gebunden sind und «Ausschluss aus Räumen auch Ausschluss aus dem sozialen, ökonomischen und politischen Leben in diesen Räumen bedeutet».¹¹

Nun treten diese Aspekte von Einschliessung und Ausschliessung meist in Verbindung mit räumlich orientierten Kontroll- und Disziplinierungsmassnahmen wie der Wegweisungspraxis auf und sind zudem im Zusammenhang mit städtischen Konsumlandschaften und der Thematik (Un-)Sicherheit zu diskutieren. Beim Aufgreifen relevanter Aspekte zu (Un-)Sicherheit möchte ich auf die Leitmotive der Städte wie Sicherheit, Sauberkeit und Ordnung verweisen (beispielsweise wirbt St. Gallen mit dem Slogan «St. Gallen, die sicherste und sauberste Stadt im Bodenseeraum!»). Diese Leitmotive fungieren als Grundlage bei der Konstruktion von (Un-)Sicherheitsdiskursen. Kontroll-, Ausschluss- und Überwachungsstrategien können dann als konkrete Instrumentarien betrachtet werden. Dabei ist die fehlende Verbindung von realer Kriminalitätsentwicklung gemäss offizieller Statistik und der öffentlichen Angst vor Kriminalität beziehungsweise den subjektiven Unsicherheitsgefühlen bekannt. – In der Kriminologie wird in diesem Zusammenhang von «labeling approach» gesprochen. Das heisst, Kriminalität liegt nicht einfach vor, sondern es wird auf Grund von Zuschreibungen das Etikett «kriminell» mit Normen und Kontexten versehen und je nach Verortung der Handlungen unterschieden. Deziert zeigt dies etwa Katherine Beckett (1997).¹² Sie weist darauf, dass ein erheblicher Zusammenhang zwischen so genannten «Law-and-Order»-Programmen in der Politik und den dadurch ausgelösten Sorgen und Ängsten der Öffentlichkeit besteht. Die Inszenierung von Sicherheit erfolgt zudem unabhängig davon, ob die statistisch erfasste Kriminalität steigt oder fällt. Diffuse soziale Verunsicherung und Ängste vor dem Abstieg bilden die Grundlage für Besorgnis. Sie sind meist das Resultat individueller und gesellschaftlicher Umbrüche und nicht mit realen Risiken und Gefahren gleichzusetzen. Geschürt von medialer und populärpolitischer Seite, erfährt dieses subjektive Unsicherheitsgefühl Auftrieb, und es findet sich meist

¹¹ Werheim: Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung, S. 36.

¹² Beckett: Making Crime Play.

auch ein Angstobjekt für Projektionen.¹³ Gerade in dieser Projektion und Reduktion von Unsicherheit auf bestimmte Personen und Gruppen und auf konkrete Orte im öffentlichen Raum scheint sie dort handhabbar. Auf diese Weise werden aktuelle (Un-)Sicherheitsdiskurse gerechtfertigt und vermeintliche Probleme scheinen lösbar. Somit entstehen mit der Tendenz zu erhöhten Kontroll-, Disziplinierungs- und Sanktionierungsmassnahmen in einzelnen konkreten öffentlichen Räumen der Stadt Orte mit unterschiedlichen sozialen und rechtlichen Normen. In dieser Sicherheitspolitik rücken vermeintliche Verbesserungen des subjektiven Sicherheitsempfindens in den Fokus, und es geht nicht mehr um die Beseitigung und Bearbeitung von Defiziten im Sozialen, sondern eben um die Kriminalitätsbekämpfung in Form einer Reduzierung von Tatgelegenheiten vor Ort. Durchgesetzt werden diese neueren sicherheitstechnischen und polizeilichen Massnahmen in einzelnen Schweizer Städten etwa mittels Spezialisierung der Polizeikompetenzen (zum Beispiel Jugendpolizei in St. Gallen) und Sicherheitsdienste (zum Beispiel Bahnpolizei, Objektschutz), punktuell mit Hilfe des Anbringens technischer Mittel (zum Beispiel Überwachungskameras) und der Erneuerung baulich-gestalterischer Elemente (zum Beispiel Entfernung von Sitzmobiliar). Diese rechtlichen, politischen, personellen, technischen und architektonischen Elemente gelten als Teil der so genannten «situativen Kriminalprävention». Sie können entsprechend ihrer Herkunft als Elemente der «Amerikanisierung» der heutigen Sicherheitspolitik bezeichnet werden.¹⁴

Zugrunde liegen diesen veränderten Massnahmen die Ansätze von «Broken Windows». Damit verbunden ist die Vorstellung, dass «unordentliche» Strassenzüge oder andere öffentliche Räume eine mangelnde Kontrolle signalisieren und somit Kriminalität anziehen. Bernd Belina (2006) zeigt demgegenüber auf, dass es vor allem um den staatlichen Zugriff auf die städtische Bevölkerung anhand kriminalpolitischer und raumideologischer Aspekte geht, das heisst, auf staatliche Kontrolle und Überwachung wird räumlich selektiv und legitim zugegriffen. So gelten die härtere Gangart und die US-Ausrichtung der Sicherheitspolitik keineswegs nur als erfolgreich, sondern als äusserst zweifelhaft. Empirisch wurden sie mehrfach widerlegt und zeigen bisweilen gar konträre Wirkung.¹⁵

¹³ Glasauer: Stadt und Unsicherheit, S. 203-222.

¹⁴ Zur Amerikanisierung zählen folgende vier Konzepte, die hierzulande sukzessive eingeführt wurden bzw. werden: Broken Windows, Defensible Space, CPTED (crime prevention through environmental design), DOC (designing out crime) und Community Oriented Policing. Siehe etwa Schreiber: Regionalisierung von Unsicherheit in der kommunalen Kriminalprävention, S. 74-79; Belina: Raum, Überwachung, Kontrolle, S. 134-194.

¹⁵ Wacquant: Elend hinter Gittern.

Die Massnahmen und Strategien im Zusammenhang mit (Un-)Sicherheitsdiskursen stärken den derzeit relativ sicheren hiesigen öffentlichen Raum keineswegs, sondern ziehen ihn eher in Zweifel. Jan Wehrheim konstatiert diesbezüglich, dass gerade durch die symbolische Inszenierung von Sicherheit und Verfügungsgewalt über Raum der städtische Grund dreigeteilt wird: Zum einen sind überwachte Räume deutlich durch Ein- und Ausschluss gekennzeichnet, zum andern wird Gefahr mit diesen Räumen assoziiert, und darüber hinaus werden grosse, fragmentierte Übergangszonen in der Stadt geschaffen, wo ebenfalls Überwachung und inszenierte Sicherheit gefordert werden. Untersuchungen in unterschiedlichen europäischen Städten, etwa die von Katherine Beckett und Steve Herbert (2008), zeigen zudem auf, dass gerade durch sicherheitstechnische und -politische Inszenierungen und die reale und symbolische Separierung, etwa von eingeschlossenen Konsumentinnen und Konsumenten und reicheren Anwohnerinnen und Anwohnern zum einen und ausgeschlossenen, störenden Nichtkonsumentinnen und -konsumenten zum andern, die subjektiven Unsicherheitsgefühle im Stadtraum erhöht werden.

Die Wegweisungspraxis mehrdimensional in den Blick genommen

Das dynamische und komplexe Gefüge des öffentlichen Stadtraums bietet sich demnach für vielfältige Projektionen an. Machtstrukturen und Raumpolitik lassen sich auf Grund politischer Rahmenbedingungen im Stadtraum verankern und in entsprechende Disziplinierungs- und Ausschlussverfahren umsetzen. Die *Wegweisungs-massnahmen* sind Ausdruck davon und *eine* mögliche Form, dem komplexen Nutzungsgefüge im öffentlichen Raum und den damit einhergehenden Herausforderungen zu begegnen. In der Schweiz sind sie polizeigesetzlich verankert und werden meist von den lokalen Polizeikräften vor Ort ausgesprochen; 1998 ermöglichten erstmals gesetzliche Grundlagen der Berner Polizei, Wegweisungen aus dem öffentlichen Raum auszusprechen, um Personen, die als «störend» oder «gefährdend» betrachtet werden, an der Nutzung bestimmter öffentlicher Räume zu hindern. Solche ausschliessenden Strategien werden derzeit in den meisten Schweizer Städten angewendet, sind in Planung oder politischer Diskussion.¹⁶

¹⁶ In der französischen Schweiz sind die Massnahmen als «mesures d'éloignement» ebenfalls in die Gesetzgebung eingeführt oder in politischer Diskussion.

Im Zentrum unserer Untersuchung – in den drei Städten Bern, St. Gallen und Luzern – standen somit Wegweisungen aus öffentlich zugänglichen Räumen, die von der Polizei ausgesprochen werden.¹⁷ In der empirisch angelegten, qualitativen und interpretativen Studie *Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen* erforschten wir in einem interdisziplinären Team die Mechanismen und Auswirkungen der Wegweisungspraxis in öffentlichen Stadträumen. Der Fokus lag dabei auf den subjektiven Sichtweisen der von der Wegweisungspraxis betroffenen Menschen und auf den für die Wegweisungspraxis geltenden rechtlichen Grundlagennormen. Prioritär interessierten wir uns dafür, wer aus welchen öffentlichen Räumen weggewiesen wird. Welche Verhaltensweisen führen zu einer Wegweisung? Wie erfolgt eine Wegweisung, und wie wird sie von den Weggewiesenen erlebt? Wie reagieren die Weggewiesenen auf ihre Wegweisung? Als Kontext- und Kontrastwissen nahmen wir aber auch weiterhin im Raume verbleibende Nutzer/innen und Polizisten und Polizistinnen, die Wegweisungen aussprechen, mit in den Blick. All diese Materialien wurden in einen Zusammenhang gebracht mit Daten aus parlamentarischen Debatten rund um die Wegweisung und den juristischen Normen.¹⁸

Wer sind die Weggewiesenen? Auffällig ist, dass es sich um verschiedenste gesellschaftliche Akteure und Akteurinnen handelt; sie sind Teil unserer breit gefährdeten Gesellschaft, sie haben Pflichten und Rechte und sind, insbesondere im Falle der jungen Menschen, die Zukunft unserer Gesellschaft. Es sind Menschen, die zu den unterschiedlichen Schichten, Milieus, Altersgruppen zählen. Meist wird ihnen auf Grund solcher Zugehörigkeiten, ihrer Lebensstilisierung und der damit einhergehenden sozialen und kulturellen Praxen von der Gesellschaft und Forschung ein bestimmtes, pauschal für eine Gruppe ausgesprochenes Etikett zugeschrieben, wie etwa Randständige, Jugendliche, Drogensüchtige oder Punks. Ihr Handeln ist somit geprägt durch diese Zuschreibungen, die oft mit einer räumlichen Verortung im Stadtraum einhergehen, und diese strukturellen Bedingungen. In der Studie wurden sie als Individuen in Fallgeschichten dargestellt. Darin kommen ausgewählte biografische Ausschnitte, die in Zusammenhang mit der Wegweisung stehen, zur Sprache und tritt ein Teil ihrer Persönlichkeit hervor. An dieser Stelle werden die fünf individuellen Fallpräsentationen und Falltypi-

17 Für das DORE-SNF-Projekt konnten die Städte Bern, St. Gallen und Luzern gewonnen werden. Dies ermöglicht die einzigartige Anlage der Studie: den Vergleich der Wegweisungspraxis von Städten mit mehrjähriger Anwendungserfahrung (Bern seit 1999), im Anfangsstadium (St. Gallen seit 2006) und ab Einführung des Wegweisungsartikels (Luzern seit 2009).

18 Methodisch orientiert sich die Studie an ethnografischen Lebensweltanalysen, bei denen es um die verstehende Beschreibung von kleinen sozialen Lebenswelten geht. Es kamen in einem multimethodischen Zugang narrative Interviews, Leitfaden- und Experteninterviews, teilnehmende Beobachtung, qualitative Inhaltsanalyse auf vier Ebenen zum Einsatz.

sierungen von gesellschaftlichen Akteuren und Akteurinnen, die unmittelbar von der Wegweisung betroffen sind, nicht einzeln und im Detail vorgestellt.¹⁹ Auffällig ist die starke Divergenz des (Un-)Rechtsempfindens und -verständnisses, die durchgehend in allen Analysen der Weggewiesenen auftritt. Die von der Wegweisung Betroffenen erleben – bisweilen schon als junge Erwachsene – prägende Unrechtserfahrungen, Beschneidungen ihrer Raumrechte und eine Ungleichbehandlung im sozialen Raum. Ausdruck davon sind oft Ohnmacht und Hilflosigkeit und damit einhergehende Erfahrungen des Unerwünschtseins. Trotzdem lassen sich kaum kreative alternative Raumeignungen, widerständische Praxen, weder kollektiv noch individuell, beobachten. Von den Weggewiesenen in Bern und St. Gallen schauen vor allem die Personen mit mehrjähriger Erfahrung mit Ausschlussmassnahmen auf den politischen und bisweilen subversiven Widerstand der Anfangs- beziehungsweise Einführungsphase der Wegweisung mit bisweilen idealisiertem, nostalgisch gefärbtem Blick zurück. Heute sind hingegen insbesondere bei jungen, oft mobilen Erwachsenen vielmehr Ausweichstrategien in andere öffentliche Stadträume beobachtbar.

Unerwünscht: junge Menschen in öffentlichen Räumen

Junge Menschen oder Jugendliche standen weder im Projekt zum Nutzungsmanagement noch in jenem zur Wegweisung explizit im Zentrum des Interesses; ging es doch im ersten um die vor Ort, in den ausgewählten öffentlichen Räumen angetroffenen Menschen und im zweiten um unmittelbar von Wegweisung Betroffenen. Doch in beiden Projekten spielen junge Menschen unter dem von Gesellschaft und Forschung zugeschriebenen Label «Jugendliche» eine Rolle. So zeigte sich in den Fallstudien des Nutzungsmanagementprojekts überaus deutlich, dass es vorwiegend junge Menschen sind, die zu den Raumnutzenden zählen und sich die öffentlichen Stadträume aneignen. Dabei wird die starke Präsenz junger Menschen in öffentlichen Räumen zuvörderst pragmatisch damit begründet, dass Jugendliche in der Regel über mehr Freizeit als Erwachsene verfügen, sich sehr aktiv und dynamisch bewegen. Als gesellschaftliche Gruppe werden ihnen die höchste Ausgangsdauer und die grössten Aktionsräume zugesprochen, wobei gerade über das Unterwegssein, das Sich-in-der-Stadt-Bewegen bislang noch wenig bekannt ist. Wie schon angedeutet sind öffentliche Räume konkrete Erfahrungsräume. Die Möglichkeit, an der Gesellschaft teilzuhaben oder bewusst nicht partizipieren zu müssen, gilt als ein wichtiger Teil der alltäglichen Lebenswelt, als identitätsstiftendes Element, das als spezifische Raumkonsti-

¹⁹ Für die ausführliche Studie siehe Litscher et al.: Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen. Bericht zuhanden der Praxispartner/innen.

tution erlebt wird. Eine Raumeignung geht immer auch mit einer Intention von Mitgestaltung, Teilhabe an der Gesellschaft und selbstbestimmter Nutzung einher. Diese Teilhabe am gesellschaftlichen Leben kann sehr unterschiedlich ausfallen. Vor allem die ersten öffentlichen Versuche einer eigenständigen Partizipation, die Inszenierungen und Übergangsrituale vom Jugend- zum Erwachsenenendasein sind oft auffällig, gängige Ordnungen werden verkehrt, sozialräumliche und persönliche Grenzen ostentativ und provokativ überschritten. Auf die bedeutsamen Zusammenhänge von Raumeignung und jungen Menschen verweisen zahlreiche Studien.²⁰ Dabei wird die Rolle des öffentlichen Raums als eines zentralen Übungsraums betont, der als existenzielle Dimension der alltäglichen Lebenswelt bruchhafte Erfahrungen ermöglicht. «Raum ist somit von zentraler Bedeutung für die Biografie des Einzelnen und zur Aufrechterhaltung einer <normativen Sozialstruktur.>»²¹ In den Übergangsräumen der jungen Menschen werden raumgebundene neue Lebensweisen oft in gemeinsamen Handlungspraxen erprobt, die für die Konstituierung sozialräumlicher Milieus und Lebenswelten relevant sind. Zugleich produziert der Schwellenzustand, die Liminalität, als fragiler und transitorischer Ausnahmezustand Konflikte und Abgrenzungen gegenüber gesellschaftlichen Normen, die in voller Intensität durch die jungen Menschen mit in den Raum eingeschrieben werden. All diese dynamischen Praxen junger Menschen sind somit als zentrales Moment der sozialen und kulturellen Ordnung zu verstehen und verweisen auf ein «Stückchen Anarchie.»²² Wenn junge Menschen in den Abendstunden und am Wochenende – etwa bevor sie in Pubs, Klubs oder an andere Treffpunkte weiterziehen, aus Mangel an Alternativen oder einfach, weil ihnen danach ist, redend, flirtend, rauchend, trinkend und lachend in öffentlichen Räumen verweilend – es genießen, sich spielerisch und provokativ auf der städtischen Bühne zu bewegen und sich je nach Geschlecht, Herkunft, Lebensverlauf, Lebensstil und Szenenzugehörigkeit zu inszenieren, werden diese Grenzen, Ein- und Ausschluss als Aushandlungsprozesse immer wieder neu geübt. Die innerstädtischen Bühnen werden zu Zwischenräumen, an denen sich eine Verkehrung der gesellschaftlichen Ordnung manifestiert. Was auch eine funktionale Wegkreuzung produziert, indem Gesetze, die das Verhalten in öffentlichen Räumen regeln, und die Eigendynamik der liminalen Räume aufeinandertreffen. «Ihr könnt euch hier aufhalten, wenn ihr gewisse Regeln beachtet. Es gibt aber eine Grenze, und wenn ihr diese überschreitet,

20 Siehe z.B. Muri, Friedrich 2008: Stadt(t)räume – Alltagsräume? Muri: Wer bin ich? Wüstenrot Stiftung: Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt; Wüstenrot Stiftung: Stadtsurfer, Quartierfans & Co. Stadtkonstruktionen.

21 Bude: Das Problem der Exklusion, S. 7-28.

22 Ipsen: Stadt zwischen Innen und Aussen, S. 42.

dann greifen wir ein», erklärt ein Polizeibeamter seinen Umgang mit der «kleinen Minderheit, die Probleme bereitet».23 Solche klar signalisierte Grenzen, die ein allfälliges Eingreifen der Ordnungskräfte bei einer Übertretung transparent machen, werden von jungen Interviewten im Projekt «Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen» vermisst.

«Es hat überall Bänke und man soll sich nicht hinsetzen, das verstehe ich nicht. Warum stellt man eine Bank hin und sagt nachher: «Nein, wir möchten niemanden dort.» Und es hat auch Lampen dort. Also ich gehe davon aus, wenn es Lampen dort hat und Bänke, dann will man, dass die Leute auch am Abend dort sind, und sonst schaltet man halt die Lampen ab, dann ist niemand mehr dort.»24

Weggeschickt werden aus öffentlichen Räumen zählt zu den regelmässig wiederkehrenden Erfahrungen junger Menschen in den öffentlichen Räumen. Bei den Interviewten handelt es sich oft um junge Menschen, die zwar die Hürden in Bezug auf Arbeit, Körper, Institution und Familie25 meistern, trotzdem auf Grund ihrer Lebensstilisierung und ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe regelmässig Ausschluss aus öffentlichen Räumen erfahren. Diese informellen und meist ohne Begründung ausgesprochenen Wegweisungen werden von den Betroffenen als nicht gerechtfertigt eingeschätzt, als willkürlich und zermürend erfahren, jedoch routiniert eingesteckt und als Teil der Normalität erlebt. Trotz der somit vordergründig nur räumlichen Dimension der Ausgrenzung wird sie als tragisch und illegitim erlebt. Die willkürlich erfahrene Disziplinierung und Stigmatisierung auf Grund von Alter, Geschlecht, Gruppenzugehörigkeit und Lebensstil ist somit als Ausschluss mehrerer Dimensionen zu deuten und durchdringend. Dies, obschon die angetroffenen jungen Menschen nach einer Wegweisung wenn möglich andere Orte und Möglichkeiten im städtischen Dickicht suchen, die sich für eine Aneignung und die eigenen Konsumzwecke (noch) nutzen lassen.

Eine solche selbstbewusst erscheinende Reaktion und Wahrnehmung ist von den individuellen Dispositionen, Kompetenzen und Machtpositionen abhängig.26 Die hier angesprochenen jungen Menschen scheinen über Kapital und Ressourcen27 zu verfügen, die ihnen erlauben, mit den Beschneidungen im öffentlichen Raum,

23 Interview-Aussage aus dem Projekt Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum.

24 Interview-Aussage eines 19-Jährigen auf der Kleinen Schanze in Bern, der diverse Wegweisungserfahrungen gemacht hat, aus dem Projekt «Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen».

25 Zu Ein- und Ausschlusskriterien siehe z.B. Bude Das Problem der Exklusion.

26 Siehe bezüglich gefährdeter Jugendlichen z.B. Malli: Bürgerschreck Punk, S. 182-190.

27 Im Sinne Bourdieus, z.B. 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, S. 183-198; Bourdieu 1987 [1982]. Die feinen Unterschiede.

Stigmatisierungen und Disziplinierungen (etwa Nutzungseinschränkungen, Wegweisungen) und den eigenen Bedürfnissen umgehen zu können. Schon an dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass die informelle Anwendung von Regulativen, wie eben auch die Wegweisungspraxis gehandhabt wird, äusserst problematisch erscheint. Sie lässt sich von den Betroffenen kaum nachvollziehen, da meist weder eine Straftat noch die Absicht, eine zu begehen, vorliegt. Das pauschale Abstempeln als mögliche Täter und die Botschaft des Unerwünschtseins, das ein Wegschicken impliziert, werden zudem als willkürliche Interpretation, als Widerspruch zu den strukturellen Bedingungen und Missbrauch der Machtposition verstanden.

«Ich habe nichts kaputt gemacht, ich war einfach dort. [...] Es war auch nichts Illegales. Wenn sie halt nicht wollen, dass die Leute Alkohol konsumieren, dann sollen sie halt keinen Alkohol verkaufen [...] nicht gleichzeitig verkaufen und nachher sagen, man darf es dann nicht hier konsumieren.»²⁸

«Sie schicken einfach die Leute weg, die nicht ins Raster passen. Ist ein Pärchen dort, das zusammen redet, dann sagen sie nichts, wenn eine grössere Gruppe da ist, dann kommt es nicht mal mehr aufs Aussehen an. Jugendliche, die Sachschaden machen könnten oder Graffiti, Dreck machen könnten, auf diese gehen sie, sobald sie sie bemerken, auf die gehen sie, das ist meine Wahrnehmung.»²⁹ Die jungen Menschen, die seit mehreren Jahren solche Wegweisungen erfahren, scheuen meist eine Gegenwehr oder ein Aufbegehren. Markant scheint, dass sie weder über ihre Rechte noch über die Grenzen, die zu einer formalen Wegweisung führen können, Bescheid wissen.

Urbane Kompetenz

Diese Befunde zur Wegweisungspraxis in Anschluss auch an die Fallstudienresultate des Projekts *Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum* lassen unterschiedliche Schlüsse und Anknüpfungspunkte zu. Um einen jenseits von Ausschlussmechanismen liegenden Umgang mit den divergierenden Nutzungen in öffentlichen Räumen zu finden, ist meines Erachtens ein Einüben und eine dezidierte Kompetenzerweiterung aller Akteure und Akteurinnen gerade im Umgang mit Dynamik und Komplexität und eben auch Unerwartetem und Fremden vonnöten. Alle gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure sind gefordert, zur Stärkung des öffentlichen Raums beizutragen und seine Möglichkeit als Übungsterrain für urbane Kompetenz zu fördern. Das heisst, die zivile Gesellschaft soll die

²⁸ Interview-Aussage eines 20-Jährigen am Bahnhof Bern, aus dem Projekt «Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen».

²⁹ Interview-Aussage eines 20-Jährigen bei der Grosse Schanze in Bern, aus dem Projekt «Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen».

Befähigung erlangen, den öffentlichen Raum mit der Perspektive des möglichst geringen Risikos, nicht mit der Gefahr im Nacken, konstruiert durch etwa derzeitige (Un)Sicherheits-, Ordnungs- und Sauberkeitsdiskurse, zu nutzen.³⁰ – Meist wurde das Bedürfnis nach mehr Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit als Grund für die Einführung der Wegweisungsmaßnahmen angeführt. – Gerade im Zusammenhang mit Sicherheit geht es primär um die Befindlichkeit respektive das (Un)Sicherheitsgefühl gewisser Stadtbewohner und -besucherinnen, sie stellen Bezugspunkte der Wegweisungsstrategien dar und weniger reale Befunde konkreter Gefährdung und Gefährlichkeit.³¹ Zu diesem Unsicherheitsgefühl führen vor allem Unannehmlichkeiten, oder als unangenehm Empfundenes wie Lärm und Schmutz. Verhaltensweisen, die weder den Charakter von Straftaten annehmen, noch Rechtspositionen Dritter verletzen oder gefährden, können zum Bezugspunkt von relativ einschneidenden Eingriffen in die persönliche Freiheit werden. – Interessant scheint diesbezüglich – um nochmals auf einzelne Erkenntnisse aus dem Wegweisungsprojekt zurückzukommen – dass sich beobachten lässt, dass wir es bei der Wegweisungspraxis mit einer unsichtbaren Praxis zu tun haben, die sich schleichend in unseren öffentlichen Stadträumen ausbreitet. Die interviewten im Raum verbleibenden NutzerInnen nehmen in ihren alltäglichen Routinen im Stadtraum keine Wegweisungspraxis wahr. Aushandlungen zwischen divergierenden Nutzungen und Vorstellungen der öffentlichen Räume finden nicht statt, sondern es werden mittels rechtstaatlich legitimierter Maßnahmen wie der Wegweisungspraxis Diskurse und Widersprüche in öffentlichen Räumen unterbunden. Die Wegweisungen von in der Öffentlichkeit als störend wahrgenommenen Personen oder Gruppen aus bestimmten Stadträumen haben somit zur Folge, dass sich dort die Kommunikation verändert und die Diversität verringert. Die Integrationsherausforderungen im öffentlichen Raum werden so im gesamtstädtischen Raum äusserst ungleich verteilt.³² Das ‹Training› und die Förderung urbaner Kompetenz³³ im Umgang mit unterschiedlichen Raumnutzenden und -aneignungen scheint in den Stadträumen, wo die Wegweisungspraxis ausgeübt wird, abzunehmen. Dieser Mangel an urbaner Kompetenz wird

30 Glasauer: Stadt und Unsicherheit, S. 212-213.

31 Zu Angst und Kriminalitätsfurcht als zentrale Bezugspunkte postmoderner Kriminalpolitik vgl. Kunz: Kriminologie, S. 298-304 und Boers: Kriminalitätsprävention und Kriminalitätspolitik mit der Kriminalitätsfurcht? S. 10-15.

32 Breitfuss, Dangschat, Gruber, Gstöttner, Witthöft: Integration im öffentlichen Raum, S. 9-36.

33 Der öffentliche Raum bietet das Übungsterrain für «urbane Kompetenz» und die Möglichkeit genussvoller Freude an der Vielfalt des urbanen Daseins. Urbane Kompetenz meint die Befähigung, die öffentlichen Räume, wo sich unterschiedliche Lebensstile treffen, mit der Perspektive des möglichst geringen Risikos zu nutzen. Vgl. Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze, S. 39-56; Glasauer: Stadt und Unsicherheit, S. 217-218, und die folgenden Ausführungen.

durch eine systematische Funktionalisierung von Räumen, die eine Berechenbarkeit der Aneignungsformen und hohe Kontrollmöglichkeiten beinhaltet, gefördert. – Mehr Verständnis und einen Umgang mit divergierenden Nutzungen des öffentlichen Raums zu finden, der jenseits von Ausschlussmechanismen liegt, lässt sich wohl nur in einer Förderung der urbanen Kompetenzen respektive einem bewussten Üben für öffentliche Räume finden.

Facettenreiche Gesellschaft: das Ertragen von Diversität

Exemplarisch wurde in diesem Textbeitrag lediglich ein Aspekt einer Typisierung, von jungen Erwachsenen respektive Jugendlichen, die im Setting der unmittelbar von Wegweisung Betroffener fungieren, aufgenommen. Im abschliessenden Absatz möchte ich den Fokus nochmals etwas öffnen. – Wird von der Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen gesprochen, führt die Rede rasch zu so genannt «Randständigen». – Die wenig spezifisch verwendete Bezeichnung hält sich als pauschal verwendeter Begriff seit Einführung der Wegweisung in den Diskursen, in den parlamentarischen Debatten und medialen Berichterstattungen (in Bern Mitte seit den 1990er-Jahren) bis heute. Ebenfalls kreist die Rede der Praxispartnerinnen der Städte Bern, St. Gallen und Luzern oft um diese Zuschreibung. Verschiedene von Wegweisung betroffene Interviewte unterschiedlichen Alters, Geschlechts, Milieus, unterschiedlicher Herkunft, Gruppen-, Szene- und Schichtzugehörigkeit und alle hier gebildeten Typen verwenden diese Etikette für sich selber oder für andere Menschen in der Gesellschaft ebenso häufig und meist ohne zu stocken; diese Beobachtung gilt auch für die interviewten «Im-Raum-Verbleibenden» und die Expertinnen und Experten.³⁴

Als Ausgangspunkt für eine solche Zuschreibung fungiert wohl die Annahme, dass es dabei um gesellschaftliche Akteure und Akteurinnen geht, die auf Grund wenig spezifischer zugeschriebener Dimensionen (wie etwa Geschlecht, Alter, Herkunft, Milieu, Schicht) und damit einhergehender spezifischer Lebensstilisierung und -weise und unter bestimmten strukturellen Bedingungen handeln und somit ausserhalb einer gesellschaftlichen Mitte stehen und ausserhalb der gängigen sozialen Normen leben. Auffällig scheint in diesem Zusammenhang und immer mit der Thematik «Wegweisung» im Blick, dass sich in den 1990er-Jahren die Zuschreibung «randständig» vorwiegend auf Drogensüchtige (z.B. Alkoholiker/innen, Heroinabhängige) beschränkte, nun in den letzten Jahren, gerade auch im Zusammenhang mit der Wegweisungsnorm, zusehends junge Menschen pauschal und wenig differenziert unter der ebenfalls von aussen definierten

³⁴ Ebenso hartnäckig hält sich die Bezeichnung von Randgruppen oder Randständigkeit seit den 1960er-Jahren in der Sozialen Arbeit. Reutlinger: Rand, S. 211-220.

Bezeichnung «Jugendliche» in einem Atemzug mit Randständigen erwähnt und darunter subsumiert werden. Eine solche Zuschreibung, die «[n]amentlich [...] ganz unterschiedliche Ensembles von Personen als Randgruppe benannt bzw. zusammengefasst, was zu einer Ungenauigkeit und Unspezifik des Begriffes beiträgt: alte Menschen, Arbeitslose, Behinderte, Drogenabhängige, Homosexuelle, Kranke, Menschen mit Migrationshintergrund, Obdachlose, Prostituierte, Sozialhilfeempfänger, subkulturelle Jugendgruppen oder Vorbestrafte usw.»³⁵, bringt meist in Diskurs und Wahrnehmung eine Übertretung der gängigen sozialen Normen mit sich, die auf Grund von raumgreifenden Ein- und Ausschlussmechanismen, Kontroll- und Disziplinierungsmassnahmen als Fehlverhalten festgehalten beziehungsweise sanktioniert wird. Im Zusammenhang mit Wegweisung führt sie zu einer konkreten Beschneidung in den Raumrechten und einer Beeinträchtigung der Teilhabemöglichkeiten. – Dass nun die diskursive Gleichsetzung von Randständigen und Jugendlichen und die damit einhergehenden konkreten Ausschlussmassnahmen wie die Wegweisung beziehungsweise die fehlende Auseinandersetzung mit den Jugendlichen als gesellschaftlichen Akteuren – auch im öffentlichen Raum – zu einer zusätzlich als höchst problematisch einzuschätzenden Konstellation führen, soll an dieser Stelle mit Nachdruck erwähnt werden. Mögliche gesellschaftliche Folgen lassen sich kaum abschätzen, doch die bisherigen Erkenntnisse – insbesondere aus der Studie *Wegweisung in öffentlichen Stadträumen* – machen hellhörig.

Interessant scheint in diesem Kontext die Konstruktion von «eigen und fremd», die in verschiedenen ethnologischen Kontexten schon lange diskutiert wird. Verweisen demnach Jugendliche und junge Menschen, jugendliche (Sub-)Kulturen und spezifisch jugendliche Übergangsrituale und -verhaltensweisen, die bisweilen ans Äusserste der gängigen Normen gehen oder sie verkehren, auf genauso «fremde» Lebenswelten wie ehemals fern gelegene Ethnien oder die ehemals städtische Unterschicht im Kontrast zum Bürgertum?³⁶ – Es scheint, dass ein Nebeneinander unterschiedlicher Lebensweisen im öffentlichen Raum nicht mehr möglich, geschweige denn ein Miteinander denkbar und dies auch gar nicht erwünscht ist. *Jan Wehrheim* spricht in diesem Zusammenhang von einem grundsätzlich angespannten Verhältnis von Fremdheit und Öffentlichkeit, das als «prekäre Balance zwischen Verunsicherung einerseits und einem Zuviel an Kontrolle andererseits austariert werden muss, damit der Raum seinen Öffentlichkeitscharakter und seine Qualität als Ort von Fremdheit erlangt oder bewahrt».³⁷ Da es

³⁵ Reutlinger: Rand, S. 212.

³⁶ Wehrheim: Der Fremde und die Ordnung der Räume.

³⁷ Ebd., S. 13.

an den Untersuchungsorten in den drei Städten der Praxispartnerinnen Bern, St. Gallen und Luzern kaum um Schutz oder Unsicherheit im Sinne von Unversehrtheit geht, da keine realen körperlichen Gefahren drohen, kann «diese Dimension [...] als Äquivalent zur Assoziation des Fremden als gefährlichen Kriminellen begriffen werden.»³⁸ Wird es nun im öffentlichen Raum in Städten zusehends diffizil und gerade auch durch Wegweisungen zusehends verhindert, dass ein öffentliches Einüben, ein Aushalten und Aushandeln mit Fremden und Unkalkulierbarem, Verunsicherndem möglich werden, fehlt die urbane Kompetenz und damit die Möglichkeit, Diversität überhaupt erst zu ertragen.

Zitierte Literatur

- Beckett, Katherine.* Making Crime Play: Law and Order in Contemporary American Politics. New York 1997.
- Beckett, Katherine, Steve Herbert:* Dealing with disorder. Social control in the post-industrial city. In: *Theoretical Criminology* (2008), Vol. 12, Issue 1, S. 5-30.
- Belina, Bernd:* Raum, Überwachung, Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung. Münster 2006.
- Boers, Klaus:* Kriminalitätsprävention und Kriminalitätspolitik mit der Kriminalitätsfurcht? In: *Neue Kriminalpolitik* 2/2001, S. 10-15.
- Bourdieu, Pierre:* Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.). *Soziale Ungleichheiten.* Göttingen 1983, S. 183-198.
- Bourdieu, Pierre:* Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1987/1982.
- Bourdieu, Pierre:* Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hg.). *Städte Räume.* Frankfurt am Main 1991, S. 25-34.
- Breitfuss, Andrea, Jens Dangschat, Sabine Gruber, Sabine Gstöttner, Gesa Witthöft:* Integration im öffentlichen Raum. Wien: Stadtplanung und Stadtentwicklung Wien – Werkstattberichte Nr. 82, 2006.
- Bude, Heinz, Andreas Willisch (Hg.):* Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg 2006.
- Emmenegger Barbara, Monika Litscher (2009):* Nutzungsmanagement im öffentlichen Raum. Schlussfolgerungen zu den Fallstudien und Handlungsempfehlungen. Auf: www.hslu.ch/s-schlussfolgerungen_zu_den_fallstudien_und_handlungsempfehlungen.pdf.pdf (Stand: 25.05.2011).
- Glasauer, Herbert:* Stadt und Unsicherheit. Entschlüsselungsversuche eines vertrauten Themas in stets neuen Facetten. In: Glasze, Georg, Robert Pütz, Manfred Rolfes (Hg.). *Diskurs – Stadt – Kriminalität.*

- Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeografie. Bielefeld 2005, S. 203-222.
- Glasze, Georg, Robert Pütz, Manfred Rolfes*: Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeografie. Bielefeld 2005.
- Ipsen, Detlev*: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze. In: Oldenburger Universitätsreden (1999), Nr. 110, S. 39-56.
- Ipsen, Detlev*: Stadt zwischen Innen und Aussen. Randbemerkungen. In: Rolshoven, Johanna (Hg.). Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers. Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Marburg 2003, S. 37-49.
- Kunz, Karl-Ludwig*: Kriminologie. 4. Auflage. Bern/Stuttgart/Wien 2004.
- Lefébvre, Henri*: Die Revolution der Städte. [La révolution urbaine]. München 1972/1970.
- Litscher, Monika, Beat Grossrieder, Peter Mösch-Payot, Marco Schmutz*: Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen. Bericht zuhanden der Praxispartner/innen. Luzern 2011.
- Mäder, Ueli*: Exklusion – die neue soziale Frage. In: Widerspruch 49-2 (2005). Halbjahr, Beiträge zur sozialistischen Politik.
- Mäder, Ueli*: Integration und Ausschluss. In: Sozialhilfe der Stadt Basel. Jahrbuch 2007, S. 5-13. Auf: www.liste13.ch/IMG/jahrbuch_sozialhilfe.pdf (Stand: 25.5.2011).
- Muri, Gabriela, Sabine Friedrich*: Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität. Wiesbaden 2008.
- Muri, Gabriela*. Wer bin ich? Identitäten und Ressourcen. In: Ritter, Christian, Gabriela Muri, Basil Rogger (Hg). Magische Ambivalenz – Visualität und Identität im transkulturellen Raum. Zürich 2010, S. 78-96.
- Reiners, Diane, Gerlinde Malli, Gilles Reckinger*: Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe. Wien 2006.
- Reutlinger, Christian*: Rand. In: Reutlinger, Christian, Caroline Fritsche, Eva Lingg. Raumwissenschaftliche Basics. Wiesbaden 2010, S. 211-221.
- Rolshoven, Johanna*. Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003), S. 189-213.
- Schreiber, Verena*: Regionalisierung von Unsicherheit in der kommunalen Kriminalprävention. In: Glasze, Georg, Robert Pütz, Manfred Rolfes (Hg.). Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeografie. Bielefeld 2005, S. 59-103.
- Simmel, Georg*: Die Grossstädte und das Geistesleben. In: ebd.: Das Individuum und die Freiheit. Essays. Berlin 1984/1903, S. 192-204.
- Wacquant, Loïc*: Elend hinter Gittern. Konstanz 2000.
- Wehrheim, Jan*: Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. 2. Auflage. Opladen 2006.
- Wehrheim, Jan*: Der Fremde und die Ordnung der Räume. Opladen 2009.
- Wirth, Louis*: Urbanism as a way of life. In: AJS (1938) 44, S. 1-24.
- Wüstenrot Stiftung (Hg.): Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der

Monika Litscher: Starter-Kit: Kompetenz für öffentliche Räume oder das Ertragen von Diversität in der Stadt

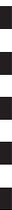
Raumaneignung. Ludwigsburg 2003.

Wüstenrot Stiftung (Hg.): Stadtsurfer, Quartierfans & Co. Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume. Bearbeitet am Studio Urbane Landschaften. Marburg 2009.

Zukin, Sharon: Städte und die Ökonomie der Symbole. In: Kirchberg, Volker, Albrecht Göschel (Hg.): Kultur in der Stadt. Opladen 1998, S. 27-40.

Zitierte Links

Recht auf Stadt: <http://www.rechtaufstadt.net/> (Stand: 31.05.2011).



Kerstin Sailer

Nutzungspotenziale und Aneignungsprozesse in öffentlichen Räumen

Abstract

Öffentliche Räume in der Stadt sind nicht nur für das Alltagsleben relevant als Orte der Durchquerung, auch ihr symbolischer Wert ist von Bedeutung: Sie sind der Ort der Begegnung mit dem Fremden, sie stellen die Bühne für menschliches Handeln und Interaktion dar, sie ermöglichen Identifikation, Selbstvergewisserung und Inszenierung. Daher stellt sich die Frage nach dem Nutzungspotenzial von öffentlichen Räumen als wichtiger Beitrag zur Lebensqualität von Menschen in der Stadt.

Wie also werden öffentliche Räume genutzt? Welche Faktoren tragen dazu bei, dass öffentliche Räume zur Aneignung und zum Aufenthalt einladen? Welche Faktoren behindern Aneignungsprozesse? Woran lässt sich festmachen, ob ein öffentlicher Raum «funktioniert» oder nicht «funktioniert»?

Am Beispiel von sozialräumlichen Untersuchungen eines innerstädtischen Raumsystems in Hannover wird sich der Beitrag diesen und ähnlichen Fragen aus der Sicht der Architektursoziologie widmen.¹ Eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Öffentlichkeitsbegriff und den vielfältigen Facetten von Aneignung und Nutzung wird zu diesem Zwecke mit eigenen empirischen Untersuchungen sowie einer morphologischen Analyse von Stadträumen mit Hilfe der Methode «Space Syntax» kombiniert. Sowohl Faktoren, die sich positiv auf Nutzbarkeit auswirken, als auch jene, die Aneignung verhindern, werden dabei exemplarisch herausgearbeitet.

¹ Als Grundlage dient die Diplomarbeit der Autorin, die sie im Sommersemester 2003 zum Thema «Die lebenswerte Stadt. Öffentliche Räume der Zukunft» bei Prof. Dr. sc. techn. Barbara Zibell und Dr.-Ing. Silke Claus am Institut für Architektur- und Planungstheorie der Universität Hannover verfasst hat.

Der Beitrag endet mit Reflexionen zur Umsetzung dieser Erkenntnisse in eine Planungspraxis, die sich nicht nur an Ästhetik und Gestaltung orientiert, sondern auch Nutzbarkeit und menschliches Verhalten in den Mittelpunkt stellt.

Öffentlichkeit, öffentlicher Raum und Lebensqualität

Öffentliche Räume in der Stadt sind mehr als nur die Restflächen zwischen den Häusern, auch wenn an diesem simplen Umkehrschluss zunächst nichts Falsches ist. Öffentliche Räume sind tatsächlich die Strassen und Plätze, die Gassen und Wege, die Hinterhöfe, Grünflächen und Parks in einer Stadt. Aber sie sind eben noch mehr: Sie bieten Raum für das gemeinsame Dasein der Menschen, sie sind der Ort der Begegnung mit dem Fremden, sie spiegeln die Gesellschaft in all ihren Facetten, sie stellen die Bühne für menschliches Handeln dar, sie eröffnen Möglichkeiten der Identifikation, der Selbstvergewisserung, der Inszenierung und Darstellung, des Sehens und Gesehenwerdens sowie Hörens und Gehörtwerdens. Sie symbolisieren Öffentlichkeit und dadurch nach Hannah Arendt Menschsein, denn erst im Öffentlichen schuf sich der Mensch.²

Die Prototypen öffentlicher Räume – die antike Agora, der mittelalterliche Markt- platz, die Piazza der Renaissance und der Boulevard des Haussmannschen Paris – prägen nicht nur unser Verständnis und unsere Vorstellung öffentlicher Räume³, sondern verdeutlichen auch ihre drei wesentlichen Nutzungen und Funktionen: Kommunikation, Handel und Fortbewegung.

Vielfältige Nutzungsprozesse sind in öffentlichen Räumen zu beobachten. Menschen durchqueren sie, verweilen oder lassen sich temporär darin nieder, nutzen sie zum Einkaufen, aber auch zum Relaxen, als Treffpunkte, als Orte von Freizeit, Sport, Spiel, kulturellen Veranstaltungen, kirchlichen Prozessionen, öffentlichen Festen und (kommerziellen) Events; öffentliche Räume sind oftmals die letzten Zufluchtsorte für Obdachlose und andere Randgruppen; Migrantinnen und Migranten nutzen sie zur Kompensation enger Wohnverhältnisse, Jugendliche halten sich im öffentlichen Raum auf, um der Kontrolle der Eltern zu entfliehen.

Empirischen Untersuchungen zufolge haben öffentliche Räume in den letzten Jahrzehnten einen enormen Bedeutungszuwachs erfahren, wie etwa Jan Gehl für Kopenhagen konstatiert, wo sich die Anzahl der Menschen in öffentlichen Räumen von 1968 bis 1995 verdreifacht hat.⁴ Trotz der vielfachen Beschwörung des

² Arendt: Vita Activa.

³ Christ: Öffentlicher versus privater Raum.

⁴ Gehl, Gemzøe: New City Spaces.

Endes der Öffentlichkeit und damit des Endes öffentlicher Räume durch Privatisierungstendenzen⁵, durch Virtualisierung⁶, durch Individualisierung und Fragmentarisierung menschlicher Beziehungen⁷ sowie durch die Tyrannei der Intimität⁸ hat sich zunehmend die Erkenntnis durchgesetzt, dass öffentliche Räume lediglich eine neue Bedeutung erhalten als «Bühne für die Erfahrung sozialer Differenzen und einer sinnlich erlebbaren Vielfalt»⁹.

Jenseits ihrer wichtigen Alltagsfunktion für die Menschen in der Stadt sind öffentliche Räume unlängst als strategisches Instrument der Stadterneuerung und -aufwertung erkannt worden und rücken durch ihren Beitrag zur Lebensqualität von Städten zunehmend in den Mittelpunkt des Interesses. Während in der öffentlichen Debatte zur Lebensqualität in Städten oftmals wirtschaftliche, politische und soziale Faktoren fokussiert werden (wie etwa Wohnen und Preise, Leben und Arbeiten, Verkehr und Sicherheit im Städteranking des Magazins «Der Focus»¹⁰ oder allgemeine demografische und infrastrukturelle Kennzahlen in der umfassenden europäischen Studie «Urban Audit»¹¹), hat die Stadtplanung längst den Zusammenhang zwischen der Gestaltung öffentlicher Räume und der Lebensqualität von Städten herausgestellt.¹² Durch eine gezielte Aufwertung des öffentlichen Raumes in der Stadt können Wohn- und Standortqualität gleichermaßen beeinflusst werden, wie etwa Jordi Sicilia am Beispiel von Barcelona ausführt.¹³ Die Neukonzeption öffentlicher Räume als gezieltes Instrument städtebaulicher Entwicklungen lässt sich an vielen Beispielen in der europäischen Stadtplanungstheorie und -praxis beobachten.¹⁴

Nutzungspotenziale und Aneignungsprozesse

Vor diesem Hintergrund der Bedeutung öffentlicher Räume und ihrer Alltagsrelevanz für die Menschen in der Stadt befasst sich dieser Beitrag mit der Frage, wie sich die Qualität öffentlicher Räume oder deren Nutzbarkeit definieren lässt. Dabei werden zwei Faktoren im Mittelpunkt stehen: auf der einen Seite das

5 Wehrheim: Die überwachte Stadt.

6 Rötzer: Die Telepolis.

7 Bauman: Vom Pilger zum Touristen.

8 Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens.

9 Paravicini: Architektur- und Planungstheorie, S. 186.

10 O.A.: Lebensqualität. Drei deutsche Städte sind Weltspitze.

11 Feldmann: The Urban Audit – measuring the quality of life in European cities.

12 Feldtkeller: Die zweckentfremdete Stadt – Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums.

13 Sicilia: Vom Wandel der Formen und Konzepte.

14 Andersson: Jeder Raum hat seinen Platz; Charbonneau: Lyon und Saint-Etienne: Politik für den öffentlichen Raum; Paravicini u.a.: Neukonzeption städtischer, öffentlicher Räume im europäischen Vergleich.

Nutzungspotenzial öffentlicher Räume, das heisst deren baulich-materielle Wirklichkeit als physische, gestaltete Räume, sowie auf der anderen Seite Aneignungsprozesse, das heisst wie und wodurch sich Nutzerinnen und Nutzer des öffentlichen Raumes dessen materielle Wirklichkeit temporär zu eigen machen können. Öffentlicher Raum wird daher sowohl als physischer Raum als auch als sozialer Raum begriffen. Die Unterscheidung von physischem und sozialem Raum hat eine lange Tradition in den Sozialwissenschaften und der Architektursoziologie und wurde unter anderem von Emile Durkheim, Georg Simmel, Pierre Bourdieu, Gabriele Sturm und Martina Löw eingehend diskutiert. Wie eng beide Begriffe gerade im Kontext öffentlicher Räume zusammenhängen, wie sich also eine Raumstruktur und seine Bespielung ergänzen, hat Herbert Schubert klargestellt: «Öffentlicher Raum ist keine eigenständige Kategorie, die unabhängig von den Menschen existiert. (...) Die Entwicklung der urbanen öffentlichen Räume ist schon immer eine Geschichte des Verhaltens der Menschen gewesen, die ihn figurativ bilden.»¹⁵

Im Folgenden sollen beide Begriffe – Nutzungspotenziale und Aneignungsprozesse – genauer definiert werden, um eine Grundlage für die weitere empirische und analytische Auseinandersetzung mit konkreten öffentlichen Räumen zu schaffen.

Unter «Nutzungspotenzial» wird in diesem Beitrag der Möglichkeitsraum von Architektur und Stadtstruktur verstanden, das heisst der konkrete gebaute, also physische Raum mit all seinen Konsequenzen und Implikationen für die spätere Nutzung, die in der Raumstruktur und seiner Gestaltung bereits angelegt sind. Im Rahmen der Entwicklung der Theorie «Space Syntax» argumentiert Bill Hillier, dass Raum wie Sprache zu verstehen sei – als eine bedeutungsvolle Kombination von Elementen, die nach den Regeln von Grammatik und Syntax kombiniert werden können. Um einen Satz zu formen, wählen Menschen Wörter aus und reihen sie aneinander, um sich auszudrücken; Architektinnen und Architekten sowie Stadtplaner/innen gehen demnach ähnlich vor: Sie wählen bauliche Elemente und fügen sie zu einer Raumstruktur oder Konfiguration zusammen, die daraufhin Konsequenzen für das menschliche Zusammenleben hat. Wie Sprache ist Raumstruktur also bedeutungsvoll, oder wie Hillier es selbst beschreibt: «[We can understand] architecture as a system of possibilities, and how these are restricted by laws which link this system of possibilities to the spatial potentialities of human life.»¹⁶

¹⁵ Schubert: Städtischer Raum und Verhalten, S. 7.

¹⁶ Hillier: Space is the Machine, S. 10.

Im Gegensatz dazu bezeichnen Aneignungsprozesse den konkreten Gebrauch der baulich-räumlichen Umwelt.¹⁷ Die Aneignung öffentlicher Räume geschieht durch tägliche Inanspruchnahme und Nutzungsprozesse aller Art, zunächst – ganz grundsätzlich – durch Bewegung und schliesslich durch immer wiederkehrende Gewöhnung, Vertrautheit und Identifikation, basierend auf gegebenen Möglichkeiten und unter Inanspruchnahme des entsprechenden sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Kapitals.¹⁸

Aufbauend auf dem Konzept von Raumaneignung als erkenntnis- und handlungsbezogenes Wahrnehmen¹⁹ nach Heidede Becker und Dieter Keim verlaufen Aneignungsprozesse in vier Phasen²⁰: Wahrnehmung, Orientierung, Identifikation und raumbezogenes Handeln. Zunächst muss ein Raum wahrgenommen werden, man muss von seiner Existenz wissen und ihn als Option wahrnehmen. Dann muss er erkennbar und lesbar sein, die Menschen müssen sich in ihm zurechtfinden und orientieren können. Des Weiteren benötigt er Bedeutungen und Identifikationsmöglichkeiten, er muss attraktiv und interessant erscheinen, Geschichte, Eigenart, Charme oder Ähnliches bieten. Zuletzt vollzieht sich Aneignung, also raumbezogenes Handeln, durch offene Gelegenheiten und Einladung.

Beide Konzepte – Nutzungspotenziale und Aneignungsprozesse – werden im Folgenden anhand einer konkreten städtischen Situation in Hannover untersucht, um Einflussfaktoren zur Nutzbarkeit öffentlicher Stadträume zu identifizieren.

Öffentliche Räume in der Stadt – das Beispiel Hannover

Zur Analyse wurde eine zentrale innerstädtische Raumachse in Hannover ausgewählt, die eine Reihe öffentlicher Räume unterschiedlicher Qualität und Ausprägung miteinander verbindet und vom Herzen der Stadt, dem Kröpcke in der Fussgängerzone, über den Hauptbahnhof bis zum Lister Platz führt, einem Stadtteilplatz im Osten von Hannover (Abbildungen 1 und 2).

Diese Achse ist nicht nur von grosser Relevanz für die Stadtentwicklung von Hannover (auch Nord-Süd-Fussgänger-Achse oder Laves-Achse genannt nach dem bekannten Stadtplaner des 19. Jahrhunderts) und hat daher viel Aufmerksamkeit und kontinuierliche Umbautätigkeiten erfahren; darüber hinaus verbindet die

¹⁷ Vgl. Zibell: Zur Zukunft des Raumes zwischen Stadt – Region und Kultur – Landschaft, S. 20.

¹⁸ Bourdieu: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum; Zibell: Zur Zukunft des Raumes zwischen Stadt – Region und Kultur – Landschaft.

¹⁹ Becker, Keim: Wahrnehmung in der städtischen Umwelt.

²⁰ Vgl. Sailer: Die lebenswerte Stadt.



Abbildung 1

Achse die City mit der Oststadt (siehe Abbildung 1) und thematisiert so die Überwindung der Grenzen und Brüche in der Stadt, die durch die auto-fixierten Umbauten der 1950er-Jahre mit der Gestaltung des City-Ringes entstanden sind. Durch neuere Stadtplanungskonzepte, die sich vermehrt der ganzheitlichen Betrachtung von Stadtstrukturen, der Vernetzung und der fussläufigen Erschließung stadtnahen Wohnens widmen, hat diese Thematik in Hannover und anderen europäischen Städten an Bedeutung gewonnen.²¹

Untersuchungsmethoden

Dieser Beitrag stützt sich auf sozialräumliche Untersuchungen, die 2003 im Rahmen einer Forschungsarbeit der Autorin entstanden und bisher unveröffentlicht

²¹ APUR: Plan-programme de l'Est de Paris; Auffarth: Bauhistorischer Exkurs zum Cityring; Busquets: On the Urban Coherence of the 1992 Program; zur Nedden: Hannover im Wandel; Paravicini u.a.: Neukonzeption städtischer, öffentlicher Räume im europäischen Vergleich; Sicilia: Vom Wandel der Formen und Konzepte.

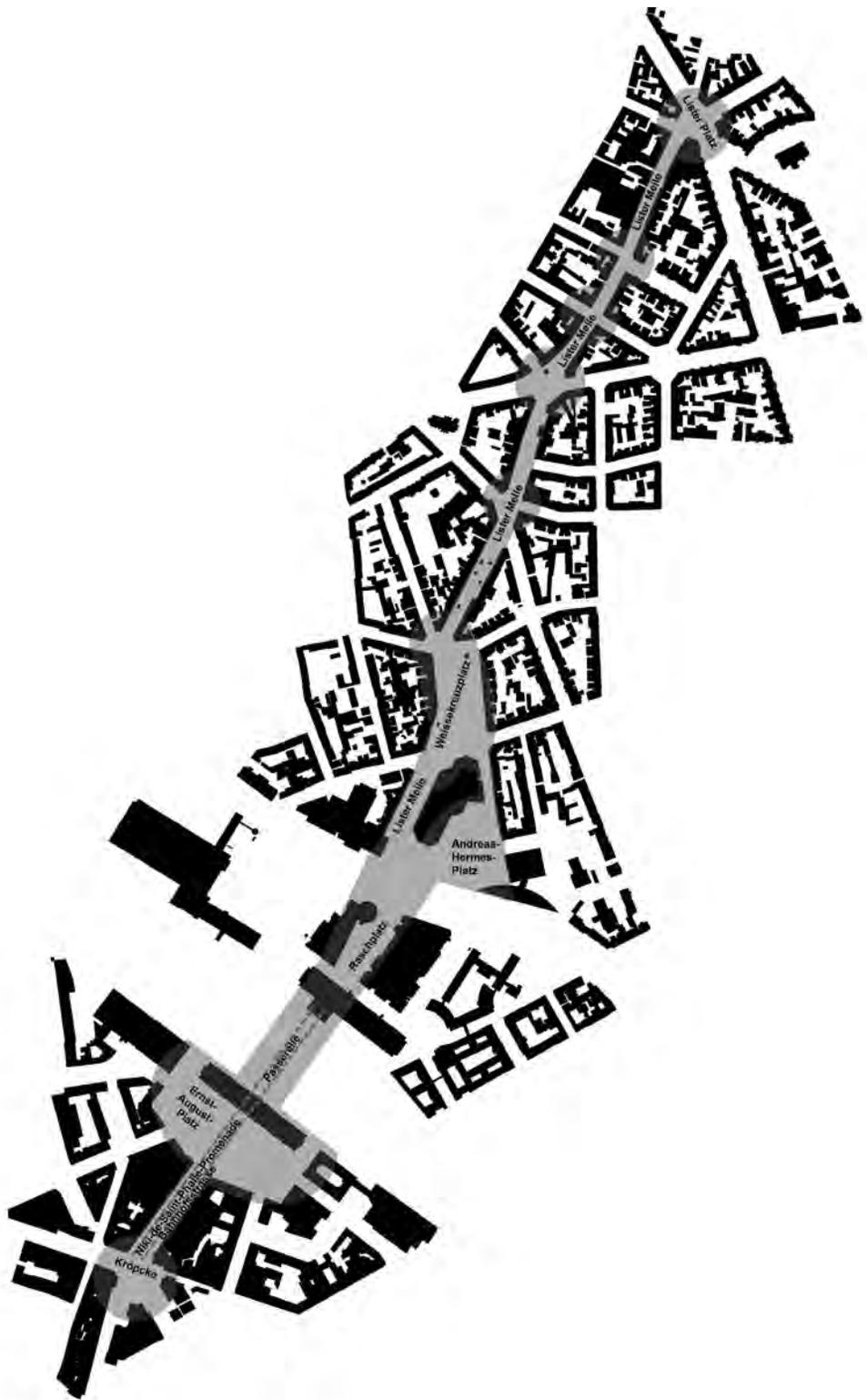


Abbildung 2

sind.²² Zum angewandten Methodenmix zählen qualitative Raubeobachtungen und Kartierungen der ausgewählten Stadträume, Zählungen von Bewegungsströmen von Fussgängerinnen und Fussgängern, qualitative Kurzinterviews und Befragungen von Passantinnen und Passanten sowie Interviews mit Expertinnen und Experten der Behörden in Hannover.

Erkenntnisse aus diesen Untersuchungen werden ergänzt mit einer aktuellen Analyse der Stadtstruktur und Raumkonfiguration von Hannover mit Hilfe der Methode «Space Syntax», die im Folgenden genauer vorgestellt wird.

Morphologische Stadtraumanalyse mit «Space Syntax»

«Space Syntax»²³ ist eine Theorie und Analysemethode, die in den 1970er-Jahren am University College London unter anderem von Bill Hillier und Julienne Hanson²⁴ entwickelt wurde – ursprünglich, um das Sozialverhalten in Städten zu ergründen und herauszufinden, ob es räumlich-architektonische Gründe für das Scheitern oder den Erfolg von Grosswohnsiedlungen gebe.²⁵ Die Methode basiert auf einer morphologischen Analyse von Raumkonfiguration, das heisst der Art und Weise, wie einzelne Raumelemente (beispielsweise Strassen in der Stadt, Räume in einem Museum oder Flure in einem Büro) miteinander verknüpft sind, um so ein Raumnetzwerk zu formen. Das so entstehende System von Räumen kann dann mit Hilfe der Graphentheorie mathematisch beschrieben und analysiert werden, beispielsweise hinsichtlich der Zentralität einzelner Räume im System. Ein Raum, der relativ zentral liegt im Verhältnis zu allen anderen Räumen im Stadtsystem, wird demnach «integriert» genannt, wohingegen ein abgelegener Raum mit weniger Verbindungen in «Space Syntax» als «segregiert» bezeichnet wird.

In einer Vielzahl empirischer Studien konnte die «Space-Syntax»-Forschung nachweisen, dass sich die Raumkonfiguration in vielfältiger Weise auf sozial-räumliches Verhalten auswirkt: Gut integrierte Räume ziehen aufgrund ihrer strategischen Lage Aktivitäten wie beispielsweise Bewegungsströme von Menschen an, während segregierte Räume weniger stark frequentiert werden. Dies wiederum hat Auswirkungen auf die Flächennutzung, sodass sich beispielsweise Ein-

22 Sailer: Die lebenswerte Stadt.

23 Englischsprachige Einführungen zu «Space Syntax» sind unter anderem: Bafna: Space Syntax; und: Hillier, Vaughan: The City as One Thing. Deutschsprachige Texte sind äusserst rar; Ausnahmen sind: Dworschak: Geistesblitze auf dem Flur; Rose u.a.: Space Matters; Stonor: Auf die Methode kommt es an.

24 Hillier, Hanson: The Social Logic of Space.

25 Hillier, Vaughan: The City as One Thing.

kaufsstrassen in gut integrierten Lagen bilden. Daher hat Hillier Städte auch als «Movement Economies»²⁶ bezeichnet.

Die gängigste Form der «Space-Syntax»-Analyse von urbanen Stadträumen ist die so genannte «Segmentanalyse». Sie basiert auf einer Karte von Axiallinien, wobei Axiallinien virtuelle Linien im Stadtgefüge sind, die Sichtbarkeitsachsen entlang von Strassen oder öffentlichen Plätzen darstellen. Eine Axialkarte²⁷ besteht zunächst aus allen längstmöglichen Linien, die möglichst viele Verbindungen zu anderen Linien herstellen, jedoch gleichzeitig als Gesamtsystem möglichst wenige Redundanzen aufweisen. Jede Linie stellt dann einen Knotenpunkt im Netzwerk dar, jede Kreuzung eine Verbindung. Um eine Axialkarte in eine Segmentkarte umzuwandeln, werden die langen Axiallinien an jedem Kreuzungspunkt in kürzere Segmente aufgespalten, um eine detailliertere Analyse von Raumstrukturen zu ermöglichen.

Als Masse für die Zentralität eines Raumes im Stadtgefüge werden hauptsächlich zwei Kennzahlen verwendet: zum einen Integration, das heisst die topologische Entfernung eines Segments zu allen anderen Segmenten, zum anderen das Durchgangspotenzial («Choice»), das heisst die Häufigkeit, mit der ein Segment auf dem kürzesten Weg aller Routen von A nach B liegt.²⁸ Beide Kennzahlen können entweder global für das gesamte System berechnet werden oder innerhalb eines festgelegten metrischen oder topologischen Radius. Darüber hinaus ermöglicht eine Segmentkarte die Berücksichtigung des Winkels einer Linie, das heisst, eine Entfernung kann auch gemessen werden als die kleinste Summe von Winkelveränderungen von einem Segment zu allen anderen Segmenten. Empirische Studien haben gezeigt, dass Richtungsänderungen eine grosse Rolle im kognitiven Navigieren von Stadtssystemen spielen – sowohl zu Fuss als auch per Automobil – und sich daher kollektive Bewegungsströme am besten durch die «Space-Syntax»-Kennzahl von Winkelveränderungen (so genannte «angular choice») simulieren lassen.²⁹

Für die Stadtraumanalyse mit «Space Syntax» wurden zwei unterschiedliche Karten auf der Grundlage von Planmaterial der Stadt Hannover erstellt: einerseits eine Segmentkarte von fussläufigen Verbindungen, andererseits eine Segmentkarte von automobil erschlossenen Verbindungen. Als Ausschnitt wurde ein Gebiet von etwa 5 mal 5 km gewählt, begrenzt im Osten von der B₃, im Westen von der B₆, im Süden von der B₆₅, dem Maschsee sowie der Siedlungsgrenze der Südstadt und im Norden vom Mittellandkanal und den Siedlungsgrenzen von

²⁶ Hillier: *Space is the Machine*.

²⁷ Vgl. Hillier, Hanson: *The Social Logic of Space*, S. 91-92.

²⁸ Vgl. Rose u.a.: *Space Matters*, S. 34.

²⁹ Hillier, Iida: *Network and psychological effects in urban movement*.



Abbildung 3a: Fussläufige Integration 500 m Radius

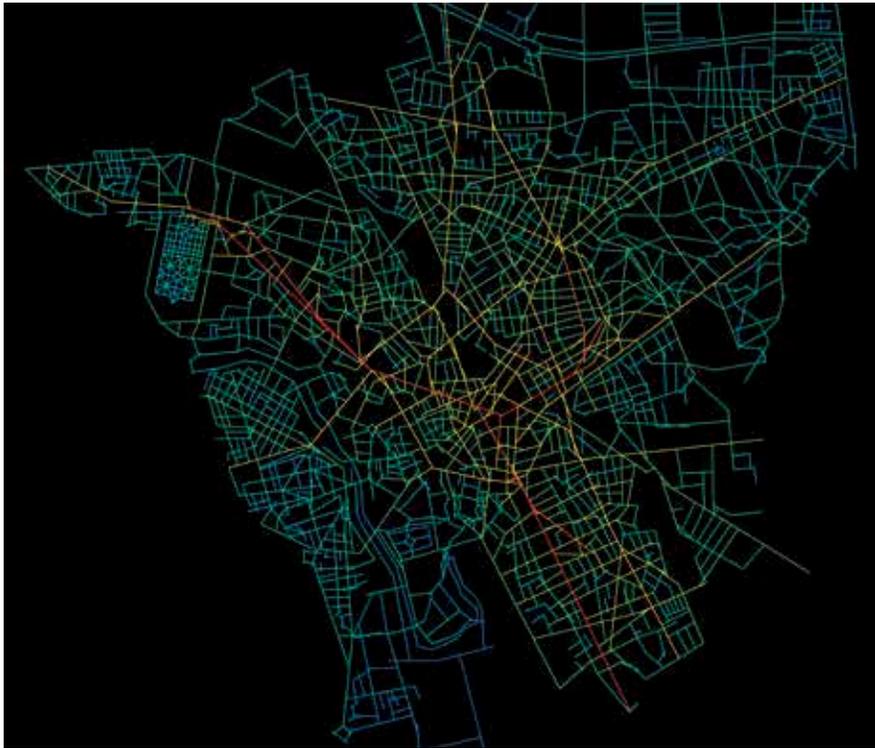


Abbildung 3b: Fussläufige Integration Global

Herrenhausen und Vahrenwald. Die Visualisierung der Karten folgt dem typischen «Space-Syntax»-Farbschema, das wie in einem Wärmebild die zentralsten Räume mit dem grössten Aktivitätspotenzial in Rot anzeigt und die segregiertesten Räume in Blau.

Die Segmentanalyse von Hannover (Abbildungen 3-6) verdeutlicht insbesondere zwei Aspekte: erstens eine ausgeprägte lokale Stadtkultur; und zweitens, wie verschieden die Stadt für Fussgänger/innen und Autofahrer/innen strukturiert ist und damit unterschiedlich erfahrbar wird.

Die Karte für fussläufige Integration mit einem Radius von 500 Metern³⁰ (Abbildung 3a) hebt deutlich die lokalen Quartierzentren als integrierte Inseln hervor, wie etwa die barocke Gartenanlage der Herrenhäuser Gärten (1), das Universitätsviertel (3), die Lister Meile (4), die zentrale Fussgängerzone und Einkaufsstrasse rund um Steintor und Georgstrasse (6) und die Gegend um den Aegidientorplatz (8). Die einzelnen Quartierzentren sind weitgehend voneinander abgetrennt und abgesehen von Ausnahmen nicht durch integrierte Wegverbindungen verknüpft. Ein ähnliches Bild zeichnet die Karte für automobiler Integration mit demselben Radius von 500 Metern (Abbildung 5a), wo lokale Zentren sichtbar werden. Im Gegensatz zur fussläufigen Segmentkarte hat sich die Lage der Zentren leicht verschoben und die Verbindungen zwischen den Zentren sind deutlicher erkennbar. Das bedeutet, dass die verschiedenen Quartiere in Hannover zwar fussläufig eher voneinander abgetrennt, mit dem Auto jedoch hinreichend verbunden sind – eine Tatsache, die den autogerechten Wiederaufbau der Stadt in den frühen Nachkriegsjahren widerspiegelt.

Die Segmentkarten für fussläufiges und automobiles Durchgangspotenzial mit einem Radius von 2500 Metern (Abbildungen 4a und 6a) zeigen eine netzartige Verbindungsstruktur, die die verschiedenen Stadtteile Hannovers miteinander verknüpft. Während die fussläufigen Verbindungen eher flächig verteilt sind und sich an vielen Orten parallele Routen als gleichermaßen relevant zeigen, ist die automobiler Vernetzungsstruktur wesentlich hierarchischer gestaltet – eine klare Priorisierung weniger Verbindungsstrassen wird deutlich.

Die Unterschiede zwischen fussläufiger und automobiler Wahrnehmung der Stadt Hannover stellen sich in den Segmentkarten der globalen Integration (Abbildungen 3b und 5b) sowie des globalen Durchgangspotenzials (Abbildungen 4b und 6b) noch prägnanter dar. Zunächst einmal zeigen alle vier Karten ein typisches Bild einer Stadtstruktur – ein System aus ringförmigen und radialen Verbindungen, das von Hillier als so genanntes «deformiertes Rad» («deformed

³⁰ Dies entspricht rund 6 Minuten Laufzeit.

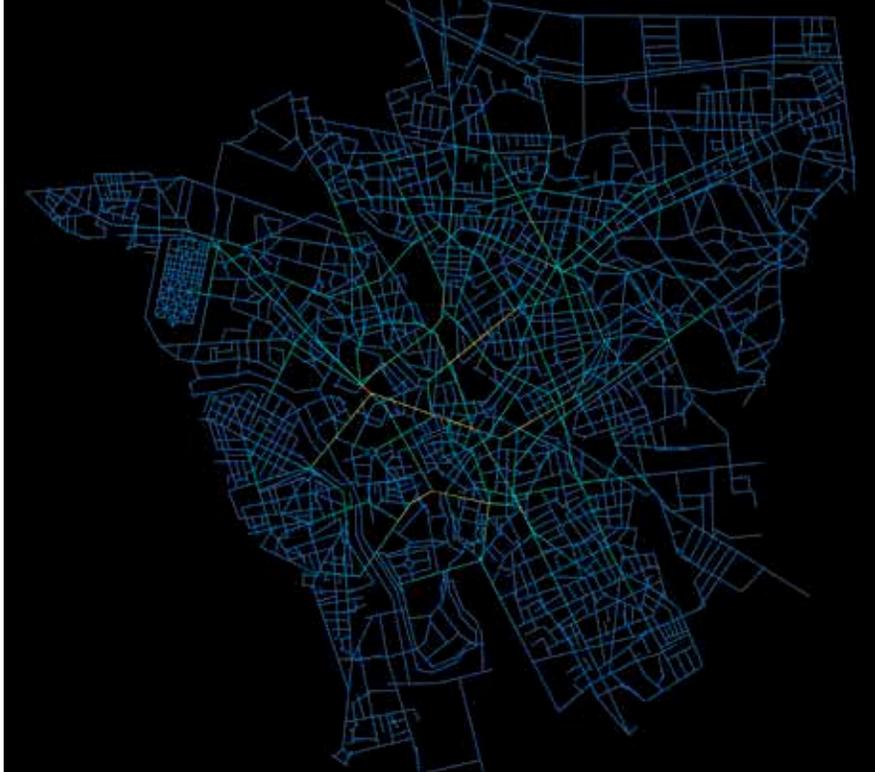


Abbildung 4a: Fussläufiges Durchgangspotenzial 2500 m Radius

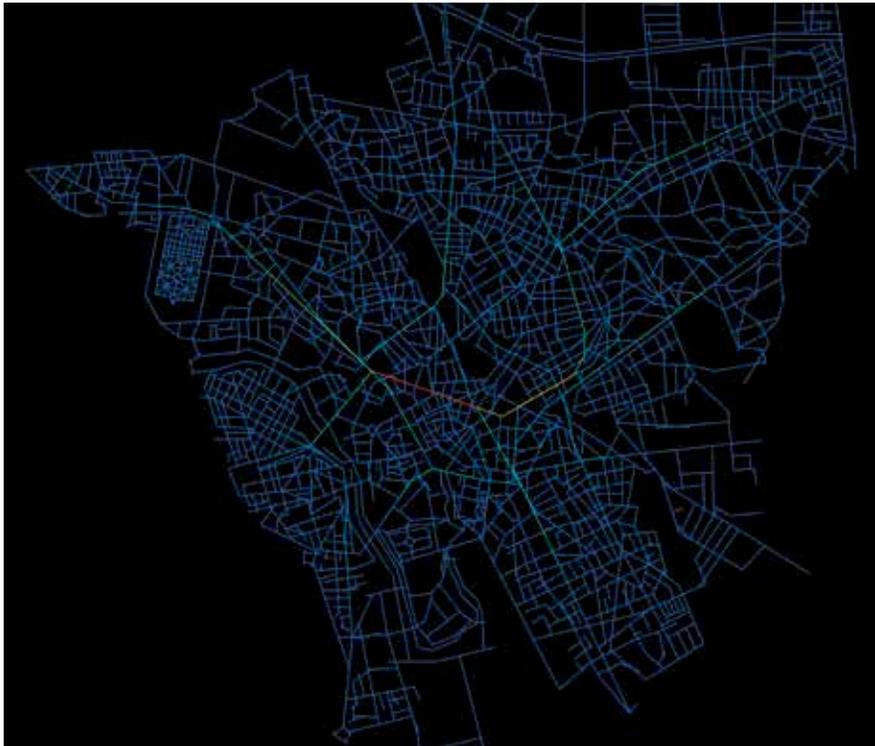


Abbildung 4b: Fussläufiges Durchgangspotenzial Global



Abbildung 5a: Automobile Integration 500 m Radius

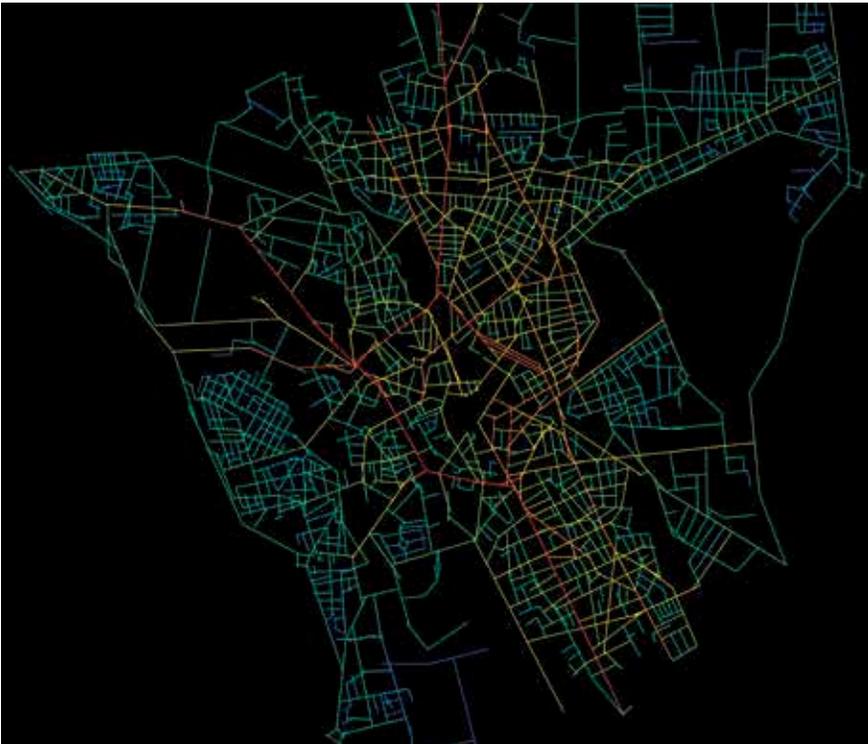


Abbildung 5b: Automobile Integration Global



Abbildung 6a: Automobiles Durchgangspotenzial 2500 m Radius

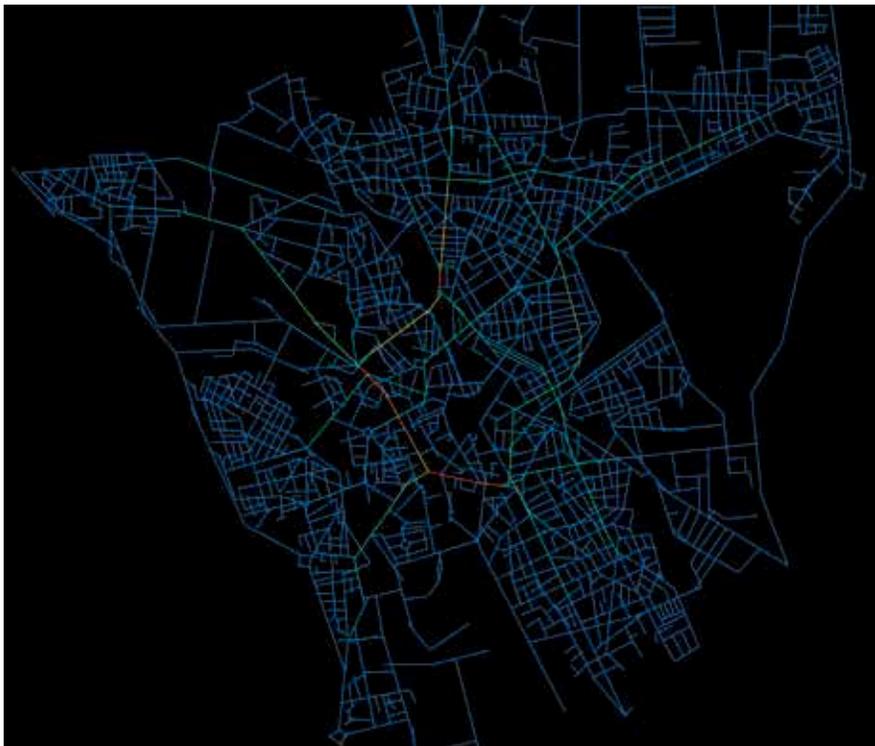


Abbildung 6b: Automobiles Durchgangspotenzial Global

wheel») bezeichnet wurde. Es besteht aus einer Nabe integrierter Linien nahe des Zentrums und Speichen, also integrierten Linien, die vom Zentrum in die Peripherie führen. Diese Struktur lässt sich in Städten rund um den Globus, aber auch in kleinen Dörfern, beispielsweise in Frankreich, wiederfinden, wie «Space-Syntax»-Analysen aufzeigen.³¹

Interessant ist jedoch, wie sehr sich die Karte der automobilen Verknüpfungen von der Karte der fussläufigen Verknüpfungen unterscheidet: Während die Haupteinkaufsstraße und Fußgängerzone (Lange Laube, Steintor, Georgstraße, Kröpcke, Rathenaustraße) als zentralster Raum in den fussläufigen Karten (Abbildungen 3b und 4b) identifiziert wird, nimmt diese Stellung in den automobilen Karten klar der City-Ring ein (Abbildungen 5b und 6b). Hierdurch wird deutlich, wie sehr sich das fussläufig erschlossene Hannover vom automobil zugänglichen Hannover unterscheidet und wie gravierend die Einschnitte im Stadtgefüge sind, die Hannover in diverse Stadtteile zerschneidet – vom Architekturkritiker Vittorio Magnago Lampugnani auch als «monofunktionale Inseln, unablässig vom Fahrzeugstrom umspült»³² bezeichnet. Dieses grundlegende Wissen über die Stadtstruktur von Hannover wird im Folgenden für die Diskussion von Einflussfaktoren zur Nutzbarkeit öffentlicher Stadträume von Interesse sein.

Einflussfaktoren zur Nutzbarkeit öffentlicher Stadträume

Öffentliche Räume in der Stadt stehen prinzipiell allen Menschen zur Nutzung offen; häufig jedoch vollzieht sich Nutzung erst durch eine komplexe Kombination vielfältiger Faktoren. Warum manche Stadträume erfolgreich und beliebt sind und andere eher gemieden werden, warum manche Räume «funktionieren» und andere nicht, und was in diesem Zusammenhang Funktion bedeutet, ist oft nicht auf den ersten Blick erkennbar. Zudem unterscheiden sich Nutzungsgruppen: Was für den einen attraktiv erscheint, wirkt auf die andere abschreckend. Individuelle Präferenzen und Entscheidungen spielen eine wichtige Rolle; dieser Beitrag zielt jedoch darauf ab, Einflussfaktoren zur Nutzbarkeit für die Allgemeinheit zu identifizieren, und stützt sich daher überwiegend auf objektiv beschreibbare und verallgemeinerbare Aspekte.

Wie bereits ausgeführt, ist die Voraussetzung für die Nutzung des öffentlichen Stadtraums Nutzungspotenzial sowie ein gelungener Aneignungsprozess. Daher werden nun vier verschiedene Faktoren – zwei zum Nutzungspotenzial, also dem

31 Hillier, Vaughan: *The City as One Thing*, S. 217-221; Hillier: *Studying Cities to Learn About Minds*, S. 23-24.

32 Zitiert nach: Auffahrt: *Bauhistorischer Exkurs zum Cityring*.



physischen Raum, und zwei zu Aneignungsprozessen, also dem sozialen Raum – exemplarisch³³ diskutiert und anhand von empirischen Beispielen der untersuchten Räume in Hannover belegt.

Raumkonfiguration als Nutzungspotenzial – das Zusammenspiel lokaler und globaler Sichtbarkeit

Erkenntnissen der «Space-Syntax»-Forschung zufolge stellt Raumkonfiguration eine wichtige Grösse für das kollektive sozialräumliche Verhalten von Menschen dar. Wie sich Menschenmassen im Raum bewegen, wird massgeblich von der Konfiguration bestimmt: Integrierte Räume ziehen potenziell mehr Menschen an durch ihre strategische Lage im Gesamtsystem einer Stadt, relativ unabhängig von ihrer spezifischen Funktionalität, die sich nach Hillier erst aus der Raumkonfiguration ergibt.

Dieser Zusammenhang lässt sich auf zweierlei Weise konkret auf die untersuchte Raumachse in Hannover anwenden: zum einen durch eine genauere Auswertung der Segmentkarte von Hannover und des Durchgangspotenzials in der Raumachse, zum anderen in einer Analyse der Lesbarkeit der Stadt sowie der Raumachse.

In der Überlagerung eines Ausschnittes der Segmentkarte für Durchgangspotenzial (2500 Meter Radius)³⁴ mit dem Schwarzplan der Raumachse wird deutlich, dass die meisten Teilabschnitte der Raumachse nur ein mittelhohes bis niedriges Durchgangspotenzial besitzen, dargestellt durch grüne und türkisfarbene Segmentabschnitte (siehe Abbildung 7). Demgegenüber konzentriert sich Durchgangspotenzial auf andere Teilräume jenseits der untersuchten Achse im Norden (Jakobstrasse), Osten (Theaterstrasse und Königstrasse), Süden (Georgstrasse) und Westen (Otto-Brenner-Strasse und Celler Strasse).

Dies bedeutet, dass die Raumachse im Vergleich zu anderen benachbarten Räumen aufgrund ihrer strategischen Lage im System ein geringeres Potenzial hat, grosse Menschenströme anzuziehen, die sich auf dem Weg vom einen Ort zum anderen befinden (also geringeres Durchgangspotenzial). Für Räume mit hohem

33 Diese Liste von vier wichtigen Faktoren stellt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Daher will sich dieser Beitrag als Denkanstoss verstanden sehen und weniger als eine abschliessende Diskussion aller möglicher Faktoren in ihrem komplexen Zusammenspiel.

34 Da die Segmentkarte für einen grösseren Ausschnitt der Stadt Hannover erstellt wurde und daher auf Kartenmaterial in wesentlich grösserem Massstab basiert, ist die Repräsentation der Linien etwas ungenauer als die Darstellung des Schwarzplanes. Daher schneiden einige Linien Gebäudekanten – dies ist lediglich ein Repräsentationsproblem und kann daher ignoriert werden.

Attraktionsgrad, wie für den Kröpcke, die Bahnhofsstrasse oder den Ernst-August-Platz, stellt dies kein Problem dar, weil sie als Ausgangs- und Zielpunkte von Bewegungsströmen fungieren – dies ist sowohl erkennbar an ihrem hohen Nutzungspotenzial in der globalen Integration (vgl. Abbildung 3b) als auch an der tatsächlichen Frequentierung.³⁵ Für Räume mit geringerem Attraktionsfaktor hat dies jedoch gewichtige Folgen. Der Andreas-Hermes-Platz beispielsweise ist ein Teilraum der untersuchten Achse, der wenig Attraktoren oder eigene gestalterische Ausstrahlungskraft aufweist. Ursprünglich konzipiert als grüne Oase und Gegenpol zum urbanen Raschplatz, fehlt diesem Ort eine erkennbare Funktion, Identifikationspotenzial oder ansprechende Stadtraummöblierung. Da diesem Raum ausserdem Durchgangspotenzial fehlt (vgl. Abbildung 7), wird er meist gar nicht als existent wahrgenommen. In Befragungen wussten viele Hannoveraner/innen weder mit dem Namen des Platzes noch mit dem Ort etwas anzufangen. Raumkonfiguration in ihrer Funktion als Verteilung von Bewegungsströmen und Einflussnahme auf sie ist demnach ein bedeutender Faktor für das Nutzungspotenzial öffentlicher Räume, da segregierte Räume potenziell weniger frequentiert und daher nicht wahrgenommen werden. Die erste Phase von Aneignung nach Becker/Keim und Sailer³⁶, nämlich Wahrnehmung, wird somit neben anderen Faktoren auch durch Konfiguration gesteuert.

Ein zweiter Aspekt der Raumkonfiguration bietet sich zur genaueren Betrachtung an, nämlich die Frage nach der Lesbarkeit des Stadtsystems sowie der Raumachse.

Hillier hat die Lesbarkeit («intelligibility») eines urbanen Raumsystems definiert als die Übereinstimmung von lokaler und globaler Information, das heisst, ein System gilt genau dann als gut lesbar, wenn der Grad der lokal sichtbaren Verknüpfungen eines Raumes aufschlussreich ist für dessen Lage im Gesamtsystem.³⁷ In einer lesbaren Stadt wären Räume mit vielen lokalen Anbindungen, also mit vielen direkt benachbarten Räumen, demnach auch gut in das Gesamtsystem integriert. Im Umkehrschluss würde für eine gut lesbare Stadt gelten, dass lokal segregierte Räume mit wenigen direkten Nachbarräumen, beispielsweise Sackgassen, auch insgesamt weniger ins Gesamtsystem eingebettet sind. Dieser Zusammenhang lässt sich statistisch prüfen, indem man zwei Werte einer «Space-Syntax»-Analyse miteinander korreliert, nämlich die Anzahl der direkten Verknüpfungen eines Raumes (genannt

35 Nach Zählungen im Juni 2003 an Werktagen zwischen 12 und 13 Uhr strömen rund 6600 Menschen pro Stunde durch Bahnhofsstrasse und Niki-de-Saint-Phalle-Promenade; ähnliche Menschenmassen von 6500 pro Stunde wurden am Ernst-August-Platz erfasst.

36 Becker, Keim: Wahrnehmung in der städtischen Umwelt; Sailer: Die lebenswerte Stadt.

37 Hillier: Space is the Machine, S. 129.

«connectivity») mit dessen Integrationswert. Ein hoher Korrelationskoeffizient³⁸ weist auf ein gut lesbares System hin, während ein niedrigerer Koeffizient auf ein schlecht lesbares, labyrinthisch anmutendes und Orientierung erschwerendes Stadtsystem deutet, wie Hillier anhand von idealisierten Studien zeigt. Durch Orientierungsexperimente in virtuellen Umgebungen konnte bestätigt werden, dass Raumstrukturen, die von Menschen als gut lesbar eingestuft werden, auch eine gute Korrelation zwischen Konnektivität und Integration hervorbringen.³⁹

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwieweit Hannover als städtisches Gesamtsystem lesbar ist, da der Korrelationskoeffizient zwischen Konnektivität und Integration eines Raumes bei $R_2=0.258$ liegt. Wie Abbildung 8a zeigt, streuen vor allem Räume mit wenigen lokalen Verbindungen sehr breit auf der Integrationsskala, aber auch Räume mit vielen lokalen Verbindungen (also hoher Konnektivität) liegen einmal mehr, einmal weniger integriert im Gesamtsystem. Das heisst, dass sich aus der lokalen Information eines Raumes nur mässig ableiten lässt, wo man sich im Gesamtsystem befindet. Kombiniert mit der ausgeprägten Stadtteilkultur von Hannover liesse sich die These aufstellen, dass Menschen überwiegend öffentliche Räume in ihrem Quartier nutzen oder die zentralen öffentlichen Räume in der City frequentieren. Analysiert man lediglich das Zentrum von Hannover, ergibt sich ein leicht erhöhter, jedoch weitgehend gleicher Korrelationskoeffizient von $R_2=0.277$ (siehe Abbildung 8b). Dies bestätigt die reduzierte Lesbarkeit der Stadtstruktur und räumt mögliche Grösseneffekte⁴⁰ aus. Die verschiedenen Räume der untersuchten Raumachse (siehe Abbildung 8c) sind jedoch wesentlich besser lesbar – ihr Korrelationskoeffizient weist einen Wert von $R_2=0.451$ auf. Die Räume, die am weitesten von der Regressionslinie entfernt sind und daher für einen niedrigeren Wert sorgen, sind die Bahnhofunterführung (Fernroder Strasse) sowie Raschplatz und Passerelle. Wenn diese Räume aus der Korrelation ausgeschlossen werden, erhöht sich der Koeffizient für Lesbarkeit auf $R_2=0.622$. Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass die Lesbarkeit der Raumachse wesentlich höher ist als die Lesbarkeit von Hannover als Gesamtsystem und dass einzelne Teilräume, wie Passerelle und Raschplatz, die Lesbarkeit der Raumachse einschränken.

Die mangelhafte Lesbarkeit des Raschplatzes und der Passerelle widerspiegelt sich in Raumeindrücken von Passantinnen und Passanten. Auf die Frage, wie sie

38 Da der Korrelationskoeffizient definitionsgemäss zwischen 0 und 1 liegt, kann ein Koeffizient $R_2 < 0.5$ als niedrig und $R_2 > 0.5$ als hoch angesehen werden. Die Beispiele in Hilliers «Space is the Machine» liegen bei 0.714 für ein gut lesbares und bei 0.267 für ein schlecht lesbares Stadtsystem.

39 Conroy Dalton: Spatial Navigation in Virtual Immersive Environments

40 Kleinere Systeme mit weniger Linien tendieren dazu, höhere Korrelationskoeffizienten zu erzielen.



Abbildung 8a: Hannover Gesamtsystem

den Raum am besten beschreiben würden, fielen überwiegend negative Äußerungen, beispielsweise «Es ist nicht sehr einladend hier», «Es fühlt sich ungemütlich an», «Da haben sich die Architekten verzettelt», «Es ist hässlich grau», «Die Schluchten machen Angst» oder «Der Raum ist uneindeutig».⁴¹ Eine weitere Untersuchung⁴² zur Routenwahl und zu möglichen Orientierungspunkten am Raschplatz ergab, dass sich die überwiegende Mehrheit an allgemein bekannten oder spezifischen Wahrzeichen orientierte sowie an Wegen, weniger jedoch an anderen gestalterischen Mitteln, wie etwa Rändern⁴³ und Grenzen. Insbesondere die Tunnel am Raschplatz im ersten Untergeschoss wurden als verwirrend, verwinkelt und unübersichtlich kritisiert; darüber hinaus sind die Ränder des Platzes unpräzise gefasst und gestalterisch wenig ausformuliert, wie die Abbildungen 9a und b verdeutlichen.

⁴¹ Ergebnisse von Kurzbefragungen von Passantinnen und Passanten im Juni 2003. Sieben Personen im Alter von 14 bis 52 wurden zu ihren Raumeindrücken in der Passerelle und am Raschplatz befragt.

⁴² Ergebnisse von Kurzbefragungen von Passantinnen und Passanten im Juni 2003. Zehn Personen im Alter von 26 bis 80 wurden zu ihren Präferenzen der Routenwahl und Orientierungspunkten auf einer Strecke mit vorgegebenem Start- und Endpunkt, jedoch mit unterschiedlichen Wegoptionen befragt.

⁴³ Nach Kevin Lynch orientieren sich Menschen an folgenden Gestaltungselementen: 1) Wegen, 2) Grenzen und Rändern, 3) Bereichen, 4) Brennpunkten und 5) Merk- oder Wahrzeichen. Vergleiche: Lynch: Das Bild der Stadt.

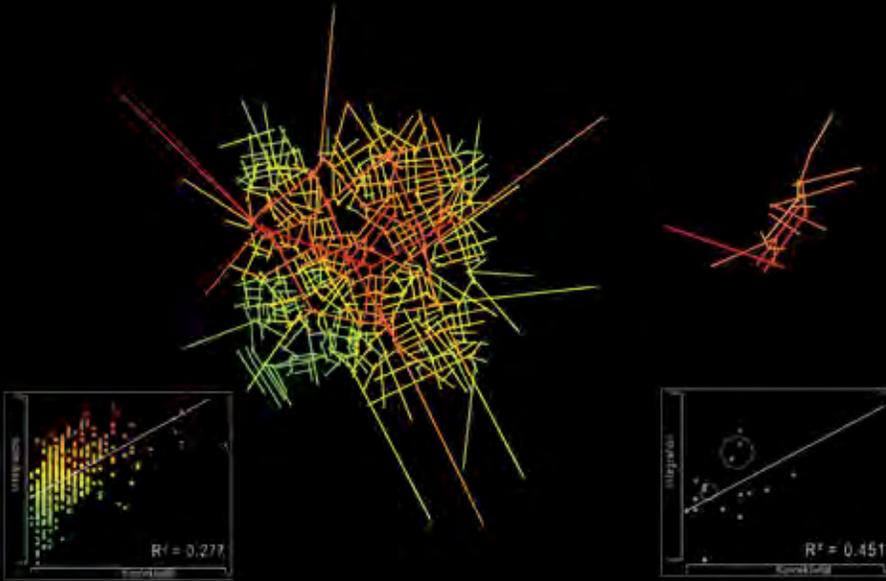


Abbildung 8b: Hannover Zentrum / Abbildung 8c: Hannover Raumachse

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die mangelnde Lesbarkeit im Stadtsystem von Hannover, jedoch insbesondere in einzelnen Teilräumen der untersuchten Raumachse, das Nutzungspotenzial einschränkt. Daher wird die zweite Phase von Aneignung, nämlich Orientierung und Lesbarkeit, ebenso wie Wahrnehmung von der Raumkonfiguration beeinflusst. Die Auswirkungen von Raumkonfigurationen widerspiegeln sich dann im Verhalten sowie in den Auffassungen der Nutzerinnen und Nutzer öffentlicher Stadträume, wie die Ergebnisse der Kurzbefragungen belegen.

**Stadtraummöblierung als Nutzungspotenzial –
Einladung zum Aufenthalt oder Abwehrdesign?**

Physischer Raum wird nicht nur von Konfiguration bestimmt, sondern ebenso massgeblich von der konkreten gestalterischen Ausformung und Ästhetik. Dazu zählen Fassadengestaltung, Platzgestaltung, Lichtgestaltung, Farben, Auswahl von Materialien sowie Stadtmöblierung (Sitzbänke, Skulpturen, Brunnen) und Grünelemente (Rasen, Bäume, Sträucher).

An dieser Stelle soll die Rolle von Stadtraummöblierung als eine Form von Nutzungspotenzial genauer beleuchtet werden. Nach Sailer⁴⁴ vollzieht sich Nutzung

44 Sailer: Die lebenswerte Stadt, S. 100



Abbildung 9a

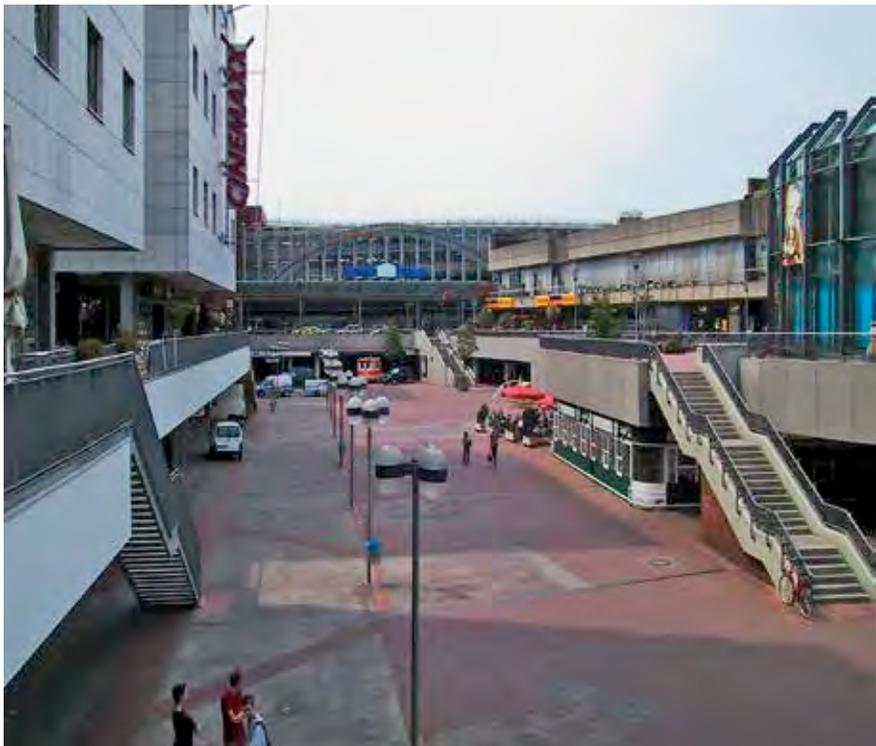


Abbildung 9b

in drei Stufen: Sie benötigt eine Situation oder Umgebung (beispielsweise ausreichend Platz), sich bietende Gelegenheiten (beispielsweise freie Sitzbänke) sowie positive Signale der Einladung und Erlaubnis (beispielsweise Regeln oder eine offene Atmosphäre). Die beiden letztgenannten Aspekte sollen im Weiteren diskutiert werden.

Die Verteilung von Sitzgelegenheiten in den Räumen der untersuchten Achse ist relativ gleichmässig, wie Abbildung 10 verdeutlicht.

In einigen Teilräumen, wie etwa der Lister Meile, ergänzen sich offene und konsumbezogene Sitzgelegenheiten in einer positiven Weise, sodass sich die unterschiedlichen Angebote gegenseitig befruchten und gemeinsam auf die Lebendigkeit und Attraktivität des Raumes auswirken. Darüber hinaus bietet die Lister Meile eine Vielzahl an traditionellen Holzbänken, die insbesondere von älteren Menschen geschätzt und genutzt werden, zusätzlich zu einem Angebot an unkonventionellen Sitzgelegenheiten wie Pollern, Schaufensternischen, Brunnen, Pflanztrögen oder unbenutzten Fahrradständern, die vor allem junge Erwachsene anziehen. Die Lister Meile wird als positiv und einladend empfunden. Passantinnen und Passanten⁴⁵ lobten vor allem die kleinen, gemütlichen Geschäfte zum Einkaufen, das reichhaltige Angebot an Cafés und Restaurants, die angenehme und belebte Atmosphäre, die Mischung an Menschen und persönliche Kontakte, die Gestaltung des öffentlichen Raumes mit Sitzgelegenheiten und Brunnen sowie die Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit der Lister Meile.

Im Gegensatz dazu dominieren Konsumangebote einzelne Teilräume (beispielsweise den Ernst-August-Platz oder Raschplatz), wo sich kaum Gelegenheiten zum konsumunabhängigen Sitzen bieten, oder es werden schlichtweg überhaupt keine Sitzgelegenheiten angeboten, wie etwa im Fall der Niki-de-Saint-Phalle-Promenade. Einschränkungen im Nutzungspotenzial durch einen Mangel an Gelegenheiten zeigen sich des Weiteren in Räumen wie dem Andreas-Hermes-Platz oder dem Weissekreuzplatz, da sich hier die überwiegende Mehrheit der Sitzgelegenheiten unkonventionell gestalten (Brunnen, Poller, hohe Bordsteinkanten, Treppenanlagen etc.) und damit nicht alle Nutzer/innen gleichermaßen zur Nutzung einladen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich bietende Gelegenheiten in der Stadtraumgestaltung einen gewichtigen Faktor für das Nutzungspotenzial öffentlicher Räume darstellen.

Stadtraummöblierung kann jedoch nicht nur einladend wirken und sich positiv

⁴⁵ Ergebnisse von Kurzbefragungen von Passantinnen und Passanten im Mai 2003. Es wurden elf Personen im Alter von 26 bis 78 zu ihrer Meinung über die Lister Meile befragt.



Abbildung 10

auf das Nutzungspotenzial auswirken, sondern auch eine deutliche Absage an spezifische Nutzungsmöglichkeiten aussprechen. So genanntes «Abwehrdesign» findet immer häufiger Anwendung im öffentlichen Raum⁴⁶, das heisst, bauliche Elemente werden so gestaltet, dass neben der Einladung an eine gängige und zugelassene Nutzung zusätzlich die Verhinderung einer anderen, unerwünschten Nutzung subtil eingeschrieben ist.

Beispiele für Abwehrdesign lassen sich in der untersuchten Raumachse vor allem in Sitzbänken in der Bahnhofsstrasse wiederfinden, die mit trennenden Armlehnen so gestaltet sind, dass sie sich nicht für Obdachlose zum Schlafen eignen, sowie die Treppenanlage zwischen Raschplatz und Andreas-Hermes-Platz, deren Geländer und Aufgang so gestaltet wurden, dass Skater/innen diesen Ort nicht (mehr)⁴⁷ für ihre Freizeitgestaltung nutzen können. Durch Raumbesichtigungen und Kurzbefragungen⁴⁸ von Passantinnen und Passanten wurde festgestellt, dass Abwehrdesign in der Tat wirkt – Obdachlose halten sich auch tagsüber von den Bänken in der Bahnhofsstrasse fern, und Skater/innen sind an der Treppenanlage nicht zu finden. Niemand von den befragten Passantinnen und Passanten konnte das Abwehrdesign entschlüsseln. Ganz im Gegenteil: Die Bänke in der Bahnhofsstrasse erfreuen sich allgemeiner Beliebtheit beim Zielpublikum und werden von diversen Gruppen genutzt (Jugendlichen, Eltern mit Kindern, älteren Menschen, Geschäftsleuten).

Stadtraummöblierung als physische Raumgestaltung und damit als ein Element von Nutzungspotenzial bietet also nicht nur Gelegenheiten und Einladungen zur Nutzung, sondern kann auch subtil bestimmte Nutzungsgruppen ausschliessen und ausladen.

Die Anziehungskraft anderer Menschen im Aneignungsprozess – Belebtheit und Beliebtheit öffentlicher Räume

Der soziale Raum, also die Anwesenheit anderer Menschen, ist ebenso wichtig für die Nutzbarkeit öffentlicher Räume wie die bereits diskutierten Aspekte der baulich-räumlichen Gestaltung. Im Aneignungsprozess öffentlicher Räume kann die Anwesenheit anderer Menschen als Attraktor wirken. Diesen Zusammenhang hat Gehl folgendermassen beschrieben: «People are attracted to other people.

⁴⁶ Abwehrdesign und weitergehende raumkontrollierende Massnahmen werden unter anderem ausführlich beschrieben in: Walther: Big Brother? und Davis: City of Quartz.

⁴⁷ In Raumbesichtigungen wurde die Treppenanlage überwiegend unbenutzt vorgefunden. Das Stadtplanungsamt in Hannover konnte sich jedoch in Gesprächen daran erinnern, dass sich früher dort öfter Skater/innen aufgehalten hätten.

⁴⁸ In der Bahnhofsstrasse wurden im Mai 2003 neun Personen im Alter von 20 bis 67 zu den Gründen ihres sitzenden Aufenthalts befragt. An der Treppenanlage zwischen Raschplatz und Andreas-Hermes-Platz wurden im Mai 2003 zehn Personen im Alter von 19 bis 52 zu ihrer Meinung über die Gestaltung befragt.



Abbildung 11

They gather with and move about with others and seek to place themselves near others. New activities begin in the vicinity of events that are already in progress. (...) People come where people are.»⁴⁹

Die Attraktivität der Lister Meile, die sich auch an der Anwesenheit anderer Menschen festmacht (persönliche Kontakte und die Mischung an Menschen wurden explizit als positive Faktoren benannt), wurde bereits diskutiert. Daher soll ein weiteres Beispiel angeführt werden: die Attraktivität des Raschplatzes bei Nacht aufgrund von Nachtaktivitäten, die zu einer vielfältigen Belebung und einer charmanten Atmosphäre führen, die dem Platz bei Tageslicht eindeutig fehlen. Während der Raschplatz bei Tag vor allem durch seine ungefassten Ränder und die leere Mitte auffällt und überwiegend zur Durchquerung genutzt wird (vgl. Abbildung 9b), zieht der Platz bei Nacht durch ein breit gefächertes Angebot an Kinos, Restaurants, Clubs, Discos und Bars ein überwiegend jungendliches Publikum an, vor allem am Wochenende. Diese Belebung des Platzes trägt massgeblich zu seiner Nutzbarkeit bei und verringert ein mögliches Angstgefühl aufgrund von sozialer Kontrolle. Eine gelassene und offene Atmosphäre ist auf dem Platz spürbar, und die Belebung reicht sogar bis in die unübersichtlichen Tunnel im ersten Untergeschoss (Abbildung 11).

⁴⁹ Gehl: *Life Between Buildings*, S. 25.



Durch die Anziehungskraft, die andere Menschen auf potenzielle Nutzer/innen ausüben, kann sich also die Nutzbarkeit öffentlicher Räume steigern, wie am Beispiel der Lister Meile und des Raschplatzes deutlich geworden ist. Dadurch wird der soziale Raum zum wichtigen Faktor von Nutzbarkeit im Rahmen von Aneignungsprozessen.

Das Abstossungspotenzial anderer Menschen im Aneignungsprozess – Nutzungskonflikte im öffentlichen Raum

Die Anwesenheit anderer Menschen wird jedoch nicht immer als positiv und bereichernd empfunden, sondern kann Nutzbarkeit verhindern und dem Aneignungsprozess im Weg stehen. Oftmals liegen dem unterschiedliche Ansprüche oder Vorstellungen zur Nutzung öffentlicher Räume durch diverse Nutzungsgruppen zugrunde. Ein Beispiel für Nutzungskonflikte in der Raumachse stellt der Weissekreuzplatz dar. Durch Raumbesichtigungen wurden sechs verschiedene Gruppen von Nutzer/innen mit unterschiedlichem sozialräumlichem Verhalten identifiziert: 1) ältere Menschen auf Sitzbänken entlang der Pergola am Ostrand des Platzes, 2) junge Menschen, die temporär auf der Steinmauer am Westrand des Platzes sitzen, 3) junge Menschen, die sich in kleinen Gruppen auf dem Gras niederlassen, 4) Hundehalter/innen, die die Rasenfläche als Auslauf für ihre Tiere nutzen, 5) Trinker/innen und Obdachlose am Nordende des Platzes, 6) Gruppen von Punks, die sich auf der Rasenfläche niederlassen und teilweise einzeln vor

den Läden der Lister Meile «Geld schnorren». Während die ersten drei Gruppen unproblematisch den Platz gleichzeitig und nebeneinander nutzen können, verursachen die letztgenannten drei Gruppen Ärgernisse und verletzen die üblichen Verhaltensregeln im öffentlichen Raum (Verschmutzung durch Hundekot, Bierdosen, Zigarettenreste, Lärm, Pöbeleien). Die Kombination aus allen drei auffälligen Nutzungen wirkt überwiegend abschreckend auf Passantinnen und Passanten: In Befragungen⁵⁰ gaben zwei Drittel der Personen an, ein Aufenthalt auf dem Platz käme für sie nicht in Frage. Gründe für die Nichtnutzung waren überwiegend im falschen Publikum zu finden, aber auch die Platzgestaltung wurde bemängelt. Der negative Eindruck des Platzes wirkt auch, wenn von der als problematisch begriffenen Nutzung keine Spur ist – offensichtlich sind der Ruf und das Image des Weissekreuzplatzes bekannt genug, um nicht nur seine Nutzbarkeit, sondern auch die ganz konkrete Nutzung einzuschränken.

Fazit: Nutzungspotenzial und Aneignungsprozesse

Vier verschiedene Einflussfaktoren für die Nutzbarkeit öffentlicher Stadträume wurden hier diskutiert: Raumkonfiguration, Stadtraummöblierung, die Anwesenheit anderer Menschen sowie die Abschreckung durch als problematisch empfundene Nutzungsgruppen. Durch die Kombination unterschiedlicher Methoden der Architekturtheorie und Sozialraumforschung konnten vielfältige, komplexe Prozesse menschlichen Verhaltens analysiert und mit Raumstruktur, Raumgestaltung und sozialem Raum in Verbindung gebracht werden. Es wurde deutlich, dass die Einflüsse auf sozialräumliches Verhalten selten monothematisch oder eindimensional sind. Oft stehen Faktoren in Abhängigkeit voneinander und beeinflussen sich gegenseitig.

Nutzbarkeit statt Ästhetik? Reflexionen zu einer alternativen Planungspraxis

Architektur ist eine interventionistische und praxisorientierte Disziplin. Aus der Perspektive der Architektursoziologie stehen zwar der Erkenntnisgewinn und das Ergreifen von Zusammenhängen zwischen Raum und menschlichem Verhalten im Vordergrund, jedoch ist immer auch die konkrete Verbesserung von baulich-räumlicher Umwelt in ihrem ursächlichen Interesse.

Planung schafft und bestimmt Lebensräume; ihre Auswirkungen sind über Jahr-

⁵⁰ Im Mai 2003 wurden an zwei Nachmittagen 24 Personen im Alter von 24 bis 80 direkt vor der Geschäftsfassade der Lister Meile am Weissekreuzplatz zu ihrer Meinung zur Platzgestaltung und Attraktivität des Platzes befragt.

zehnte hinweg spürbar und erfahrbar für die Nutzerinnen und Nutzer von Raumstrukturen. Zu oft jedoch orientiert sich die Planungspraxis allein an Ästhetik, beispielsweise in Architekturwettbewerben. Aspekte von Nutzbarkeit stehen zu selten im Vordergrund, und das Wissen um menschliches Verhalten und den Einfluss von Raumstrukturen ist noch viel zu wenig verbreitet.

Im englischsprachigen Raum macht seit einigen Jahren der Begriff der evidenzbasierten Praxis («evidence-based practice» oder konkret «evidence-based medicine», «evidence-based design», «evidence-based management» etc.) von sich reden.⁵¹ Diese Bewegung geht davon aus, dass sich Forschung und Praxis viel mehr gegenseitig befruchten und aktuelle Forschungserkenntnisse systematisch in der Praxis Anwendung finden sollten. In diesem Sinne hat beispielsweise «Space Syntax» durch die Beratung bei städtebaulichen Projekten wie dem Umbau des Trafalgar Square⁵² im Herzen von London wesentlich zu dessen Erfolg beigetragen.

Dieser Ansatz des evidenzbasierten Entwerfens steckt noch in den Kinderschuhen; es ist jedoch zu hoffen, dass dieses Beispiel Schule macht, nicht nur im englischsprachigen Raum, damit in Zukunft Raumstrukturen geschaffen werden können, die sich an Nutzbarkeit und menschlichem Verhalten orientieren.

Diese Idee ist bei weitem nicht neu – der niederländische Architekt Herman Hertzberger hat sich bereits vor einigen Jahrzehnten für eine Architektur eingesetzt, die sich am Alltagsleben der Menschen orientiert: «Wie könnte die Architektur etwas anderes sein als die Beschäftigung mit Situationen des täglichen Lebens, wie wir sie alle kennen; es ist wie mit der Kleidung, die einem Menschen nicht nur stehen soll, sondern auch passen muss. (...) Was man auch tut, wo und wie man den Raum strukturiert, hat dies einen bestimmten Einfluss auf die Situation der Menschen. Denn Architektur, alles Gebaute, spielt unweigerlich eine gewisse Rolle im Leben der Benutzer, und es ist die Hauptaufgabe des Architekten, ob es ihm behagt oder nicht, dafür zu sorgen, dass alles, was er macht, all diesen Situationen Rechnung trägt. (...) Die Baukunst besteht weder darin, nur schöne Dinge hervorzubringen, noch einzig nützliche – sie muss beides zugleich tun, wie der Schneider, der Kleider herstellt, die gut aussehen und auch passen.»⁵³

51 Eine ausführliche Auseinandersetzung mit evidenzbasiertem Entwerfen findet sich in: Sailer u.a.: Evidence-Based Design.

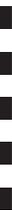
52 Vergleiche: Rose u.a.: Space Matters

53 Hertzberger: Vom Bauen. S. 174.

Bibliografie

- Andersson, Thorbjörn*: Jeder Raum hat seinen Platz. In: TOPOS, European Landscape Magazine, 28 (1999), S. 24-32.
- APUR (Atelier Parisien d'Urbanisme): Plan-programme de l'Est de Paris. In: Paris Projet 27/28 (1989), S. 8-39.
- Arendt, Hannah*: Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München 1981.
- Auffarth, Sid*: Bauhistorischer Exkurs zum Cityring. In: Institut für Gartenarchitektur und Grünplanung (Hg.): Internationaler Entwurfsworkshop – Stadträume am Cityring. Hannover 2001.
- Bafna, Sonit*: Space Syntax. A Brief Introduction to its Logic and Analytical Techniques. In: Environment and Behavior, 35/1 (2003), S. 17-29.
- Bauman, Zygmunt*: Vom Pilger zum Touristen. In: Das Argument 205 (1994), S. 389-408.
- Becker, Heidede, Dieter K. Keim*: Wahrnehmung in der städtischen Umwelt – möglicher Impuls für kollektives Handeln. Berlin 1978.
- Bourdieu, Pierre*: Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, Martin (Hg.): Stadträume, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 25-34.
- Busquets, Joan*: On the Urban Coherence of the 1992 Program. In: Borja, Jordi (Hg.): Barcelona. An Urban Transformation Model, 1980-1995. Quito 1996 (Urban Management Series, Band 8), S. 63-69.
- Charbonneau, Jean-Pierre*: Lyon und Saint-Etienne: Politik für den öffentlichen Raum. In: TOPOS, European Landscape Magazine 28 (1999), S. 6-17.
- Christ, Wolfgang*: Öffentlicher versus privater Raum. Überarbeitete Fassung des Vortrages beim Internationalen Symposium «Die europäische Stadt – ein auslaufendes Modell?», IRS am 16. und 17. März 2000.
- Conroy Dalton, Ruth*: Spatial Navigation in Immersive Virtual Environments. Dissertation am University College London. London 2001.
- Davis, Mike*: City of Quartz. Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles. Berlin/Göttingen 1999.
- Dworschak, Manfred*: Geistesblitze auf dem Flur. In: Der Spiegel, 25. März 2002.
- Feldmann, Berthold*: The Urban Audit – measuring the quality of life in European cities. Luxemburg 2008 (eurostat, Statistics in Focus, 82). URL: http://epp.eurostat.ec.europa.eu/cache/ITY_OFFPUB/KS-SF-08-082/EN/KS-SF-08-082-EN.PDF (Stand: 10. Dezember 2010).
- Feldtkeller, Andreas*: Die zweckentfremdete Stadt – Wider die Zerstörung des öffentlichen Raums. Frankfurt am Main/New York 1994.
- Gehl, Jan*: Life Between Buildings. Using Public Space. New York 1987.
- Gehl, Jan, Lars Gemzøe*: New City Spaces. Kopenhagen 2001.
- Hertzberger, Herman*: Vom Bauen. Vorlesungen über Architektur. München 1995.
- Hillier, Bill*: Space is the Machine. Cambridge 1996.
- Hillier, Bill*: Studying Cities to Learn about Minds. How Geometric Intuitions Shape Urban Space and Make it Work. In: Hölscher, Christoph, Ruth Conroy Dalton und Alasdair Turner (Hg.): Space Syntax and Spatial Cognition. Bremen 2007 (SFB/TR 8 Monographs, Band 2), S. 11-31.
- Hillier, Bill, Julienne Hanson*: The Social Logic of Space. Cambridge 1984.

- Hillier, Bill, Shinichi Iida*: Network and psychological effects in urban movement. In: Lecture Notes in Computer Science, 3693 (2005), S. 475-490.
- Hillier, Bill, Laura Vaughan*: The City as One Thing. In: Progress in Planning 67 (2007), S. 205-230.
- Lynch, Kevin*: Das Bild der Stadt. Braunschweig 1975 (Bauwelt Fundamente, Band 16).
- Nedden, Felix zur*: Hannover im Wandel: einst, gestern, heute. Hamburg 1998.
- O.A.*: Lebensqualität. Drei deutsche Städte sind Weltspitze. Focus Online, 26. Mai 2010.
- Paravicini, Ursula*: Architektur- und Planungstheorie. Konzepte städtischen Wohnens. Stuttgart 2009 (Basiswissen Architektur).
- Paravicini, Ursula u.a.*: Neukonzeption städtischer, öffentlicher Räume im europäischen Vergleich. Hannover 2002 (wissenschaftliche Reihe des Niedersächsischen Forschungsverbundes Frauen- und Geschlechterforschung/NFFG, Band 3).
- Rose, Anna u.a.*: Space Matters. Regelbasiertes Entwerfen, Pattern, Graphentheorie. In: archplus 189 (2008), S. 32-37.
- Rötzer, Florian*: Die Telepolis. Urbanität im globalen Zeitalter. Mannheim 1995.
- Sailer, Kerstin*: Die lebenswerte Stadt – öffentliche Räume der Zukunft. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Institut für Architektur- und Planungstheorie, Universität Hannover. Hannover 2003.
- Sailer, Kerstin u.a.*: Evidence-Based Design: Theoretical and Practical Reflections of an Emerging Approach in Office Architecture. In: Durling, David u.a. (Hg.): Undisciplined! Proceedings of the Design Research Society Conference 2008. Sheffield 2008, S. 119 / 1-17.
- Schubert, Herbert*: Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raumes. Opladen 2000.
- Sennett, Richard*: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main 1986.
- Sicilia, Jordi Farrando*: Vom Wandel der Formen und Konzepte. In: TOPOS, European Landscape Magazine, 29 (1999), S. 74-81.
- Stonor, Tim*: Auf die Methode kommt es an: Space Syntax. In: TOPOS, European Landscape Magazine, 25 (1998), S. 95-98.
- Walther, Jens-Uwe*: Big Brother? Videoüberwachung und Raumkontrolle in urbanen Räumen. Vortrag auf dem Internationalen Symposium «Perspektiven des Urbanen Raumes», Universität Stuttgart, 28./29.11.2002, unveröffentlichtes Manuskript.
- Wehrheim, Jan*: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen 2002 (Stadt, Raum und Gesellschaft, Band 17).
- Zibell, Barbara*: Zur Zukunft des Raumes zwischen Stadt – Region und Kultur – Landschaft. In: Zibell, Barbara (Hg.): Zur Zukunft des Raumes. Perspektiven für Stadt – Region – Kultur – Landschaft. Frankfurt am Main 2003 (Stadt und Region als Handlungsfeld, Band 1), S. 15-32.



Stephanie Weiss

«Design für Alle» als Gestaltungsparadigma der Zugänglichkeit

Eine Diskussion zu Möglichkeiten und Grenzen sozialer Inklusion durch das Design öffentlicher Räume

1. Einleitung: «Design für Alle» im Kontext öffentlicher Räume

Der aktuelle Diskurs über den öffentlichen Raum erstreckt sich entlang eines Spektrums an – zumeist normativ besetzten – Begriffsdefinitionen und des zunehmenden Wandels seiner Funktion als rechtlicher, demokratisch-politischer wie auch städtebaulicher Terminus: Über seine Analyse werden politische und wirtschaftliche Machtverhältnisse, Inklusions- und Exklusionsmechanismen sowie das zunehmende Verschmelzen von öffentlicher und privater Sphäre gleichermaßen sichtbar.¹ Die Repräsentation von Geschlechtern², das Spannungsfeld zwischen öffentlicher, halböffentlicher und privater Nutzung³, performative, virtuelle und kollaborative Aneignungsstrategien⁴ ebenso wie die Gruppen, die im öffentlichen Raum nicht sichtbar werden oder ihr «Recht auf Stadt» im Verlust sehen⁵, sind Themen und Untersuchungsperspektiven betreffend öffentliche Räume. Der öffentliche Raum kann dabei als Spiegel einer Gesellschaft im Umgang mit Toleranz, Teilhabe, Konflikten, Verboten und Integration im Kontext sozialer, ökonomischer und (neo)liberaler Dimensionen räumlicher Entwicklungen gesehen werden.

- 1 Für Überblicksdarstellungen und Aufsatzsammlungen zum aktuellen Diskurs über öffentliche Räume aus sozialgeografischer und sozialpolitischer Argumentation vgl. Wiegandt (Hg.): Öffentliche Räume – öffentliche Räume; Geographica Helvetica: Themenheft «Öffentliche Räume und soziale Vielfalt»; Berding u.a. (Hg.): Stadträume in Spannungsfeldern; Tangram 18: Öffentlicher Raum.
- 2 Vgl. Ruhne: Raum, Macht, Geschlecht; Wucherpfennig: Geschlechterkonstruktionen in öffentlichen Räumen.
- 3 Vgl. Havemann, Selle: Plätze, Parks & Co.; Flierl: Der öffentliche Raum als Ware.
- 4 Vgl. beispielhaft das Netzwerk und den Blog www.die-urbanauten.de sowie die Anreicherung und Aufbereitung von virtuellen, bereits bestehenden und offen zugänglichen Karten (z.B. «Openstreetmaps»; www.osm.org) durch Informationen durch die Nutzer/innen (z.B. Karten zu rollstuhlgängigen Orten unter www.wheelmap.org).
- 5 Vgl. Klamt: Verortete Normen: öffentliche Räume, Normen, Kontrolle und Verhalten; vgl. beispielhaft das Hamburger Netzwerk und die Initiative «Recht auf Stadt»: www.rechtaufstadt.net.

Der vorliegende Artikel streift das Themenspektrum dieses Diskurses und diskutiert ihn am Konzept «Design für Alle» als ein gegenwärtiges Paradigma zur sozialen Inklusion und zum partizipativen Design-Begriff am Beispiel öffentlicher Räume. Während sich in der Auseinandersetzung mit öffentlichen Räumen politische, wirtschaftliche und geschlechtsspezifische Macht- und Spannungsverhältnisse in allen westlichen Demokratien par excellence ablesen lassen, nimmt das «Design-für-Alle»-Konzept – obgleich ähnlich normativ besetzt – ein explizit inklusives Verständnis von Zugänglichkeit, menschlicher Vielfalt und Partizipation⁶ für sich in Anspruch.

Seit Mitte der 1990er-Jahre fordert das Konzept – umgesetzt durch Richtlinien der Europäischen Union und der Vereinten Nationen⁷ – die Zugänglichkeit, Barriere- und Hindernisfreiheit der gebauten Umwelt sowie Produkte und Dienstleistungen des alltäglichen Gebrauchs für *alle* Menschen. Nicht nur der Zugang für behinderte, eingeschränkte oder benachteiligte Menschen steht im Mittelpunkt, sondern die Argumentationen und Strategien des Konzepts wenden sich einer für *alle* Menschen gleichermaßen nutzbaren und zugänglichen Gestaltung der gebauten Umwelt und aller Bereiche des täglichen Lebens zu.⁸ «Design für Alle» bezieht sich nicht nur auf die Planung und Gestaltung öffentlicher Räume und Gebäude, sondern umschließt gleichermaßen alle Produkte und Dienstleistungen für den privaten Gebrauch: barrierefreies Wohnen, Zugangsmöglichkeiten und Benutzung von Mobilitäts- und Kommunikationsmitteln, Handhabung jeder Art von Gebrauchsgegenständen in einem universellen Design, die für jeden Menschen unabhängig von seinem Lebensalter, einer körperlichen Einschränkung und seiner kulturellen Herkunft genutzt werden können.⁹

6 Der Begriff «Partizipation» bezieht sich im «Design-für-Alle»-Konzept auf zwei Ebenen des Zugangs und der Teilhabe: Die Nutzbarkeit und Zugänglichkeit aller Bereiche alltäglichen Lebens (gebauter Umwelt, Produkte und Dienstleistungen des täglichen Gebrauchs) sollen für alle Menschen gewährleistet sein. Um diese Ziele zu erreichen, sind partizipative Verfahren und die Beteiligung von unterschiedlichen (Beratungs-)Gruppen in den Planungsprozess zu integrieren, vgl. hierzu Tabelle «Ziele, Gestaltungsbereiche und Massnahmen von «Design für Alle» in öffentlichen Räumen», S. 90.

7 Vgl. UN Convention on the Rights of Persons with Disabilities 2006; European Concept for Accessibility Network 2003; EIDD-Design for All Europe 1993 sowie alle Publikationen des Europäischen Instituts Design für Alle in Deutschland e.V. 2004; speziell für die gebaute Umwelt: Build for All/Bauen für Alle. Leitfaden 2006; EU-Jahr «2010: Ein hindernisfreies Europa für Alle».

8 Aufsatzsammlung in Leidner, Neumann, Rebstock (Hg.): Von Barrierefreiheit zum Design für Alle.

9 Für einen Überblick zu konkreten «Design-für-Alle»-Produkten mit entsprechender Zertifizierung vgl. Internationales Design Zentrum Berlin: Universal Design, S. 132-168; für die Schnittstellen zwischen Behinderung und Produktdesign vgl. Pullin: Design Meets Disability; für die Gestaltung von «Design-für-Alle»-Produkten vgl. Global Design; für Richtlinien zur barrierefreien Nutzung von IT-Medien und Software vgl. European Design für All E-Accessibility Network: Web Content Accessibility Guidelines 2.0; Meron: Barrierefreiheit im World Wide Web.

«Design für Alle» thematisiert in seinen Kriterien und Massnahmen keine explizit genannte Einschränkung, Behinderung oder Benachteiligung, obgleich es jedoch in der Chronologie des Diskurses die Ausgangsbasis für den Perspektivenwechsel darstellt. Interessanterweise gibt es von Seiten verschiedener Akteure, Akteurinnen und Netzwerke, die für den «Design-für-Alle»-Ansatz plädieren, unterschiedliche Ausgangssichtweisen und Argumentationen – beispielsweise in der gestalterischen Umsetzung eines universellen und funktionalen Produktdesigns für private und öffentliche Objekte (z.B. Möblierung des öffentlichen Raumes), welches gleichermaßen von Reisenden, Kindern und Menschen mit einer körperlichen Einschränkung usw. genutzt werden kann. Ein weiteres prominentes Thema betrifft den demografischen Wandel in Europa, der seit etwa 20 Jahren fester Bestandteil des populären wie auch wissenschaftlichen Diskurses im Bereich «altersgerechtes und selbstbestimmtes Leben im Alter» ist.¹⁰ Hierbei bilden die eingeschränkte Bewegungsfreiheit alter Menschen und der daran gekoppelte Umgang mit Selbstbestimmung und ungenügender Umweltgestaltung die Argumentationsbasis. Die (Um-)Gestaltung des Lebensraumes, die konkreten Produktideen und ein grösstmögliches Mass an Mobilität sind allerdings Ziele, die allen Menschen zugutekommen sollen.

Für die Anschlussfähigkeit des Konzepts an den Diskurs über öffentliche Räume sind die Kriterien und Anwendungsbezüge zur gebauten Umwelt und das, was unter gestalterischen Prinzipien von Zugänglichkeit und Nutzbarkeit kategorisiert wird, von zentraler Bedeutung. Unter «gebauter Umwelt» werden alle Umgebungen verstanden, «die von Menschen geschaffen oder verändert wurden, damit Menschen darin leben können. Gebäude, Plätze, Fahrzeuge (Verkehr), Parkplätze, Strassen, Spielplätze, Denkmäler [...] Naturparks sowie bewirtschaftete Strände. [...] Bauliche Umwelt ist demnach jeder öffentliche oder private Raum oder jede Einrichtung, der/die von Menschen für Menschen gestaltet wurde.»¹¹

Im vorliegenden Beitrag liegt der Schwerpunkt auf den Aneignungsmöglichkeiten der physisch-materiellen öffentlichen Räume, welche auch die Aneignung durch virtuelle und frei zugängliche Informationen aus sozialen Medien und Open-Source-Software über öffentliche Räume umfassen. Nachfolgend wird das Konzept im Hinblick auf sein Design- und Planungsverständnis hergeleitet und auf seine Qualitäten, die Grenzen seiner sozialen Ansprüche und seine Kriterien im Kontext gesetzlicher Vorgaben zu öffentlichen Räumen in der Schweiz diskutiert.

¹⁰ Für «Design-für-Alle»-Produkte und Gestaltungsstrategien im Kontext des demografischen Wandels vgl. Herwig: Universal Design; für Langzeitstudien zur demografischen Entwicklung und zu den Bedürfnissen alter Menschen vgl. Generation Research Program.

¹¹ Bauen für Alle, S. 53.

Am Beispiel städtebaulicher Gestaltungsstrategien werden öffentliche Räume in der Stadt Baden (in der Altstadt und an der Limmat) vorgestellt und anhand der Fragen nach Design für Fussgänger/innen und Langsamverkehr, nach Hindernisfreiheit sowie nach Möglichkeiten ihrer Aneignung für heterogene Nutzergruppen diskutiert.

2. «Design für Alle» als inklusives, partizipatives Design-Konzept – Anwendungsmöglichkeiten und Grenzen

2.1 Die soziale Bedeutung des Design-Anspruchs

Als Vordenker eines partizipativen Design-Verständnisses, das sich ausschliesslich an den Bedürfnissen und Gestaltungsmöglichkeiten der Nutzer/innen orientiert, lässt sich der Schweizer Ökonom, Soziologe und Architekturkritiker Lucius Burckhardt benennen.

Seit den 1960er-Jahren entwickelte Burckhardt eine Design-Philosophie, die sich an den Bedürfnissen unterschiedlicher Nutzergruppen, der Planungskritik der Nutzer/innen und der Einfachheit, Zugänglichkeit und Nutzbarkeit aller Gegenstände, der Architektur und der Umwelt orientiert. Sie mündete in den 1980er-Jahren in eine Zusammenarbeit mit dem Internationalen Design Zentrum Berlin, in deren Rahmen er gemeinsam mit Architekten/innen, Soziologen/innen, Designern/innen und Philosophen/innen die Ansprüche für das «Design der Zukunft» formulierte.¹² Den theoretischen Rahmen seiner Argumentationen stellt der Umbau der triadischen Raumkonzeption von Henri Lefèbvre¹³ in ein durch Nutzbarkeit und Mitgestaltung geprägtes Design-Verständnis dar: Burckhardt unterteilt die Dimensionen von Architektur und Design in die Bereiche Politik, Umwelt und Mensch. Das Zusammenspiel dieser drei Bereiche bestimmt die Güte eines Design-Objekts: die Möglichkeiten der Mitgestaltung durch die Nutzer/innen (Anspruch der Beteiligung in der Planung), den Gebrauchswert eines Gegenstands (gemeinschaftliche Nutzung, ökonomische Kosten) und die ökologische Herstellung eines Objekts (Herstellungsbedingungen, Rohstoffverbrauch).¹⁴ Verbindendes Element der drei Bereiche ist die soziale Dimension und die soziale

¹² Vgl. Burckhardt & IDZ Berlin: Design der Zukunft.

¹³ Vgl. Lefèbvre: La production de l'espace. Lefèbvre unterteilt die triadischen, raumbestimmenden Komponenten in den gebauten, physisch-materiellen Raum («espace perçu»), in den durch Architektur, Planung, Politik, Wissenschaft usw. repräsentierten, erdachten Raum («espace conçu») und in den gelebten Raum («espace vécu»), der in der Aneignung und durch die soziale Interaktion mit anderen Menschen entsteht. Das Zusammenwirken der drei Raumebenen bestimmt die Wahrnehmung, Aneignung und Funktionalität von Raumstrukturen.

¹⁴ Vgl. Burckhardt: Design = unsichtbar.

Bedeutung für die Nutzer/innen: «Design ist unsichtbar. Das beste Design einer Strassenbahn wäre, wenn sie auch nachts fährt! Wir sind nicht nur von sichtbaren Gegenständen umgeben, sondern müssen den unsichtbaren Bereich, die soziale Dimension mitgestalten.»¹⁵

Die Ansprüche Burckhardts an das unsichtbare Design machen für ihn die soziale Bedeutung eines Gegenstands, die Architektur und die Umwelt aus. Die soziale Dimension bezieht sich darauf, inwiefern das Design in seiner Nutzbarkeit, seiner Zugänglichkeit und in seinem Gebrauch soziale Funktionen erfüllen kann, ohne diese explizit sichtbar zu machen: Indem das (inklusive) Design unsichtbar wird und nicht für eine bestimmte Anspruchsgruppe deklariert wird (z.B. rollstuhlgerecht, hindernisfrei), kann es die Akzeptanz und Zugänglichkeit für heterogene Nutzergruppen fördern. Im Verständnis einer partizipativen Design-Philosophie können Burckhardts Ansprüche als wegbereitende Vorgesandten zur Umsetzung des «Design-für-Alle»-Konzepts gelesen werden. Mit dem Anspruch eines sozial inklusiven Konzepts möchte «Design für Alle» in seinen Zielsetzungen menschliche Vielfalt, heterogene Nutzungsmöglichkeiten, gesellschaftliche Teilhabe und eine nachhaltige soziale Entwicklung fördern (siehe Tabelle S. 90, Spalte 1).

Wie sich zeigen wird, besteht zwischen den gesellschaftlichen Zielen von «Design für Alle» und seiner Umsetzbarkeit in öffentlichen Räumen allerdings eine Diskrepanz: Zumeist reduziert sich das Konzept in der Praxis auf die Zugänglichkeit und Hindernisfreiheit der gebauten Umwelt, also auf die Gestaltung physisch begehbare öffentlicher Räume und Gebäude, die oftmals erst am Ende einer Stadtentwicklungsmassnahme, in der Bebauungsphase, umgesetzt wird. In seinen Zielen strebt «Design für Alle» aber nach sozialer Nachhaltigkeit: Es möchte den Anforderungen des demografischen Wandels begegnen, den wachsenden kulturellen Herausforderungen gerecht werden und beansprucht ein inklusives Verständnis zur Förderung von Vielfalt für alle Menschen. Bei den Fragen allerdings, wer *alle* ist, wie sich durch die Gestaltung öffentlicher Räume für alle heterogene Bedürfnisse befriedigen lassen, eröffnet sich ein Spannungsfeld zwischen sozialer und kultureller Inklusion durch das Design der gebauten Umwelt, politischer Instrumentalisierung und der Akzeptanz durch die Nutzer/innen. Sozial nachhaltige Stadtentwicklungsprozesse umfassen zwar alle Kriterien und Handlungsfelder des «Design-für-Alle»-Konzepts, sie beziehen sie allerdings nicht primär und vorgängig auf das Design der gebauten Umwelt, sondern sehen sie als Strategien aus Sozialpolitik, Sozialplanung, Ökologie, Ökonomie, Partizipation und Mitwirkung im Rahmen der Fragen: Für wen sozial nachhaltige Städte

¹⁵ Burckhardt: Wer plant die Planung? S. 7.

Ziele, Gestaltungsbereiche und Massnahmen von «Design für Alle» in öffentlichen Räumen

Gesellschaftliche Ziele von «Design für Alle»: Fliesen die Grundsätze von «Design für Alle» in das öffentliche Beschaffungswesen ein, so wird:	Gestaltungsbereiche und Handlungsfelder von «Design für Alle» in öffentlichen Räumen	Massnahmen von «Design für Alle» in öffentlichen Räumen (Zusammengefasste Empfehlungen)	Partizipation/Beteiligung zur Erfüllung der Kriterien von «Design für Alle» in der gebauten Umwelt
<ol style="list-style-type: none"> 1. menschlicher Vielfalt, gesellschaftlicher Teilhabe und der Chancengleichheit Rechnung getragen; 2. es allen Menschen ermöglicht, gleichberechtigt an allen gesellschaftlichen Vorgängen teilzuhaben; 3. damit ein Instrument für nachhaltige Entwicklung und gesellschaftlichen Zusammenhalt geschaffen; 4. damit den Herausforderungen auf Grund der wachsenden kulturellen und funktionalen Unterschiede der europäischen Bevölkerung besser begegnet werden können; 5. eine für alle Seiten gewinnbringende Situation geschaffen, indem ein für alle erreichliches Umfeld entsteht; 6. in unterschiedlichen Bereichen ein Umfeld geschaffen, das sich jeweils an räumliche und zeitliche Anforderungen anpassen lässt; 7. es möglich, neue und interessante Entwicklungen auf dem Markt zu meistern, mehr Verbraucher zu gewinnen und grössere wirtschaftliche Chancen zu generieren. 	<ul style="list-style-type: none"> • Öffentliche Plätze, Spielplätze, soziale, kulturelle und Versorgungseinrichtungen des täglichen Lebens • Verkehrsraum- und Strassengestaltung zugunsten des Langsamverkehrs und mobilitätsbeeinträchtigter Teilnehmer/innen; barrierefreie Strassengestaltung, visuell, akustisch und taktil wahrnehmbare Leitsysteme • Mobilitätsformen mit Schwerpunkt auf öV und Langsamverkehr (Fussgänger, Rollstuhlfahrer, Skater); barrierefreie Zugänge von und zum öV, barrierefreie Strassengestaltung • Freizeit und Tourismus; grösstmögliche Zugänglichkeit und Partizipation an Freizeitangeboten (barrierefreie und rollstuhlgerechte Hotels, Restaurants usw.); Zugänglichkeit zu Fernegebieten für Rollstuhl, Kinderwagen, Rollator) • Barrierefreie Websites zu öffentlichen Räumen, Freizeit und Verkehr; Informationen über alle relevanten Bereiche alltäglicher Versorgung, Niederflur- und barrierefreie Verkehrsmittel und Freizeitangebote 	<ul style="list-style-type: none"> • Alle Gestaltungsbereiche öffentlicher Räume müssen respektierend, sicher, gesund, funktional, verständlich und ästhetisch gestaltet sein • Ununterbrochene Barrierefreiheit und Anwendung neuester Sicherheitstechnik • Leitsysteme, Fusswegnetze, Bodenstrukturen, Verkehrsräume müssen klar markiert und taktil an Übergängen und Querungen zu erkennen sein, an Strassenüberquerungen und an Haltestellen zum öV müssen die Übergänge dem Zwei-Sinne-Prinzip entsprechen und von mindestens zwei der drei Sinne (tasten, sehen, hören) wahrnehmbar sein. • Selbständiges Auffinden und Verstehen von Informationen, selbständiges Nutzen von Transportmitteln, insbesondere des öPNV • Vorfinden von Möglichkeiten zum Erhalt bzw. zum Wiederherstellen des Wohlbefindens, zum Beispiel durch Verweilplätze zum Ausruhen • Die Beleuchtung öffentlicher Räume soll für das Lesen von Schilderungen unter allen Bedingungen ausreichend sein. • Optimierung von Verkehrsanschlüssen über öPNV zu allen Gebäuden, Strassen und Plätzen in öffentlichen Räumen 	<ul style="list-style-type: none"> • Hindernisse für Zugänglichkeit und aktive Teilhabe klar darstellen • Interdisziplinäre Beratungsgruppen bilden • Mit Organisationen, die Menschen mit Behinderungen vertreten, zusammenarbeiten • Sachkenntnis zur Barrierefreiheit in Bauprojekte einbringen • Entsprechende europäische Normen (CEN) für bestimmte Bereiche (z.B. Parkplätze), Geräte (z.B. Aufzüge, Fahrtruppen oder Fahrstiege) und Werkstoffe (z.B. tastbare Beläge) zu Rate ziehen oder die Übereinstimmung mit ihnen prüfen. • «Behindertengerechte» Entscheidungsfindung zur Norm machen, um praktische und durchführbare Empfehlungen für ein zugängliches Umfeld zu erarbeiten • Fallstudien zur Zugänglichkeit durchführen, um darzustellen, was mit sorgfältiger Überlegung und Kompromissbereitschaft erreicht werden kann.

(Quellen: Eigene Darstellung unter Verwendung der «Grundsätze des Designs für Alle», «Zugänglichkeitskriterien für die Praxis», «Massnahmen für Beschaffungsorganen» vgl. Bauen für Alle, S. 16, S. 47-48; Metlitzky, Engelhard: Barrierefrei Städte bauen, S. 63-71; Rebstock: Verkehrsraumgestaltung für Alle! S. 59-60)

entwickeln, gestalten und umbauen? Und: Welche sozialen Funktionen müssen öffentliche Räume erfüllen?

Die soziale Dimension eines öffentlichen Raumes soll dauerhafte Begegnungs- und Aneignungsmöglichkeiten für unterschiedliche Gruppen, zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Bedürfnislagen zulassen können. Kulturelle und soziale Vielfalt kann durch Aneignungsmöglichkeiten für unterschiedliche Nutzer/innen in ihren jeweiligen – altersmässigen, geschlechtsspezifischen, gemeinschaftlichen – Bedürfnissen und Möglichkeiten erreicht werden wie beispielsweise die Nutzung eines öffentlichen Raumes für Kinder am Tag, Jugendliche nach der Schule oder am Abend, Migrantinnen und Migranten mit unterschiedlicher kultureller Herkunft und unterschiedlichen Sprachen.

Sozial nachhaltige Ansprüche zur Vielfalt der Nutzung, zur gleichgewichtigen Nutzung für verschiedene Gruppen, zu Formen der Beteiligung, Zugängen zu Mobilität und Barrierefreiheit müssen somit der Gestaltung öffentlicher Räume vorangestellt werden.¹⁶

Auf die sich anschliessende Frage, wie und mit welchen Gestaltungsmöglichkeiten öffentliche Räume geplant werden sollen, um ihre Zugänglichkeit für alle Nutzergruppen zu gewährleisten, gibt das «Design-für-Alle»-Konzept im Kontext sozialer Nachhaltigkeit anschlussfähige gestalterische Antworten (siehe Tabelle S. 90, Spalten 3 und 4).¹⁷ Die Gestaltungskompetenzen des Konzepts liegen in der Zugänglichkeit für körperlich eingeschränkte Menschen, für alte Menschen und für diejenigen, die in ihrem Mobilitätswert temporär oder dauerhaft eingeschränkt sind. Der Schwerpunkt in der nachfolgenden Diskussion wird daher auf die Aneignungsmöglichkeiten für diese Personengruppen gelegt; nichtsdestotrotz wird der sozial-inklusive Anspruch des Konzepts für alle Nutzergruppen mitdiskutiert.

2.2 «Design für Alle» in öffentlichen Räumen – Handlungsbereiche und gesetzliche Verankerungen

Das Spektrum der Handlungsfelder in öffentlichen Räumen umfasst die Gestaltung von Plätzen, Spielplätzen, öffentlichen Gebäuden, die Verkehrsraum- und Strassengestaltung, Mobilitätsformen zugunsten des öffentlichen Verkehrs und des Langsamverkehrs, Zugänge zu kulturellen, sozialen und Versorgungseinrichtungen sowie die Bereiche Freizeit und Tourismus, Information und Kommunika-

¹⁶ Vgl. zu Kriterien und Indikatoren sozialer Nachhaltigkeit auf räumlicher, sachlicher und prozessorientierter Ebene Drilling, Blumer: Die soziale Dimension nachhaltiger Quartiere und Wohnsiedlungen; Drilling, Weiss: Leitthemen sozialer Nachhaltigkeit.

¹⁷ Vgl. Weiss, Drilling, Blumer: Von der Barrierefreiheit zum «Design für Alle» in der nachhaltigen Siedlungsentwicklung und Stadtplanung.

tion in Form von barrierefreien Websites über öffentliche Räume, Versorgungseinrichtungen, Mobilität und Freizeit (siehe Tabelle S. 90, Spalte 2).¹⁸

Alle Handlungsfelder und entsprechenden Massnahmen der Umsetzung sind mit europäischen Normen für Barrierefreiheit und Zugänglichkeit, für die Ausschreibung und Vergabepaxis, für bauliche und technische Vorgaben zur Gestaltung eines Gebäudes, eines Platzes, einer Strasse, eines Verkehrsmittels usw. versehen.¹⁹ Die europäischen Normen müssen in den EU-Ländern entsprechend im nationalen Recht, in der Ländergesetzgebung sowie auf kommunaler gesetzlicher Ebene umgesetzt werden.

In der Schweiz ist die Hindernisfreiheit zu allen neu- oder umzubauenden öffentlichen Gebäuden durch das Behindertengleichstellungsgesetz des Bundes (BehiG) und die dazugehörigen Verordnungen gewährleistet, welche in den kantonalen Bauvorschriften umgesetzt werden müssen. Seit 2009 ersetzt die Norm SIA 500 «Hindernisfreie Bauten» die Vorgängernorm «Behindertengerechtes Bauen». Vertreter/innen verschiedener Interessen- und Fachverbände, die an der Umsetzung der neuen Norm mitgewirkt haben, sehen darin einen Perspektivenwechsel hin zu einem generellen Nutzen hindernisfreien Bauens für alle Menschen. Die Vereinigung Procap benennt es explizit in ihrer Publikation:

«Die SIA 500 geht davon aus, dass der gebaute Lebensraum allen Menschen offenstehen muss, seien es nun Erwachsene, Kinder, Eltern mit Kinderwagen, Personen, die Gepäckstücke oder unhandliche Gegenstände mitführen, ältere Menschen und Menschen mit Behinderung. Es sollen also nicht punktuelle Sonderlösungen für motorisch oder sensoruell eingeschränkte Personen gebaut werden, sondern die gesamte gebaute Umwelt soll im Sinne eines «design for all» oder «universal design» zugänglich und benützbar sein.»²⁰

Für die Vorgaben zu öffentlichen Räumen, Plätzen, Strassen und zur Nutzung des gesamten Verkehrsraums wird die Umsetzung der Norm SIA 500 derzeit angepasst und in entsprechenden Verordnungen für den Tiefbau formuliert. In einem Forschungsbericht von Expertinnen und Experten aus Ingenieurwesen, Architektur, Raumplanung sowie Vertreterinnen und Vertretern der Fachstelle für behindertengerechtes Bauen wurden die Anforderungen des hindernisfreien Ver-

¹⁸ Vgl. Bauen für Alle, S. 53; Aragall I Clavé: Von der barrierefreien Gestaltung zur Stadt für Alle in Barcelona, S. 101; Rebstock: Verkehrsraumgestaltung für Alle! S. 59-60.

¹⁹ Vgl. für aktuelle europäische Normen die Webseiten des European Committee for Standardization: www.cenorm.be sowie für internationale Normen International Organization for Standardization: www.iso.org.

²⁰ Procap Bauen: Merkblatt 002 «Hindernisfreie Bauten, der neue Standard», S. 1.

kehrsrums aus der Sicht von Menschen mit einer Behinderung erarbeitet.²¹ Bereits in den Erklärungen zu den Nutzergruppen, an die sich die neue Norm richtet, wenden sich die Verfasser/innen einer inklusiven Verkehrs- und Fussweggestaltung für alle Menschen zu:

«Hindernisfreie Fusswegnetze erhöhen die Qualität des Verkehrsraums für alle Fussgängerinnen und Fussgänger. Neben der Benutzergruppe der Menschen mit Behinderungen profitieren weitere Gruppen als Nutzniesser von der Hindernisfreiheit des Fusswegnetzes: kleine Menschen und Kinder, Schwangere, Begleitpersonen von Menschen mit wenig Autonomie, Eltern mit Kinderwagen oder die ein Kind tragen, Personen mit Einkaufstaschen oder Gepäck usw.»²²

Die konkreten Empfehlungen beziehen sich auf die sichere und hindernisfreie Gestaltung aller Bereiche des Verkehrs- und Strassenraums für Menschen mit Geh- oder Sinnesbehinderungen: stufenlose und ausreichend breite Verbindungswege, eindeutige, klar ertastbare und taktil-visuell wahrnehmbare Fussgängerbereiche und -lichtsignale, Markierungen, Informations- und Wegleitungssysteme sowie Vorgaben zur Sicherheit in allen Verkehrsbereichen (bei Verkehrstrennung und Verkehrsmischung zwischen Fussgängerbereichen und Fahrbahn, an Haltestellen des öffentlichen Verkehrs zur Oberflächengestaltung und für Strassen- und Wegbeläge). Diese Empfehlungen entsprechen den gestalterischen Massnahmen von «Design für Alle» (siehe Tabelle S. 90, Spalte 3) und liefern in ihren technischen und baulichen Vorgaben ein anwendungsorientiertes Instrument für Städte und Gemeinden in der Gestaltung von hindernisfreien öffentlichen Räumen. Für die Beratung und für die Planung konkreter Bau- und Umbauprojekte gibt es in der Schweiz ein flächendeckendes Netz an Beratungsstellen zum hindernisfreien Bauen, das sich über alle Kantone erstreckt²³: Diese fachliche Expertise, das Mitwirkungsrecht von Interessenverbänden in der Planung und Gestaltung öffentlicher Räume und in der Formulierung der neuen Norm stellen im europäischen Vergleich eine hohe partizipative Kompetenz und dichte Verteilung von Beratungsangeboten dar.

2.3 «Design für Alle» im Spannungsfeld des Planungsprozesses, seines sozialen Inklusionsanspruchs und der Akzeptanz durch die Nutzer/innen

Auf die Frage allerdings, welche öffentlichen Räume in der Schweiz als vorbildliche Beispiele für Hindernisfreiheit und «Design für Alle» genannt werden kön-

²¹ Vgl. Forschungsbericht: Hindernisfreier Verkehrsraum; Schmidt: Hindernisfreie Verkehrsräume.

²² Forschungsbericht: Hindernisfreier Verkehrsraum, S. 36.

²³ Vgl. die Fachstellen für behindertengerechtes Bauen, den Fachverband Procap/Abteilung Bauen, das Netzwerk MyHandicap.ch sowie die kantonalen und lokalen Vertretungen von Pro Senectute und Pro Infirmis.

nen, sehen Fachleute wenig baulich-technisch und ästhetisch akzeptabel gestaltete öffentliche Räume, sondern viel Handlungsbedarf. Grundsätzlich kritisiert Bernard Stofer, Leiter des Ressorts Bauen, Wohnen und Verkehr bei Procap, dass hindernisfreie Lösungen zu spät in den Planungsprozess integriert werden:

«Die Kunst und Herausforderung besteht darin, das klassische Prinzip der Architektur *«form follows function»* im Sinne des *«universal design»* so umzusetzen, dass es allen Menschen dient. [...] Leider versucht man häufig, erst nachdem ein problematisches Konzept alle institutionellen Hürden zur Genehmigung passiert hat, noch die Hindernisfreiheit *«einzubauen»*. Dies ist aber meist ohne Konzeptänderung nicht mehr möglich und führt zu unbefriedigenden Halblösungen.»²⁴

Es gibt wenige empirische Untersuchungen, die den Zusammenhang zwischen der baulichen Gestaltung öffentlicher Räume im Sinne des *«Design-für-Alle»*-Konzepts und der Akzeptanz durch die Nutzer/innen analysieren.²⁵ Für die Recherchen zur darüber geführten Diskussion wurden Vertreter/innen der Fachstelle behindertengerechtes Bauen und des Verbands Procap als Experten telefonisch und schriftlich kontaktiert.²⁶ Nach ihren Erfahrungen hängen die Akzeptanz und Attraktivität eines öffentlichen Platzes oder einer Strasse wesentlich mit ihren sozialen Funktionen zusammen: Am erfolgreichsten und attraktivsten stellen sich Orte dar, die schon vor einer städtebaulichen Umbaumassnahme zugunsten der Hindernisfreiheit als soziale Begegnungsorte genutzt und angenommen wurden, wie zum Beispiel Plätze in der Altstadt, die durch eine Erweiterung oder Sanierung Zugänge für alle Nutzer/innen aufweisen. Indem öffentlich genutzte Räume mit bestehenden sozialen Qualitäten für weitere Anspruchsgruppen zugänglich gemacht werden, erweisen sich die Orte als sozial inklusiv und stellen für heterogene Gruppen einen attraktiven Zugang dar. Das Design der Zugänglichkeit bleibt dabei im Burckhardtschen Sinne unsichtbar; soziale Inklusion findet durch die Aneignungsmöglichkeiten der Nutzer/innen statt.

²⁴ Hauser: *Zugänglichkeit Innenstädte: «Generellen Nutzen betonen»*; vgl. Stofer: *«Hindernisfrei»* statt *«behindertengerecht»*, S. 39.

²⁵ Im internationalen Kontext untersucht die Vereinigung Environmental Design Research Association u.a. den Ansatz *«universal design»* in der Planung, Praxis und in der Evaluation in allen Bereichen der gebauten Umwelt. Zahlreiche Studien gehen dabei von einer sehr hohen Akzeptanz von Gebäuden und öffentlichen Räumen aus, wenn sie anhand der Kriterien des *«universal design»* geplant wurden; vgl. dafür beispielhaft den Tagungsband von Chaudhury (Ed.): *Design for Diversity*, sowie darin die Studie von Danford, Maurer: *Empirical Tests of the Claimed Benefits of Universal Design*, S. 123-128.

²⁶ Für die Informationen zu gesetzlichen Grundlagen, Beispielen und Erfahrungen zum hindernisfreien Bauen in der Schweiz danke ich herzlich Eva Schmidt und Bernhard Rüdüsüli, Schweizerische Fachstelle für behindertengerechtes Bauen Zürich, sowie Remo Petri, Procap Bauen, Olten.

Sehr viel schwieriger erweist sich der Umkehrschluss im Sinne einer sozial nachhaltigen Betrachtungsperspektive: Dadurch, dass öffentliche Räume hindernisfrei und durch die Massnahmen von «Design für Alle» geplant werden, übernehmen sie nicht per se soziale Funktionen. Die Erfahrungen der Expertinnen und Experten gehen vielmehr davon aus, dass sich sozial nachhaltige Entwicklungen in öffentlichen Räumen nicht nur über die gebaute Umwelt, sondern in (sozial)politischen Entscheidungen und sozialen Handlungen ausdrücken. Die Reduktion sozialer Themen auf die Zugänglichkeit und Hindernisfreiheit der gebauten Umwelt und nicht vorrangig auf Themen zur sozialen Inklusion unterstützt die eingangs beschriebenen Grenzen in den Ansprüchen des Konzepts «Design für Alle».

Aus einer sehr viel mehr an der medialen Information aus Sicht der Nutzer/innen orientierten Aneignung öffentlicher Räume kommt dem Gebrauch und der Gestaltung von Karten im Internet eine wichtige Bedeutung zu. Das Projekt «Openstreetmap» als frei zugängliches Informationsportal kann als niederschwelliges, einfach zu bedienendes Programm für eine Massnahme von «Design für Alle» in der virtuellen Aneignung öffentlicher Räume stehen. Nicht nur die Informationen über den Raum (wie Strassenverzeichnis, Einträge von Behörden, sozialen und kulturellen Einrichtungen, Freizeitorde und Gastronomie) können von den Nutzerinnen und Nutzern gelesen werden; vielmehr werden bereits existierende «Openstreetmaps» durch zielgruppenspezifische Daten und Informationen angereichert, mit anderen Nutzerinnen und Nutzern geteilt und mit aktuellen Informationen über Räume versehen.²⁷

Ein plakatives, erfolgversprechendes Beispiel hierfür stellen sogenannte «Wheelmaps» für Rollstuhlfahrer oder Menschen, die mit Kinderwagen oder Rollatoren unterwegs sind, dar²⁸: In bestehende «Openstreetmaps» werden alle relevanten Informationen für Menschen im Rollstuhl eingetragen und durch die Nutzer/innen ständig mit Informationen über (neu kartierte) hindernisfreie Orte, Hindernisse, die aktuell aufgetreten sind, Haltestellen des öV, Gastronomie und Hotels usw. aktualisiert. Diese Informationen können direkt vor Ort mittels eines Apps auf dem Mobiltelefon abgerufen werden und die bestehende Karte kann aktualisiert werden, sodass sie unmittelbar allen anderen Teilnehmenden zur Verfügung steht. In der Schweiz sind bisher nur hindernisfreie Orte im Innenstadtbereich der Stadt Zürich in «Wheelmaps» erfasst; die Seite und der Blog www.rollstuhl-

27 Im Gegensatz zu bestehenden, ebenfalls kostenlosen Kartendiensten wie beispielsweise GoogleMaps stehen den Nutzerinnen und Nutzern von «Openstreetmaps» die Möglichkeiten der individuellen und kollaborativen Anreicherung von Informationen und die Vervielfältigung der Karten kostenlos zur Verfügung; vgl. www.osm.org.

28 Vgl. <http://wheelmap.org> – rollstuhlgerechte Orte finden.

karte.ch befinden sich gerade im Aufbau und verstehen sich als ein Kommunikationsmedium über hindernisfreie Orte, Zugänge zu öV, Liften, Geschäften, Cafés und Gastronomiebetrieben in der gesamten Schweiz.²⁹

Als Informations- und Kommunikationsplattformen können offen zugängliche, kommentierte und gestaltbare Karten und Blogs als soziale Medien der Zugänglichkeit für alle gesehen werden: für Menschen, die in der Planung ihrer täglichen Fortbewegung auf eine hindernisfreie Umwelt angewiesen sind, in der Freizeit mit kleinen Kindern unterwegs sind, eine Wanderung planen oder im Austausch mit anderen Nutzerinnen und Nutzern stehen, die sich über soziale Medien informieren.

3. «Design für Alle» am Beispiel des Limmatstegs und öffentlicher Räume in der Altstadt der Stadt Baden

Im Jahr 2008 wurden der zuvor neu errichtete Limmatsteg und der Promenadenlift, der die Stadt Baden mit der gegenüberliegenden Gemeinde Ennetbaden verbindet, mit dem Fussgängerpreis, dem «Flâneur d'Or», des Verbands Fussverkehr Schweiz ausgezeichnet.³⁰

Die Stadt Baden liegt im Limmattal, im östlichen Gebiet des Kantons Aargau im topografisch engen Bereich zwischen Spreitenbach und Untersiggenthal. Die Altstadt und der Schlossberg sind von einer mittelalterlichen Stadtstruktur geprägt, das Kurviertel mit Kurpark von der Bäderarchitektur um das Jahr 1900. Baden hat zirka 18 000 Einwohner/innen und mehr als 25 000 Beschäftigte. Der Grund dafür ist die industrielle Entwicklung seit Mitte des 19. Jahrhunderts durch den Energie- und Maschinenkonzern Brown Boveri (mit einem Anstieg der Bevölkerung seit 1900) hin zu einem heutigen Schwerpunkt für Ingenieur- und Infrastrukturdienstleistungen (vor allem die Grossunternehmen ABB und Alstom). Die mittelalterlich geprägte innerstädtische Bebauung an der Limmat und am Schlossberg, die Erschliessung mit der ersten Eisenbahnlinie 1847 nach Zürich und ab den

²⁹ Für das iPhone und Mobiltelefone, die mit dem Betriebssystem «Android» ausgestattet sind, gibt es Apps, die zusammen mit dem GPS, dem Kompass und mit der Kamera im Telefon die gerade gefilmte Umwelt mit zusätzlichen Informationen beispielsweise über historische Gebäude, Strassen, Einrichtungen, Fahrpläne des öV usw. anreichern und entsprechend als «Augmented Reality» bezeichnet werden. Diese angereicherten Informationen stammen aus zahlreichen Daten des Internets und der sozialen Medien (wie z.B. Wikipedia, Flickr). Hierbei stehen die gerade sichtbare gebaute Umwelt und ihre zusätzlichen – für bestimmte Nutzergruppen relevanten – Informationen im Vordergrund; es gibt allerdings keine Möglichkeiten, eigene Informationen zu den Orten hinzuzufügen und diese mit anderen Nutzerinnen und Nutzern zu teilen.

³⁰ Vgl. Beilage zu «Hochparterre»: Ausgezeichnete Fusswege, S. 5-6; Download ausführlicher Informationen von www.flaneurdor.ch.

1940er-Jahren als Verkehrsknotenpunkt nach Basel und in die mittelländischen Städte angrenzender Kantone verlangten (und verlangen) unterschiedliche Nutzungen in Baden auf engem Raum. Die Stadt versteht sich als bevorzugter und dynamischer Arbeits-, Mobilitäts-, Wohn- und Freizeitstandort, spürt aber den zunehmenden Druck, dem konstant hohen Mobilitätsaufkommen, der Zersiedelung um und in verschiedenen Quartieren entgegenzuwirken und der Freiraumgestaltung mehr Gewicht beizumessen.³¹

In diesem Kontext entwickelt die Stadt seit etwa zehn Jahren Verkehrskonzepte für den Langsam- und Fussverkehr, deren Haupt- und Nebenrouten sich netzartig durch die Innenstadt, die Altstadt, das Kurviertel, die Industriequartiere bis in die Wohnquartiere erstrecken.³² In diesem Zusammenhang wurden auch der Limmatsteg und der Promenadenlift für den hindernisfreien Langsamverkehr (Zufussgehende, Fussgänger/innen mit Kinderwagen, Rollatoren, Skateboards, Inlineskates, Velos, Rollstuhlfahrer/innen) als Verbindung zwischen dem Bahnhofplatz auf der Badener Seite, dem Limmatpromenadenweg am Fluss und dem Steg zwischen Ennetbaden umgesetzt. Der Lift überwindet einen Höhenunterschied von 30 Metern und verbindet Ennetbaden mit der Innenstadt Badens und dem Hauptbahnhof. Auf Grund der Höhendifferenz zwischen der Badener Altstadt/Innenstadt, dem Limmatweg und Ennetbaden war es vor dem Bau des Lifts nicht möglich, den Berg an einer innenstadtnahen Stelle hindernisfrei zu Fuss zu begehen.

Gemäss einer Evaluation durch «Fussverkehr Schweiz» werden Lift und Steg von den Bewohnerinnen und Bewohnern sehr gut angenommen (ca. 1700 Fahrten mit ca. 2400 Nutzerinnen und Nutzern an jedem Werktag); Fussgänger/innen aus beiden Orten, die den Lift fürs tägliche Einkaufen, für ihre Versorgung und als Arbeitsweg nutzen, profitieren am meisten von der beschleunigten Anbindung. Darüber hinaus besitzt der Steg für zirka einen Viertel der Nutzer/innen eine Zubringerfunktion für regionale Anschlüsse an den öV im Badener Bahnhof.³³

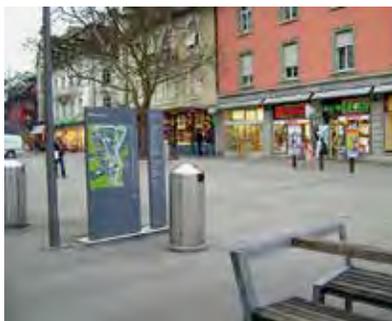
Der vorliegende Artikel stellt das Fusswegkonzept der Stadt Baden als ein Beispiel für das «Design für Alle» in verschiedenen öffentlichen Räumen dar³⁴: Betrachtet wurden dabei neben dem Promenadenlift/Limmatsteg die hindernisfreie

31 Vgl. Stadt Baden, Stadtökologie (Hg.): Umweltbericht, S. 11-14, sowie die Videodokumentationen «Raumportrait Baden 2009» und «Limmattal 2030» im Portal zur Raumentwicklung des Kantons Aargau, abrufbar unter www.zeitraumaargau.ch.

32 Vgl. Fussverkehr Schweiz: Fusswegkonzept Baden, S. 7-13.

33 Vgl. Fussverkehr Schweiz: Wirkungsanalyse Limmatsteg/Promenadenlift, S. 14-17.

34 Angemerkt werden muss, dass auf Grund der historischen Stadtstruktur viele steile Altstadtgassen nicht hindernisfrei begehbar sind. Darüber hinaus sind im untersuchten Raum einige Massnahmen von «Design für Alle» und der Hindernisfreiheit nicht erfüllt wie z.B. Bodenbeläge und -beschaffenheiten für sehingeschränkte Personen, Informationen aus einem Medium (z.B. digitale und gedruckte Karte) zu allen hindernisfreien und rollstuhlgerechten Orten in der Stadt Baden.



«Design für Alle» in der Stadt Baden: Hindernisfreie Fusswegenetze zwischen dem Bahnhof und der Altstadt sowie ins benachbarte Ennetbaden durch den Promenadenlift und den Limmatsteg.

Gestaltung des Wegs vom Bahnhof über den Lift durch die Badstrasse in der Altstadt zum Theaterplatz und zum Schlossbergplatz (siehe Fotos).

Gemäss den konzeptionellen Vorgaben der Stadt Baden sollen Fusswegnetze sicher, direkt und durchlässig, übersichtlich und nutzbar gestaltet sein und sich den unterschiedlichen Bedürfnissen von Fussgängergruppen anpassen.³⁵ Der untersuchte Weg vom Bahnhof zum Schlossbergplatz ist (weitestgehend) hindernisfrei, autofrei und ohne Niveauunterschiede begehbar. Die zwei Bahnhofsebenen werden durch drei Lifte mit dem Einkaufs- und Passagenbereich in der unteren Ebene des Bahnhofplatzes verbunden. Im gesamten Fusswegnetzbereich stehen an zentralen Positionen Informationstafeln mit Richtungsangaben (Signaletik) zur Orientierung. Diese Signaletik ist allerdings für Menschen mit einer Sehbehinderung oder für Rollstuhlfahrer auf Grund der Höhe schwer lesbar.

35 Mit Bezug auf das Sicherheitsempfinden im Kontext öffentlicher Räume ist die innerstädtische Videoüberwachung im gesamten Bahnhofsbereich, am Lift, am Schlossbergplatz und in fast allen Parkhäusern der Stadt Baden (insgesamt ca. 180 Kameras) zu erwähnen. Die Stadt möchte hiermit die Sicherheit der Bürger/innen erhöhen und präventiv gegen Gewaltdelikte und Vandalismus vorgehen. Die Kameras dienen dabei der Prävention und Aufklärung von Delikten in öffentlichen Räumen. Nach Angaben der Stadt Baden sind durch die Videoüberwachung die Kosten von durch Vandalismus verursachten Schäden in öffentlichen Räumen massiv zurückgegangen, vgl. Huber: Big Brother bringt's in Baden; Sommerfelder: Mehr Überwachung gefordert – Big Brother im Aargau?

Inwiefern die Wahrnehmung und Existenz der Videokameras zur Sicherheit der Nutzer/innen und zur Attraktivität öffentlicher Räume beiträgt, ist fragwürdig und kann im Rahmen des vorliegenden Artikels nicht beantwortet werden. Empirische Studien aus Nutzersicht gehen eher von einer hybriden Wahrnehmung der Videoüberwachung in öffentlichen Räumen aus; hybrid meint dabei, dass sich ein Spannungsfeld zwischen wünschenswerten und einschränkenden Verhaltensweisen und der Unsicherheit bezüglich des Datenschutzes aufbaut, vgl. beispielhaft Kazig, Frank, Reiter: Die alltägliche Wahrnehmung von Videoüberwachung, S. 70-72.



Zur Limmat hin öffnet sich der Platz und bietet durch die Möblierung mit Bänken und Sitzgruppen Möglichkeiten zum Verweilen und Treffen. Der Promenadenlift und der Steg können im Verständnis von «Design für Alle» als ein hindernisfreier, sicherer, intuitiv bedienbarer und städtebaulicher Mobilitätsgewinn für (fast) alle Bewohner/innen gesehen werden.³⁶ Das Design der Zugänglichkeit – ebenso wie auf dem gesamten untersuchten Altstadtweg – wird unsichtbar; es lässt Nutzungen für unterschiedliche Gruppen und in unterschiedlichen Bedürfnislagen zu. Ein Beispiel hierfür ist auch der Theaterplatz oberhalb der Limmat, der Raum für unterschiedliche Nutzungen bietet: Als Treffpunkt, als Spielort, als Open-Air-Konzertraum und als Aussichtsplattform ist er übersichtlich möbliert und ohne Niveauunterschiede an die angrenzenden Strassen angebunden. Der Schlossbergplatz im Zentrum der Altstadt ist – neben vier weiteren in Baden – eine Begegnungszone³⁷: Hier können die Bewohner/innen die gesamte Verkehrs- und Strassenfläche als Spiel-, Sport-, Begegnungs- und Verweilort benutzen. Sie haben Vortritt vor dem Fahrzeugverkehr, die Höchstgeschwindigkeit liegt bei 20 km/h. Der Platz bietet Abstellflächen für Velos, hindernisfreie Haltestellen des Badener Busverkehrs und Möglichkeiten des Verweilens auf Bänken und in Cafés. Am Beispiel der (weitestgehend) hindernisfreien Gestaltung zentraler öffentlicher Räume der Badener Altstadt zeigt sich, dass durch städtebauliche Verbesserungen für Fussgänger/innen und Langsamverkehr die Nutzungsmöglichkeiten für unterschiedliche Gruppen in unterschiedlichen Bedürfnislagen erhöht werden

³⁶ Von sehingeschränkten oder blinden Menschen kann der Lift nicht ohne Hilfe benutzt werden, da es keine akustischen Signale beim Öffnen der Tür, bei Ankunft und Abfahrt gibt.

³⁷ Vgl. für die Informationen zu rechtlichen Grundlagen von Begegnungszonen in der Schweiz des Verbands Fussverkehr Schweiz unter www.begegnungszonen.ch.

(z.B. für Pendler/innen aus Ennetbaden, Menschen, die auf Rollator oder Rollstuhl angewiesen sind oder mit kleinen Kindern in der Innenstadt unterwegs sind). Die öffentlichen Räume in der Altstadt und an der Limmat gewinnen durch den Design-Anspruch an Attraktivität: Sie können somit soziale Funktionen wie Begegnung, Austausch und Teilhabe fördern und tragen durch den Ausbau des Langsamverkehrs auch zur ökologischen Verbesserung im Stadtzentrum bei.

4. Resümee

Wie gezeigt wurde, kann das Konzept «Design für Alle» als Perspektivenwechsel für die Gestaltung öffentlicher Räume zugunsten heterogener Nutzergruppen gesehen werden. Seine spezifischen Gestaltungskompetenzen liegen dabei in der Zugänglichkeit für Menschen, deren Mobilitätsmöglichkeiten temporär oder dauerhaft (durch vielfältige Gründe) eingeschränkt sind. «Design für Alle» bekommt in der Akzeptanz durch die Nutzer/innen dann eine inklusive Bedeutung, wenn es durch seine Gestaltung die Aneignungsmöglichkeiten eines öffentlichen Raumes zugunsten aller Nutzergruppen fördert. Da sich das (städtebauliche) Design der Zugänglichkeit nicht nur an eine bestimmte Anspruchsgruppe richtet, erlaubt es vielfältige Möglichkeiten seiner Aneignung durch alle Menschen; es kann somit als Gestaltungsstrategie öffentlicher Räume Heterogenität, Inklusion und Austausch unterschiedlicher Gruppen fördern.

Die Ansprüche von «Design für Alle» als sozial und kulturell inklusives Konzept der Zugänglichkeit oder – noch stärker formuliert – als Paradigma der Inklusion lassen sich im Kontext sozial nachhaltiger Stadtentwicklungsprozesse nicht umsetzen. Die Förderung und der Erhalt von sozialer Inklusion, kultureller Vielfalt und Nutzungsmöglichkeiten für unterschiedliche Gruppen in öffentlichen Räumen lassen sich nicht primär durch das Design der gebauten Umwelt realisieren. Sie setzen soziale, kulturelle, politische, ökonomische und ökologische Entscheidungen voraus, die Heterogenität in öffentlichen Räumen und somit auch demokratische Aneignungsprozesse dauerhaft zulassen.

In der Praxis stösst das Konzept an seine Grenzen, wenn öffentliche Räume nur durch das städtebauliche Design soziale Funktionen übernehmen sollen oder wenn es zu einem späten Zeitpunkt lediglich als bauliche Norm zur Hindernisfreiheit in den Planungsprozess eines öffentlichen Raumes integriert wird. Hierbei wäre die Partizipation möglichst vieler Kompetenzen (im Sinne von «Design für Alle») aus Interessenverbänden, aus Sozial- und Kulturwissenschaft, aus der Sozialen Arbeit, aus Planung und Architektur bereits in der ersten Phase eines städtebaulichen Entscheids eine wichtige Voraussetzung zur Förderung sozial inklusiver öffentlicher Räume.

Literatur

- Aragall I Clavé, Francesc*: Von der barrierefreien Gestaltung zur «Stadt für Alle» in Barcelona: Vorbild und Vorreiter im Design für Alle. In: Leidner, Rüdiger, Neumann, Peter, Rebstock, Markus (Hg.): Von Barrierefreiheit zum Design für Alle – Erfahrungen aus Forschung und Praxis. Münster 2007 (Arbeitsberichte der Arbeitsgemeinschaft für Angewandte Geographie, Münster e.V., Heft 38), S. 99-108.
- Bauen für Alle. Förderung der Zugänglichkeit für Alle in der baulichen Umwelt und öffentlichen Infrastruktur. Leitfaden. Herausgegeben von den Projektpartnern «Build for All», gefördert durch die Europäische Kommission. Dokument zur öffentlichen Beratung, Januar 2006. Download von URL: www.build-for-all.net (Stand: 04.01.2011)
- Baum, Detlef (Hg.)*: Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2007.
- Bauriedl, Sybille, Schier, Michaela, Strüver, Anke (Hg.)*: Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Münster 2010.
- Berding, Ulrich u.a. (Hg.)*: Stadträume in Spannungsfeldern. Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich öffentlicher und privater Aktivitäten. Detmold 2010.
- Bühler, Elisabeth*: Öffentliche Räume und soziale Vielfalt. Einführung zum Themenheft. In: *Geographica Helvetica* 1/2009, S. 5-7.
- Burckhardt, Lucius*: Wer plant die Planung? Architektur, Politik, Mensch. Hrsg. von Jesko Fezer und Martin Schmitz. Kassel 1980.
- Burckhardt, Lucius & Internationales Design Zentrum Berlin*: Design der Zukunft. Architektur. Technik. Ökologie. Berlin 1987.
- Burckhardt, Lucius*: Design = unsichtbar. Hrsg. von Hans Höger für den Rat für Formgebung. Ostfildern 1995.
- Chaudhury, Habib (Ed.)*: Design for Diversity. Proceedings of the Thirty-sixth Annual Conference of the Environmental Design Research Association. 2005.
- Danford, Gary Scott, Maurer, James*: Empirical Tests of the Claimed Benefits of Universal Design. In: Design for Diversity. Proceedings of the Thirty-sixth Annual Conference of the Environmental Design Research Association. Edited by Habib Chaudhury. Edmond 2005, S. 123-129.
- Drilling, Matthias, Blumer, Daniel*: Die soziale Dimension nachhaltiger Quartiere und Wohnsiedlungen. Theoretische Verortung – Kriterienliste und Bewertungssysteme. Mit dem Fallbeispiel Freiburg-Rieselfeld. Basel 2009.
- Drilling, Matthias, Weiss, Stephanie*: Die soziale Dimension nachhaltiger Quartiere und Wohnsiedlungen. «Leitthemen sozialer Nachhaltigkeit» – ein Referenzrahmen für Akteure in der Entwicklung von Quartieren und Wohnsiedlungen. Basel 2011.
- ECA – European Concept for Accessibility/Europäisches Konzept für Zugänglichkeit. ECA für Verwaltungen (2008). Herausgegeben vom Europäischen Institut Design für Alle in Deutschland e.V. (EDAD). Berlin 2008. Download von URL: www.design-fuer-alle.de (Stand: 04.01.2011).
- Edition Topos (Hg.)*: Plätze / Urban Squares. Plätze und städtische Freiräume von 1993 bis heute. Basel, Boston, Berlin 2002.

- EIDD – Design for All Europe; Europäisches Netzwerk für Sozialplanung, Architektur und Design: www.designforalleurope.org/ (Stand: 20.12.2010).
- European Committee for Standardization: www.cenorm.be (Stand: 20.01.2011).
- European Design for all e-Accessibility Network (EDeAN): www.edean.org (Stand: 04.01.2011).
- Flierl, Bruno*: Der öffentliche Raum als Ware. In: Edition Topos (Hg.): Plätze / Urban Squares. Plätze und städtische Freiräume von 1993 bis heute. Basel, Boston, Berlin 2002, S. 18-29.
- Fussverkehr Schweiz: Wirkungsanalyse Limmatsteg/Promenadenlift. Im Auftrag der Stadt Baden, Entwicklungsplanung. Baden 2008.
- Generation Research Program; Internationaler Forschungsverbund zur Erforschung der demographischen Entwicklungen am Peter-Schilfahrt-Institut für Soziotechnologie und dem humanwissenschaftlichen Zentrum der Ludwig-Maximilians-Universität München: www.grp.hwz.uni-muenchen.de/index.html (Stand: 24.01.2011).
- Global Design. Internationale Perspektiven und individuelle Konzepte. Eine Ausstellung und eine Publikation des Museums für Gestaltung Zürich. Zürich 2010.
- Hauser, Adrian*: Zugänglichkeit Innenstädte: «Generellen Nutzen betonen». Interview mit Bernard Stofer. In: Myhandicap.ch. Forum, Infos & Adressen für Menschen mit Behinderungen. Download von URL: www.myhandicap.ch (Stand: 04.01.2011).
- Havemann, Antje, Selle, Klaus (Hg.)*: Plätze, Parks & Co. Stadträume im Wandel. Analysen. Positionen. Konzepte. Detmold 2010.
- Herwig, Oliver*: Universal Design. Lösungen für einen barrierefreien Alltag. Basel, Boston, Berlin 2008.
- Huber, Roman*: Big Brother brings in Baden. Aargauer Zeitung am 19.11.2009.
- Internationales Design Zentrum Berlin e.V. (Hg.): Universal Design. Gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen der Initiative Wirtschaftsfaktor Alter. Berlin 2008.
- International Organization for Standardization: www.iso.org (Stand: 20.01.2011).
- Kazig, Rainer, Frank, Julia, Reiter, Tanja*: Die alltägliche Wahrnehmung von Videoüberwachung. Konstruktionen und Handlungsrelevanz eines Kontrollinstruments öffentlicher Räume. In: Wiegandt, Claus-C. (Hg.): Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und die Gesellschaft. Berlin 2006 (Schriften des Arbeitskreises Stadtzukünfte der Deutschen Gesellschaft für Geographie, Band 2), S. 61-72.
- Klamt, Martin*: Verortete Normen: öffentliche Räume, Normen, Kontrolle und Verhalten. Wiesbaden 2007.
- Lefèbvre, Henri*: La production de l'espace. Paris 1974.
- Leidner, Rüdiger, Neumann, Peter, Rebstock, Markus (Hg.)*: Von Barrierefreiheit zum Design für Alle – Erfahrungen aus Forschung und Praxis. Münster 2007 (Arbeitsberichte der Arbeitsgemeinschaft für Angewandte Geographie Münster e.V., Heft 38).
- Limmattal 2030, 10-minütige Dokumentation im Portal zur Raumentwicklung des Kantons Aargau, abrufbar von URL: www.zeitraumaargau.ch (Stand: 26.01.2011).
- Massey, Doreen*: Space, Place und Gender. Cambridge 1994.
- Metlitzky, Nadine, Engelhard, Lutz*: Barrierefrei Städte bauen. Orientierungssysteme im öffentlichen Raum. Stuttgart 2008.

- Meron, Michael*: Barrierefreiheit im World Wide Web: Analysen zu Bedarf und Umsetzbarkeit. Dissertation, vorgelegt am Departement Informatik der Universität Hamburg 2007.
- Procap Bauen: Merkblatt 002 «Hindernisfreie Bauten, der neue Standard». 12/2009. Download von URL: www.procap-bauen.ch (Stand: 24.01.2011).
- Pullin, Graham*: Design Meets Disability. MIT-Press, Cambridge 2009.
- Raumportrait Baden 2009, 36-minütige Dokumentation im Portal zur Raumentwicklung des Kantons Aargau, abrufbar von URL: www.zeittraumaargau.ch (Stand: 10.01.2011).
- Rebstock, Markus*: Verkehrsraumgestaltung für Alle! Auch für Fussgänger?! In: Leidner, Rüdiger, Neumann, Peter, Rebstock, Markus (Hg.): Von Barrierefreiheit zum Design für Alle – Erfahrungen aus Forschung und Praxis. Münster 2007 (Arbeitsberichte der Arbeitsgemeinschaft für Angewandte Geographie Münster e.V., Heft 38), S. 59-72.
- «Recht auf Stadt»; Hamburger Netzwerk und «Initiative für bezahlbare Mieten, die Erhaltung von öffentlichen Grünflächen, für das Recht auf Stadt für alle BewohnerInnen – gegen Gentrification und neoliberale Stadtentwicklung»: www.rechtaufstadt.de (Stand: 26.01.2011).
- Ruhne, Renate*: Macht, Raum, Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. Opladen 2003.
- Schmidt, Eva*: Hindernisfreie Verkehrsräume. In: Sonderdruck aus «strasse und verkehr», Zeitschrift des Schweizerischen Verbandes der Strassen- und Verkehrsfachleute VSS, Ausgabe 11/2010, S. 6-10.
- Simon, Titus*: Öffentlichkeit und öffentliche Räume – wem gehört die Stadt? In: Baum, Detlef (Hg.): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2007, S. 156-172.
- Sommerhalder, Maja*: Mehr Überwachung gefordert – Big Brother im Aargau? «Aargauer Zeitung» vom 18.11.2009.
- Stadt Baden, Stadtökologie (Hg.): Umweltbericht der Stadt Baden. Baden 2010. Download von URL: www.baden.ch/umweltbericht (Stand: 26.01.2011).
- Stofer, Bernard*: «Hindernisfrei» statt «behindertengerecht». In: WOHNEN 12/2009, S. 37.
- Tangram 18: Öffentlicher Raum. Espace public. Spazio pubblico. Bulletin der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus. Bern 10/2006.
- die urbanauten; «Debatten Konzepte Projekte für öffentliche Räume, München»; Netzwerk und Blog: www.die-urbanauten.de (Stand: 26.01.2011).
- Weiss, Stephanie, Drilling, Matthias, Blumer, Daniel*: Von der Barrierefreiheit für behinderte Menschen zum «Design für Alle» in der nachhaltigen Siedlungsentwicklung und Stadtplanung. In: Geographica Helvetica. Situations de handicap, fragilités sociales et rapport au territoire urbain. Disability, social fragility and urban space. Behinderung, soziale Fragilität und städtischer Raum, Nr. 4/2010, S. 257-268.
- Wiegandt, Claus-C. (Hg.)*: Öffentliche Räume – öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und die Gesellschaft. Berlin 2006 (Schriften des Arbeitskreises Stadtzukünfte der Deutschen Gesellschaft für Geographie, Band 2).
- Wucherpfennig, Claudia*: Geschlechterkonstruktionen und öffentliche Räume. In: Bauriedl, Sybille, Schier, Michaela, Strüver, Anke (Hg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Münster 2010, S. 48-74.



Flavia Caviezel und Susanna Kumschick

«Check on Arrival»

Transit im Grenzraum «Zürich Flughafen»

Wir leben in einer Zeit selbstverständlicher Mobilität. Flughäfen sind moderne Metaphern dafür: Menschen traversieren, Waren, Tiere und Pflanzen werden verschoben, Mikroorganismen wie die H₁N₁-Viren, ja sogar Ideologien und andere Gefahren reisen mit. Sie passieren internationales Grenzgebiet, und die Kontrolle wirft dementsprechend brisante Fragen auf, die nicht nur die Medien mit Schlagwörtern wie biometrischer Pass, Bodyscan-System oder Schweinegrippe beschäftigen. Das transitorische Grenzgebiet eines Flughafens markiert einen exklusiven und exponierten öffentlichen Raum.

Im Zentrum des audiovisuellen Forschungsprojekts «Check on Arrival», das vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt und in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule der Künste, der Universität Zürich und internationalen Partnern realisiert wurde, standen die aktuellen Tendenzen in der Personen-, Gepäck- und Warenkontrolle am Flughafen Zürich sowie die vielgestaltigen Bewegungen an dieser internationalen Durchgangszone.

Es ist eine visuelle Ethnografie entstanden, für die wir im Kontext der visuellen Anthropologie und des Dokumentarfilmschaffens, der Theorien transitorischer Räume, der Medien- und Intermedialitätstheorien sowie der Videokunst nach neuen Lösungen für nonlineare dokumentarische Erzählformen und deren Präsentation im Raum suchten. Realisiert wurde eine interaktive dokumentarische Installation, die in verschiedenen Ausstellungssettings wie dem Landesmuseum Zürich gezeigt wurde.

Dynamik an den Rändern

Flughäfen sind transitorische Orte, Räume des Übergangs, der Schwelle. Gebiete, die mit einem klaren Ziel durchquert werden, Orte der Hektik, in denen man sich nur vorübergehend aufhält. Es sind, wie Marc Augé alle Transit- und virtuellen



S. 104: Einladungskarte und Plakat zur Ausstellung «Check on Arrival» im Landesmuseum Zürich 2006,
© Theres Jörger/Susanne Stauss

S. 106: Videostill Überflug Grenzzaun Flughafen Zürich

Räume bezeichnet, Nicht-Orte, «Räume, die in Bezug auf bestimmte Zwecke (Verkehr, Transit, Handel, Freizeit) konstituiert sind. [...] So, wie die anthropologischen Orte Organisch-Soziales hervorbringen, so schaffen die Nicht-Orte eine solitäre Vertraglichkeit.»¹ Diese Vertraglichkeit ist prekär, da flüchtig, provisorisch, und gekennzeichnet durch Einschluss- und Ausschlussmechanismen. Der transitorische Raum wird immer wieder neu definiert.

Im Transitraum am Flughafen finden (vorgezogene) Kontrollen statt, die geprägt sind von den rechtlichen Vorgaben des Einreiselandes. Für Staatsbürgerinnen und -bürger innerhalb des Schengenraumes, dessen Regelungen auch die Schweiz seit 2008 umsetzt, gilt ein erleichterter Grenzübergang. Wer von ausserhalb kommt, hat es schwerer, vor allem, wenn es sich nicht um ferien-, sondern um migrationsbedingte Einreisen handelt. In dieser speziellen Form des Aufeinandertreffens von Kulturen sind die Spielräume klein und es sind nur wenige Aushandlungsmöglichkeiten vorhanden. Es gibt kaum «Zwischenräume», wo egalitäre Begegnungen möglich werden, wo wechselseitiges «Übersetzen» und auch gegenseitiges Infragestellen stattfinden könnte, wie es Homi Bhabha in seinem Konzept des «Dritten Raumes»² beschreibt. Die Möglichkeit, hierarchielos aufeinanderzutreffen, ist aus seiner Sicht eine grundlegende Voraussetzung, um der Polarisierung zwischen Eigenem und Fremdem zu entkommen. Nur so werden Vorstellungen von Geschlossenheit und homogener Einheit obsolet.

Der Transitraum als öffentlicher Raum markiert somit vorab das Gegenteil: Er zeigt sich in erster Linie als Zwischenraum ohne Aushandlungscharakter, eine Zone, die vor allem ausschliesst und wo Grenzübergänge durch wenig Dynamik charakterisiert sind.

Dies steht im Gegensatz zu den ganz allgemein den Grenzen innewohnenden, kontingenten Eigenschaften, die sich in einem verhandelbaren, fließenden Übergang zwischen innen und aussen, zwischen Ein- und Ausschluss zeigen. Ein Phänomen, das durch die Möglichkeiten audiovisueller Forschung und deren interaktiver, nonlinearer Präsentationsform erahnbar und sichtbar wird.

Grenzforschung und alternative Darstellungsformen

Mit audiovisuellen Mitteln in einem transitorischen Raum wie dem Flughafen Zürich zu forschen bedeutet, sich einerseits in einem schwer erfassbaren Feld zu bewegen, das erst nach längeren, vertrauensbildenden Aufenthalten zugänglich wird³, und andererseits mit komplexen Inhalten sowie der Herausforderung

1 Augé: Orte und Nicht-Orte, S. 110-111.

2 Bhabha: Die Verortung der Kultur, S. 5, 326; Rutherford: The Third Space, S. 211.

3 Vgl. Caviezel, Kumschick: Jenseits des Sagbaren, S. 65.



S. 108/109: Grenzzaun Flughafen Zürich



ihrer Darstellbarkeit konfrontiert zu sein. Eine kaum überschaubare Vielfalt von Kontrollvorgängen spielt sich ab und macht diesen künstlichen Grenzraum zu einem heterogenen Gebilde. Zentral ist deshalb die Art und Weise, wie diese breite Palette an audiovisuellen Inhalten und ihr verbindender wie trennender, ergänzender wie konfrontierender Charakter dargestellt werden. Besonders herausfordernd war auch, unsere Interaktion mit den befragten Kontrollierenden, die (Un-)Möglichkeiten der Grenzforschung, und, noch grundsätzlicher, unsere Erkenntnisse in die Darstellung miteinzubeziehen.

Wir untersuchten die aktuellen Tendenzen in der Personen-, Gepäck- und Warenkontrolle, wobei wir uns in erster Linie auf die Art der Kontrollsysteme, die Logik der Kontrollverfahren und die Rolle technologischer Visualisierungsmöglichkeiten konzentrierten. Darüber hinaus befassten wir uns mit der Konstruktion des Grenz-



S. 110/111: Videostills Gepäckkontrolle Flughafen Zürich



raumes «Flughafen Zürich»: So gingen wir einerseits der Frage nach, wie sich die Grenze im physischen Raum manifestiert – exemplarisch hierfür steht etwa der Grenzzaun, der das Flughafenareal vor unbefugtem Zutritt schützen soll und es dadurch vom öffentlichen Raum ausserhalb des Arealis separiert. Andererseits interessierte uns, über welche Deutungen von Grenze die Mitarbeitenden am Flughafen verfügen und inwiefern sich in ihren Aussagen diese mentalen Repräsentationen von «Grenze», die kulturell geformt und berufsfeldspezifisch geprägt sind, manifestieren. Wir versuchten uns zum Beispiel durch Fragen wie «Mit welchem Tier würden sie den Flughafen vergleichen?» diesem Phänomen anzunähern.

Im Forschungsprojekt wurde der Flughafen als komplexes, interdependentes Gebilde von Kontrollverfahren und der darin involvierten Menschen, Tiere und Pflanzen, der verwendeten Technologien und der (öffentlichen) Räume als «Schauplätze» erforscht. Ein ähnliches Denkmodell entwirft Bruno Latour mit der Akteur-Netzwerk-Theorie⁴, die Netzwerke verschiedener Aktanten – menschlicher und nichtmenschlicher wie Tiere, Gerätschaften, Objekte, Artefakte – beschreibt. Durch die Entwicklung einer interaktiven Computerplattform⁵ fanden wir eine Darstellungsform, die einerseits das erforschte Gebiet repräsentiert, andererseits netzartige Verknüpfungsmöglichkeiten der Inhalte durch drei interdependente Bereiche des Interfaces – Schlagwörter, Bildicons und einen Ortsplan – sowie eine nicht hierarchische Anordnung der Materialien ermöglicht. Die Plattform versammelt, ordnet und verbindet die Forschungsergebnisse, insgesamt andertalben Stunden Video, zahlreiche Fotos, Statistiken und Texte. Durch Mausclick werden die Medienfiles geöffnet und in den Raum projiziert, wodurch sich der

4 Latour: Reassembling the Social.

5 Zur Funktionalität des Interfaces siehe <http://checkit.ith-z.ch>.



S. 112/113: Videostills Passkontrolle und vorgezogene Kontrolle Flughafen Zürich



virtuelle mit dem physischen Raum verbindet. Einem Bibliothekssystem ähnlich können die Inhalte unter verschiedenen Schlüsselwörtern figurieren. Ihre Verknüpfung ermöglicht beispielsweise, Materialien zu allem zu vereinen, was an der Grenze «hängenbleibt» – von Mikroorganismen über Schmuggelware bis hin zu Migrierenden. Die interaktive Form und nonlineare Anordnung der Medienfiles ermöglichen den Benutzenden, sich in Eigenregie durch die Materialien zu klicken und dadurch eine eigene «Narration» zu kreieren.

Die Charakteristiken der interaktiven Plattform greifen auch auf das Interesse der Wissenschaften an alternativen Darstellungsformen von Wissen, neben der schriftlichen Form, zurück. Dies geschieht aus dem Umstand heraus, dass sich Wissen durch die Experimentalsysteme selbst, wie auch durch die Formate, in denen es zur Darstellung gelangt, konstituiert⁶ – Wissen ist nicht nur in Sprache oder Schrift zu verorten. Das bedeutet, dass sich mediale Darstellung der Forschungsergebnisse und Erkenntnisgewinnung gegenseitig bedingen.

Sichtbares, Unsichtbares und Unsagbares

Szenarien mit audiovisuellen Mitteln beobachten und genau zuhören, aber auch die (scharfen und unscharfen) Bilder, die am Flughafen selbst produziert und interpretiert werden, mit einbeziehen und sie wiederum zur Darstellung bringen, sind Kernpunkte bei der Erforschung von Grenzgängen. Es heisst aber vor allem auch, sich dem zu widmen, was jenseits des Sagbaren und Sichtbaren liegt.

So suchten wir einerseits visuelle Beschreibungen, welche kulturelle Landschaften, soziale, ästhetische und sensuelle Erfahrungen und performative Di-

⁶ Vgl. dazu u.a. Knorr Cetina: Die Fabrikation von Erkenntnis; Rheinberger: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Zur Untersuchung von Mitteln und Medien der Produktion von Wissen vgl. Rheinberger, zitiert in Dotzler/Schmidgen: Parasiten und Sirenen, S. 8-9.



Links: konfiszierte Markenfälschungen, Zollinspektorat Flughafen Zürich

Mitte: Plakat Schulungsraum, Kontrollabteilung Flughafenpolizei

Rechts: Utensilien des sog. Ausschaffungstyps Level 4: Bei Personen, welche die Ausschaffung nach zwei erfolgten Versuchen erneut verweigern, wird für die Rückführung ein Sonderflug mit grösserem Polizeiaufgebot und verschärften Massnahmen wie die Fesselung an «Rollstühle» organisiert, Fachdienste Grenzpolizeiliche Massnahmen und Grenzkontrolle Flughafen Zürich

S. 115: Beschlagnahmte Motorsäge, aufgegebenes Gepäck Multilevelsystem



mensionen unseres Themas darstellten und verdichteten: Stimmungen, Milieus und Interieurs, Inszenierungen und Abläufe, Interaktionen, Posen und Gesten, physische Attribute und Details. Dies erreichten wir durch mehrmonatige Beobachtungen, durch Expertengespräche und ethnografische Aufzeichnungen vor Ort, die wir stets auswerteten und verfeinerten, um von einer breiten, explorativen zu einer fokussierten Perspektive zu gelangen.⁷

Es wurde zudem deutlich, dass in der Logik der Kontrollverfahren technologische Bilder eine wichtige Rolle spielen. Sie wurden zum Kernthema der audiovisuellen Forschung. Die Kontrollierenden versprechen sich von den technologischen

7 Vgl. Flick: Qualitative Forschung, S. 158-159.



Unter dem Mikroskop: Der Quarantäneschädling «Thrips palmi Karny» ist eine von weltweit rund 5'000 bekannten Fransenflügler-Arten (Thysanoptera). Herkunft v.a. Thailand, Indonesien. Pflanzenschutzdienst Flughafen Zürich

Visualisierungsverfahren, die Räume überwachen, Gegenstände und Organismen durchleuchten, mikroskopieren oder ablichten, eine Analyse, deren Richtigkeit sich auf den hohen technologischen Standard der Apparate sowie auf ihre eigene Professionalität im Umgang mit denselben abstützt. Visualisierungen sollen «Schärfe» herstellen: Es ist das mikroskopische Bild eines Kleinstinsekts, das belegt, dass eine Orchideenlieferung von einem Quarantäneschädling befallen ist, oder der mit UV-Licht bestrahlte Ausschnitt eines Passes, der den Fälschungsbeweis erbringt. Es ist das Röntgensystem, das über die Grenzen unserer eigenen Wahrnehmung hinaus Bilder produziert, welche die Kontrolle über den Inhalt der Gepäckstücke sichern.

Dieser technologischen Rationalität ist ein anderes Beurteilungsverfahren vorangestellt: Sowohl bei der Personen- als auch bei der Gepäck- oder Frachtkontrolle muss stets eine Auswahl getroffen werden. Welche Passagiere sind verdächtig? Welcher Koffer wird geöffnet? Die Kontrollierenden nehmen ein so genanntes «Profiling» vor. Sie rekurren dabei auf Entscheidungsgrundlagen wie Erfahrung und Intuition – die bekannte Spürnase. Obwohl sich die Kontrollierenden beim Erstellen eines «Profiling» um ein möglichst klares Bild ihres Gegenübers bemühen, produzieren sie immer auch eine berufsmythisch aufgeladene, fast geheimnisvolle «Unschärfe». Dieses Imaginäre ist in nachhakenden Gesprächen schwer fassbar, führen diese doch immer wieder zur Informationsverweigerung, bei denen die Beamten nur den Kopf schütteln, abwehrend die Hände heben, mit den Schultern zucken: «Mehr kann und darf ich Ihnen nicht sagen», «Amtsgeheimnis».

Um sich Phänomenen der Unsichtbarkeit und des nicht Sagbaren oder nicht Gesagten anzunähern, war deshalb eine gewisse Intimität in den wiederholten und insgesamt über fünfzig semistrukturierten Gesprächen mit den Kontrollierenden wichtig. Als Forschende gingen wir für eine kurze Zeit eine Art «Komplizenschaft» mit Personen ein. Nach Ende des Gesprächs kehrten wir wieder in unsere Rolle als kritische Beobachterinnen zurück. Diese für die sozialwissenschaftliche Forschung klassische Situation umschreibt der Anthropologe Peter Ian Crawford mit dem Begriffspaar des «becoming and othering»⁸. Der Erkenntnisprozess besteht im Oszillieren zwischen «Kulturen», ein Verlauf, der sich auch für die Beschreibung der Verständigungs- und Aushandlungsarbeit an der Grenze eignet.

«Becoming and othering» erfassen vor allem auch die stete Dynamik, welche Grenzen charakterisiert: An den Rändern des fließenden Übergangs zwischen innen und aussen sind sie in erster Linie ein Ort des Kontakts. Denn es gehört zum Wesen der Grenze, dass sie Räume, zwischen denen sie verläuft, zwar von-

8 Crawford: Film as discourse, S. 68-71.



einander separiert, gerade dadurch aber auch verbindet. Die Grenze ist der Ort, an dem Getrenntes aufeinander Bezug nimmt. Somit macht sie den Flughafen als dynamischen öffentlichen Raum zu einem Ort der Konfrontation, der ein- und ausschliessenden Verhandlungen. Der Transitraum als Spezialzone des öffentlichen Raumes am Flughafen hingegen eröffnet kaum Spielräume.

Literaturangaben

Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main 1994.

Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000.

Caviezel, Flavia, Kumschick, Susanna: Jenseits des Sagbaren. Grenzgänge im Flughafen Zürich. In: 31. Das Magazin des Instituts für Theorie der Gestaltung und Kunst Nr. 6/7 (2005), S. 65.

Crawford, Peter Ian: Film as discourse: the invention of anthropological realities. In: Peter Ian Crawford, David Turton (Hg.): Film as Ethnography. Manchester 1992, S. 66-82.

Dotzler, Bernhard J., Schmidgen, Henning (Hg.): Parasiten und Sirenen. Zwischenräume als Orte der materiellen Wissensproduktion. Bielefeld 2008.

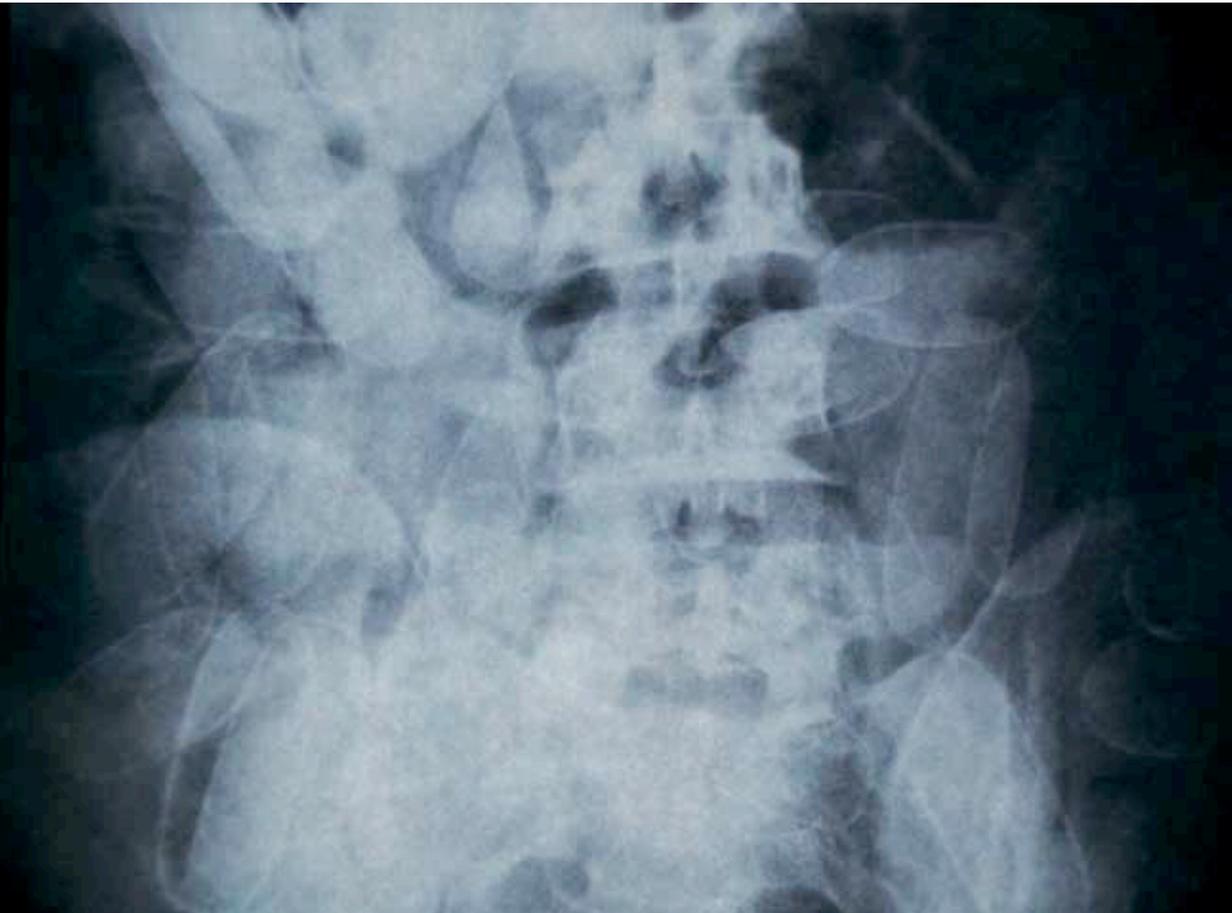
Flick, Uwe: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendungen in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg [1996] 2005.

Knorr Cetina, Karin: Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt am Main [1984] 2002.

Latour, Bruno: Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory. Oxford 2005.

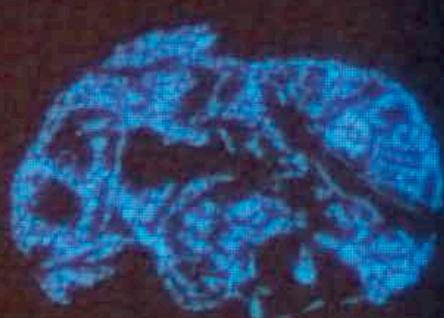
Rheinberger, Hans-Jörg: Experimentalsysteme und epistemische Dinge: Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Frankfurt am Main 2006.

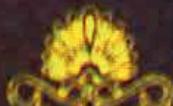
Rutherford, Jonathan: The Third Space. Interview with Homi Bhabha. In: Jonathan Rutherford (Hg.): Identity: Community, Culture, Difference. London 1990, S. 207-221.



S. 120/121: Röntgenaufnahmen von sog. «Bodypacker», die in Latex und oft mit Wachs und Aluminium abgedichtete Substanzen, sogenannte «Kokain-Bömbli», schlucken und zu schmuggeln versuchen, Medical Center Flughafen Zürich





ΑΣ  HELLAS  ΕΛΛΑΣ
HELLAS  ΕΛΛΑΣ  Η

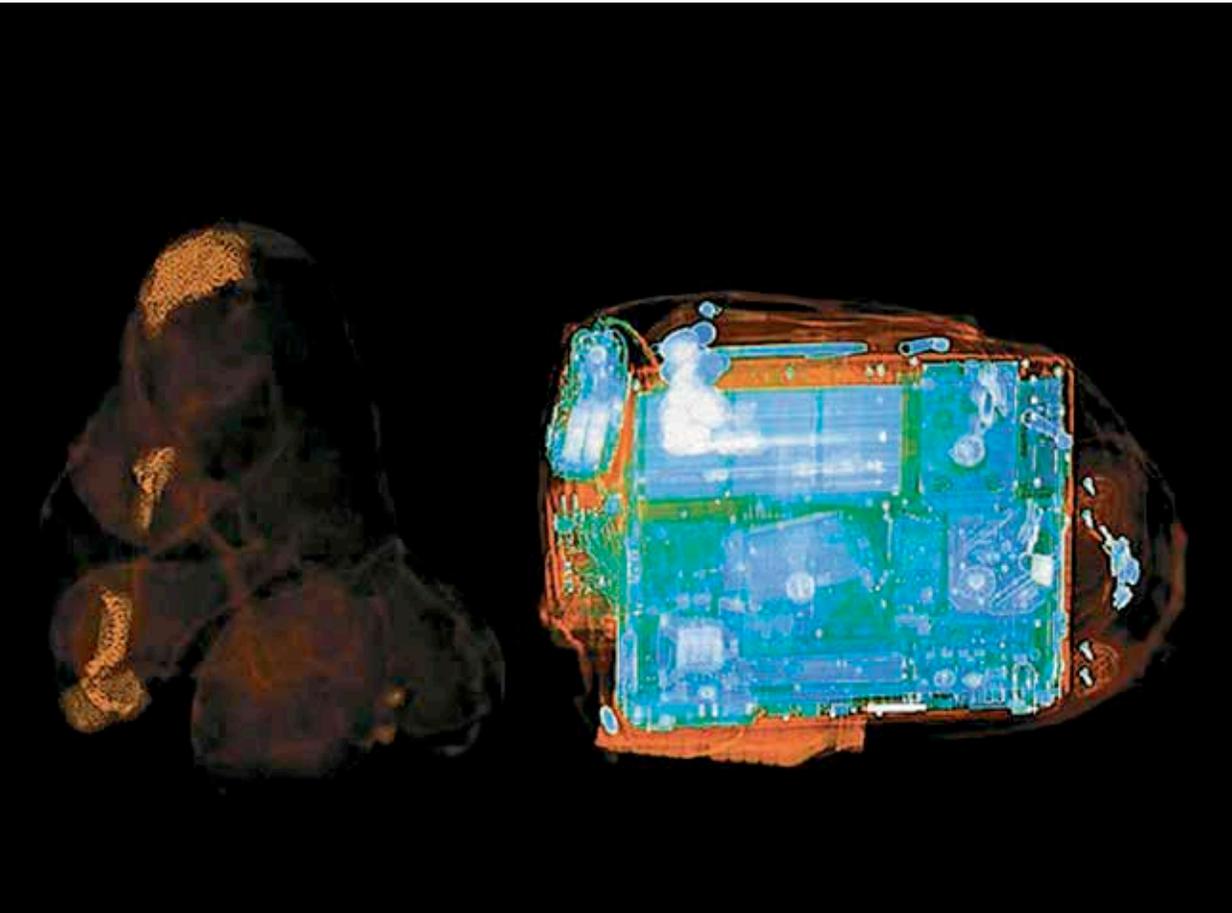
ΘΕΡΜΗΤΕΡΗ + VISAS

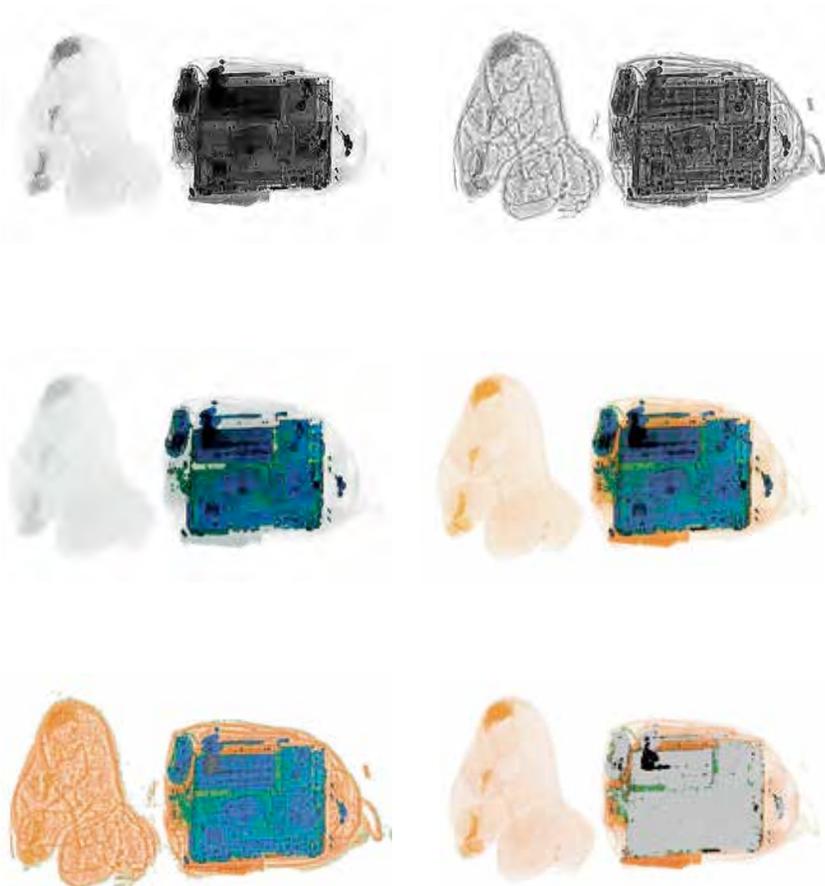
УКУБИУКУСИУ

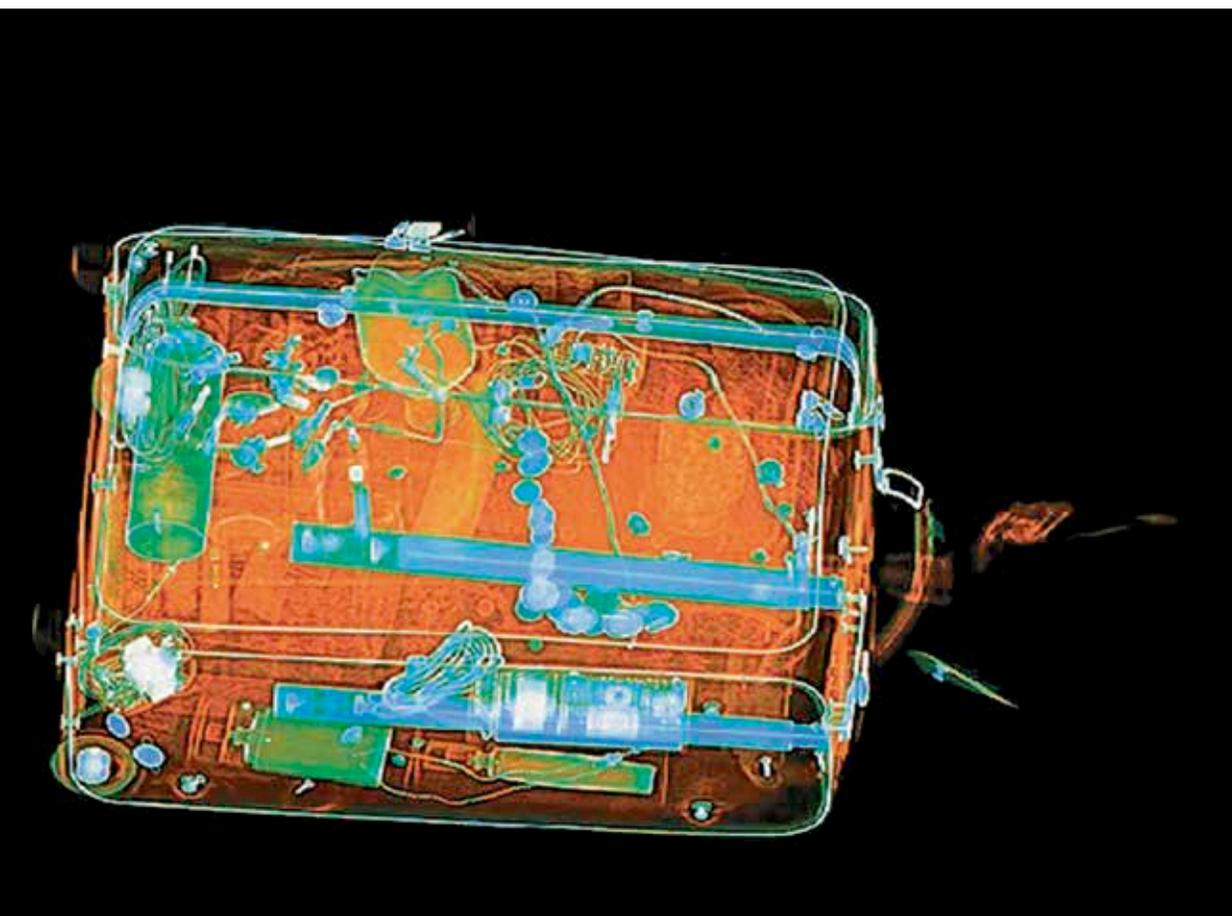
НА6403013М02

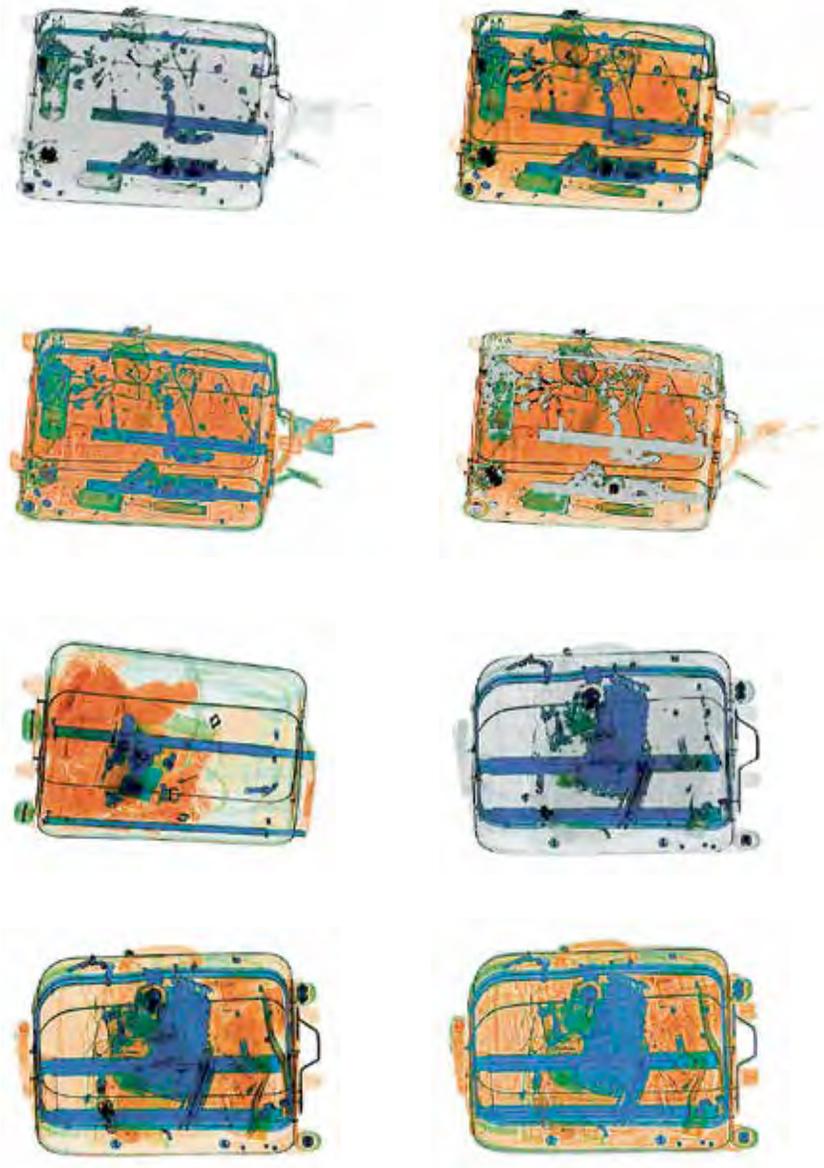


S. 122 bis 125: Pass- und Visumfälschungen. Das Beispiel auf S. 125 zeigt einen Datenaustausch in einem Schweizer Visum, festgestellt bei der versuchten Einreise zweier Personen aus Sri Lanka. Bei der Überprüfung in der Visa-Datenbank (sog. «EVA-Scanner») zeigte sich, dass das Visum ursprünglich für eine kürzere Benützungsdauer ausgestellt worden war, als auf dem Dokument vermerkt. Fachdienst Grenzkontrolle, Ausweisprüfstelle











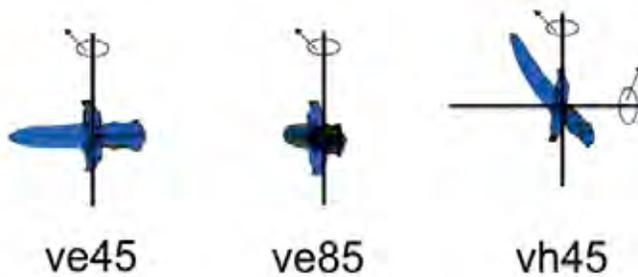
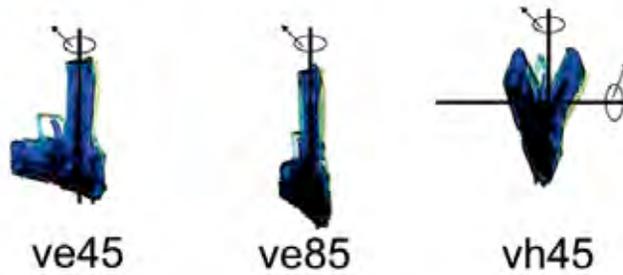
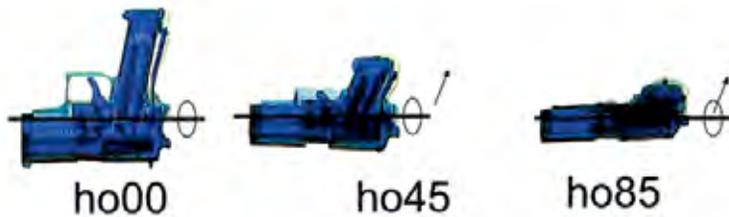
Hummer, unzureichend verpackt, © Grenztierarzt Flughafen

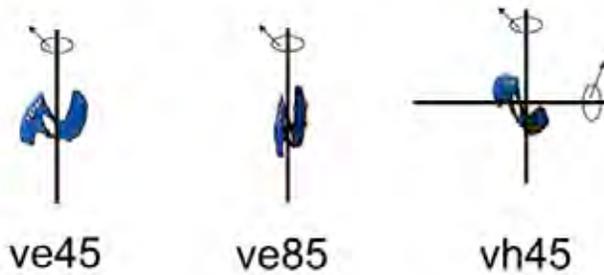
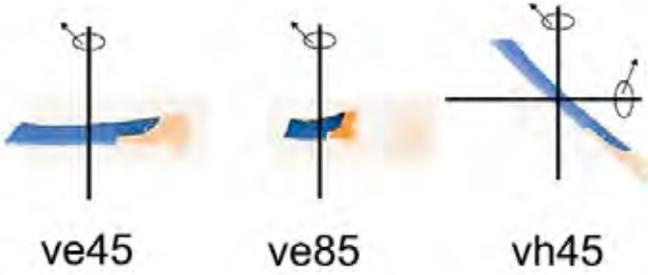


Links: Zebras, die nicht nach IATA-Standards (International Air Transport Association) transportiert wurden, Transit Flughafen Zürich. © Grenztierarzt Flughafen

Mitte: Für ein Rahmenprogramm des Anlasses CSI Zürich wurden Kamele der Grenzpolizei von Jordanien nicht IATA-konform eingeflogen, Transit Flughafen Zürich. © Grenztierarzt Flughafen

Rechts: Handgepäck Hund, Transit Flughafen Zürich, © Grenztierarzt Flughafen



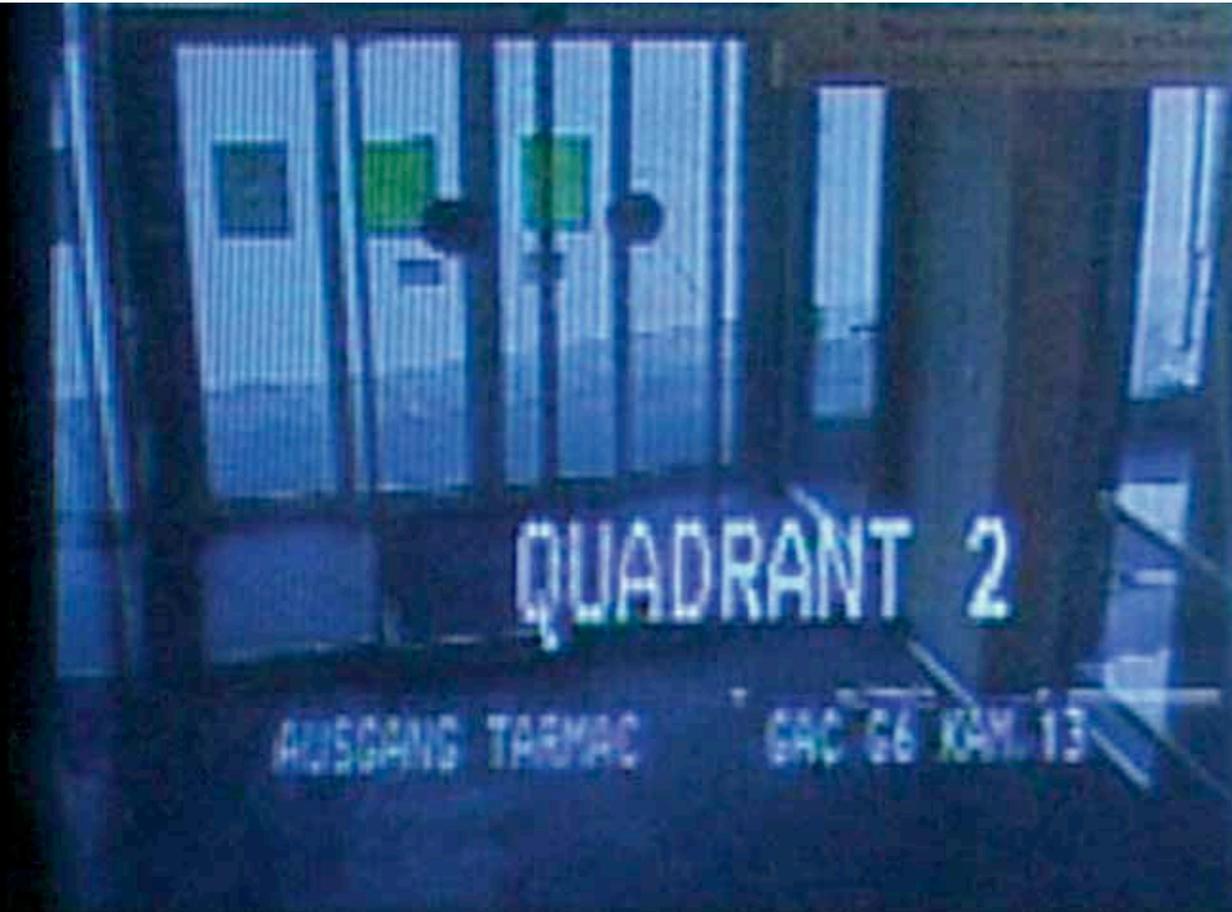






Von links nach rechts: Grenzpolizist (Passkontrolle), Postenchefs Grenzwachtkorps, Schichtleiter Flughafenpolizei





S. 136/137: Überwachungskameras Flughafenareal. Für die Videoüberwachung des Flughafens allgemein und der Zutrittsbereiche im Speziellen ist die «Airport Security» von Unique (Flughafen Zürich AG) zuständig. Laut dem verantwortlichen Leiter bleiben die Aufzeichnungen der Überwachungskameras im Rahmen der Zutrittskontrollen aus Gründen des Datenschutzes während höchstens 24 Stunden gespeichert.



Impressionen Ausstellung «Check on Arrival – Grenzland Flughafen», Landesmuseum Zürich 2006,
© Susanne Stauss

«Check on Arrival – Grenzland Flughafen»

Die interaktive Computerplattform entstand in einem von Flavia Caviezel und Susanna Kumschick geleiteten Forschungsprojekt an der Zürcher Hochschule der Künste/Institut für Theorie, in Zusammenarbeit mit Videocompany Zofingen und V2_Lab Rotterdam und unterstützt durch den Schweizerischen Nationalfonds/DORE und die Projektpartner.

Die Forschung erfolgte von November 2004 bis Juni 2006. Das Projekt wurde im Herbst 2006 im Landesmuseum Zürich gezeigt.

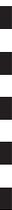
Weitere Ausstellungen und Präsentationen: Tagung Kunsthochschulen Schweiz in Bern (2006); Solothurner Filmtage, Freitagsgalerie; Kunstraum Sandra Romer, Chur; Internationales Filmfestival Göttingen/DT (2008); Symposium «research@film, ZDOC.09», ZHdK (2009), Schweizerische Geschichtstage «Grenzen», Universität Basel; Tagung der International Visual Sociology Association in Bologna/IT, «Visual research and digital representation» (2010).

Projektleitung/Forschung/Schnitt/Ausstellungskonzeption: Flavia Caviezel, Susanna Kumschick

Mitarbeit Forschungsprojekt/Ausstellung: Denis Hänni (wissenschaftliche Mitarbeit), Jörg Huber (Supervision), Aufdi Aufdermauer (Kamera), Giorgio Andreoli (Ton), Nathalie Oestreicher (Feinschnitt/Videoaufbereitung), Karin Wegmüller (AV-Produktionsleitung/Ausstellungskonzeption), Brigit Lichtenegger (Programmierung), Lenno Verhoog (Interface-Design), Anne Nigten (Consulting technische Umsetzung Plattform), Fabian Vögeli (technische Assistenz Plattform, grafisches Design), Anne-Lea Werlen (Materialaufbereitung), Palma Fiacco (Fotografie), Anselm Caminada (Musik), Sabine Hagmann (Übersetzung/Untertitelung), Theres Jörger/Susanne Stauss (Grafik/Fotografie).

<http://www.ith-z.ch/forschung/check+it>

<http://checkit.ith-z.ch> (Online Demonstrator)



Nika Spalinger

Inspirationen aus dem Off – Reflexionen zu Kunst im öffentlichen Raum

1. Einführung

Mit den Veränderungen der Lebensformen im städtischen Kontext haben sich die Formen und Begriffe dessen, was wir als «öffentlichen Raum» bezeichnen, und damit auch die Kunstformen, die sich auf diese «Räume» beziehen, gewandelt. Bei Kunst im öffentlichen Raum denken die meisten zunächst an Skulpturen oder an Reliefs, an Bilder, Glasfenster, Teppiche oder andere Formen von Kunstwerken, die zu öffentlichen oder privaten Gebäuden gehören. Solche als *Kunst am Bau* oder heute meist als *Kunst und Bau*¹ bezeichnete Werke entstehen in der Regel im Auftrag der öffentlichen Hand oder privater Institutionen. Demgegenüber gibt es auch Kunst-Werke oder -Projekte im öffentlichen Raum, die von Künstlern oder Künstlerinnen aus eigener Initiative und ohne Auftrag geschaffen werden. Es sind Kunstwerke, die Laien oft als solche kaum erkennen können, die häufig experimentell sind, mit wenig Mitteln auskommen und oft in besonderem Masse gesellschaftliche Tendenzen und Probleme widerspiegeln. Das ist der Grund, ihnen hier besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Folgender Text will aus künstlerischer Perspektive Einblicke in die Vielfalt an Formen, Medien und Motiven solcher Kunst ohne Auftrag im öffentlichen Raum geben und Hinweise zur Beziehung zwischen solcher Kunst und Auftragskunst. Auch die Diskussion zum öffentlichen Diskurs und zur Kommunikation von Kultur und Kunst im öffentlichen Raum erfolgt aus dieser Optik.

1 Im weiteren Text wird nur noch die Bezeichnung *Kunst und Bau* verwendet, da sie der eigenständigen Rolle der Kunst gegenüber der Architektur besser gerecht wird.

Als öffentliche Räume werden in der Folge jederzeit frei zugängliche Räume in öffentlichem Besitz bezeichnet; solche mit eingeschränkten Zugängen als halböffentliche Räume, die in privatem oder in öffentlichem Besitz stehen. Nebst dem physischen Raum (gebauter, architektonischer Raum, Naturraum) werden weitere Raumdimensionen mit öffentlichem Charakter unterschieden, die für Kunstschaffende als Räume künstlerischen Handelns wichtig sind: der Sozialraum, der politische, ökonomische, mediale oder virtuelle (Internet) und der symbolische Raum. Folgendes Kapitel beschreibt Werke, die ohne Auftrag entstanden sind, unter Berücksichtigung von Zielen und Motiven, künstlerischen Medien und Strategien, Formen von Zusammenarbeit, Entstehungsprozessen, von bespielten Raumdimensionen und von Kommunikation. Im dritten Kapitel folgen Betrachtungen zu *Kunst und Bau* und zur Bedeutung von deren Diskussion und Kommunikation in der Öffentlichkeit, die im vierten Kapitel in Ausführungen zur Beziehung zwischen den beiden Formen von Kunst im öffentlichen Raum münden. Das vierte Kapitel zieht eine Reihe von Schlussfolgerungen.

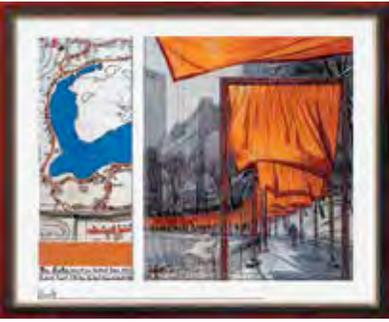
2. Kunst aus freien Stücken

Im Kontext der Diskussion um den öffentlichen städtischen Raum dienen die folgenden fünf relativ ausführlichen Werkbeschreibungen dem Einblick in unterschiedliche künstlerische Strategien oder Positionen von Kunst im öffentlichen Raum. Die mehr oder weniger bekannten Beispiele wurden aufgrund der Vielfalt an Raumdimensionen, die sie «bespielen», und aufgrund der unterschiedlichen Haltungen, Formsprachen, Kunstauffassungen, aber auch Interessen, die sie vertreten, ausgewählt. Der Umstand, dass die Kunstschaffenden die Mittel für ihre Werke – anders als bei *Kunst-und-Bau*-Projekten – selber organisieren müssen, bedeutet einerseits, dass sie im Aushandlungsprozess um die Bedeutung und den Wert ihrer Kunstwerke oder Projekte viel unmittelbarer im Kontakt mit ihrem Publikum sowie mit den Medien stehen und eine aktive, selbstbestimmte Rolle spielen können, andererseits aber auch, dass sie dafür viel Energie aufwenden müssen, welche der eigentlichen künstlerischen Arbeit entgeht.

2.1 *The Gates* – vergängliche Monumente der Schönheit

The Gates ist eines der ungefähr zwanzig Projekte, welche das 1935 geborene Künstlerpaar *Jeanne-Claude*² und *Christo* gemeinsam seit 1958 realisiert haben: Im Februar 2005 konnten die Besucher/innen im Central Park in New York City

2 † 2009.



Jeanne-Claude und Christo, «The Gates» Projekt im Central Park New York 2005, Druckgrafik und Fotos

während 16 Tagen entlang eines 37 km langen Netzes von Spazierwegen durch 7500 fast fünf Meter hohe Tore aus Stahl und Aluminium mit herabhängenden, im Wind flatternden orangen Stoffbahnen schreiten. Das sonnige Wetter verstärkte die poetische Wirkung der «Gates» (Tore) vor der Kulisse kahler Bäume, der Schnee veränderte gemäss Augenzeugen die Wahrnehmung des Parks zwar nur kurzzeitig, aber auf unvergessliche Weise. Mehr als vier Millionen Besucher/innen zog das spektakuläre Kunstwerk in dieser kurzen Zeit an. Die meisten kamen gemäss Angaben der Stadtbehörden aus New York und Umgebung, 1,5 Millionen waren aus den USA angereist, weitere 300 000 aus dem Ausland. Das führte an den Wochenenden zu ausgebuchten Hotels und einer Verdreifachung der Museumsbesuche – ebenso zu ausgezeichneten Umsätzen in den Restaurants. Ungefähr 600 Freiwillige – viele von ihnen waren schon bei früheren Projekten dabei – halfen während 6 Tagen, die «Gates» zu montieren. Sie wurden dabei alle von *Christo und Jeanne-Claude* bezahlt. Um Vandalismus zu verhindern, wurden gratis kleine Stoffmuster an das Publikum verteilt. Das gesamte Material wurde nach Beendigung des Projekts fachgerecht wiederverwertet. Der Erlös aus dem Verkauf von Souvenirs zur Erinnerung an *The Gates* wurde der Naturschutzorganisation *Nurture New York's Nature Inc.* gestiftet.

Eines der wichtigsten Prinzipien des Künstlerpaars ist, seine künstlerische Unabhängigkeit zu bewahren. Deshalb übernehmen die beiden bei solchen Projekten im öffentlichen Raum restlos alle Kosten selbst und lassen sich auf keine Art und Weise sponsern. *The Gates* zum Beispiel kostete sie um die 21 Millionen Dollars. Sie finanzieren ihre Werke im öffentlichen Raum aus dem selbst abgewickelten Verkauf – auch an Museen, Sammlerinnen und Galerien – von Vorbereitungsskizzen, Zeichnungen und Modellen früherer Projekte – alles Unikate.

Christo und Jeanne-Claude gehen jeweils von präzisen Vorstellungen über Aussehen und Orte für ihre Werke aus. Sie unternahmen extensive Reisen, bis sie einen geeigneten Ort fanden, und scheuten dabei keinerlei materiellen und zeitlichen Aufwand für die kompromisslose Umsetzung ihrer Ideen. Denn um die nötigen Bewilligungen für die Realisierung ihrer so ungewöhnlichen wie «unnützen» Kunstwerke zu bekommen, die sie meist im öffentlichen Raum platzierten, brauchte es oft grosse Überzeugungskünste. Der Entstehungsprozess ihrer Werke zog sich deshalb über viele Jahre hin. Der Erfolg von *Christo und Jeanne-Claude* beruht sicher zum einen auf der Originalität und Qualität ihrer Werke, zum anderen aber ebenso auf ihrer kommunikativen Begabung, mit der sie geschickt die verschiedenen Dimensionen des öffentlichen Raumes bespielten, insbesondere der medialen Ebene. Das zeigt sich an der Vielzahl von Publikationen über ihr Werk ebenso wie an ihrer professionell geführten und sehr aufschlussreichen Website.³ Diese richtet sich nicht so sehr an ein Fachpublikum als an Laien. Folgendes Zitat aus dem Interview auf dieser Website fasst gut zusammen, was das Künstlerpaar antreibt, und vermittelt auch dessen einfache und direkte Art, zu kommunizieren:

«Die Grösse und der zeitlich begrenzte Charakter unserer Werke beeinflusst deren Wirkung stark, das ist eine ästhetische Entscheidung unsererseits. In den letzten 5000 Jahren haben Künstler abstrakte, figurative, religiöse, profane Werke in verschiedensten Materialien wie Stein, Bronze, Holz, Beton ausgeführt und damit unterschiedlichste Qualitäten bedient. Aber es gibt eine Qualität, die sie nie verwendet haben und das ist die Qualität der Liebe und Zärtlichkeit, die wir Menschen haben für Vergängliches – für die Kindheit, für den Regenbogen, für unser eigenes Leben, weil wir wissen, dass sie nicht bestehen werden. Der Umstand, dass ein Werk nicht bestehen bleibt verstärkt den Drang, es sehen zu wollen.»

In ihrer Kurzlebigkeit und Massentauglichkeit gleichen die Werke der beiden in mancher Hinsicht Erzeugnissen der Erlebnis- und Eventkultur, mit dem Unterschied, dass es dem Künstlerpaar nicht so sehr um den finanziellen Erfolg geht. Ihre Grösse und Würde erinnern auch an Monumente, die bestimmte historische Ereignisse und Persönlichkeiten repräsentieren. Die Werke des Künstlerpaars jedoch sind Symbole reiner Schönheit und Nutzlosigkeit, die zwar auf der physischen Ebene ein kurzes Leben haben, sich aber in der symbolisch-medialen Dimension des öffentlichen Raums umso wirkungsvoller in die «Ewigkeit» einschreiben und dort auch ein noch viel grösseres Publikum erreichen können. Mit der Ablehnung von Sponsoring verweigert das Künstlerpaar sich jeglicher Art von Instrumentalisierung. Es zelebriert mit seiner Kunst ein Ideal künstlerischer

3 Christo und Jeanne-Claude, URL: <http://www.christojeanneclaude.net/error.shtml> (Stand:10. Juni 2011).

Autonomie, das einem bildungsbürgerlichen Kunstbegriff entspringt und als altmodisch und elitär abgetan werden kann. Es kann aber ebenso als gelungene selbstverwaltete und partizipative Arbeit gelesen werden. Partizipativ allerdings nicht im Sinne einer Einflussnahme der Beteiligten auf die Gestaltung, sondern im Sicheinlassen auf das Angebot der Kunstschaffenden. Es ist die Grundlage für die Entstehung ihrer Werke, ohne welche es keine Bewilligungen seitens der Behörden, keine Käufe der «Beiwerke», keine freiwilligen Helfer/innen und kein Massenpublikum gibt. In dieser Hinsicht spielt die soziale Dimension des öffentlichen Raums ebenfalls eine eminent wichtige Rolle im Werk von *Christo und Jeanne-Claude*.

2.2 Park Fiction – Kollektive Wunschproduktion

*Park Fiction*⁴ ist ein Park-Projekt in einem der ehemals ärmsten Wohnviertel am Hafenanrand von St. Pauli an Hamburgs Elbufer. Es umfasst viele ungewöhnliche Elemente wie eine Palmeninsel, einen fliegenden Teppich, einen Hundegarten mit Zuschauertribüne, einen Kirschgarten mit Nachbarschafts- und öffentlichen Kräuter-Beeten, den *Bambushain des bescheidenen Politikers*, die Boule-Insel *Abolition du travail aliéné* und das aus Natursteinterrassen gebaute Grüntheater. Noch in Planung sind der *Seeräuberinnenbrunnen* und der zentrale *Wolkenbügel*, ein über dem Park schwebender Pavillon. Hier soll ein Archiv, ein Ort für Stadtforschung entstehen mit der Dokumentation der Entstehungsgeschichte des Parks und den Tausenden von Parkentwürfen, die für die Bewohner/innen des Stadtteils und die zahlreichen internationalen Fachbesucher/innen zugänglich gemacht werden sollen.

Park Fiction ist Mitte der 1990er-Jahre dank der Initiative eines Netzwerks von Anwohnerinnen und Anwohnern, Musikerinnen und Musikern, Künstlerinnen und Künstlern, sozialen Einrichtungen und des *Golden Pudel Club* der Hafenstrasse zustande gekommen. Das Projekt hatte zum Ziel, sich gegen den Bau eines von der Stadt Hamburg geplanten riesigen «Betonriegels» – einer Überbauung mit Luxuswohnungen – zu wehren, der die Aussicht auf das Elbufer beim Dok 10 versperrt hätte. Von der Vision ausgehend, dass die Bewohner/innen sich ihre Stadt selbst aneignen sollten, hinterfragte *Park Fiction* die Vorstellungen der Stadt sowie die gängige Art von Stadtplanungsprozessen. Auf der Basis konzeptueller Überlegungen gelang es den Initianten und Initiantinnen, auf eigene Faust einen öffentlichen Planungsprozess im Stadtteil zu organisieren. Sie generierten

4 Mennicke Christiane: Dokumenta 11, Plattform 5, Kurzführer *Park Fiction*, URL: <http://www.parkfiction.org/2006/01/109.html> (Stand: 1. März 2010)



Park Fiction: Der Traum von einem Park am Hamburger Elbufer wird real. Im Bild die Palmsinsel und der fliegende Teppich.

eine «kollektive Wunschproduktion»⁵ für einen Park. Massgeblich unter Anleitung der beiden Kunstschaffenden Christoph Schäfer und Cathy Skene wurden Ideen der Quartierbewohner/innen gesammelt und geeignete Tools entwickelt: eine *Wunsch-Hotline*, ein *Action-Kit* (mobiler Planungskoffer), das *Wunsch-Archiv*, eine *Garten-Bibliothek*, ein *Knet-Büro*, ein *Planungscontainer*. Fragebögen und Pläne zum Ausfüllen wurden verteilt, Ideen diskutiert und visualisiert und schliesslich in Zusammenarbeit mit einem befreundeten Architekten zu einem baureifen Projekt zuhanden der Stadt entwickelt.

Die Präsenz in verschiedenen Dimensionen der Öffentlichkeit war dabei für die Realisierung der Parkidee zentral. Sie wurde zum einen über viele Veranstaltungen und über die Website erreicht, die von Anfang an den Entstehungsprozess des Parks ausführlich dokumentierte und bis heute mit ähnlichen Initiativen verlinkt ist. Zum anderen über die Präsenz an der «Dokumenta 11» im Jahre 2002, den Film über *Parc Fiction* von Margit Czenki⁶ und die vielen Vorträge, Tagungen und Diskussionsrunden, zu denen Mitglieder von *Park Fiction* seit 1994 immer wieder eingeladen wurden.

Der Durchhaltewillen und die vielen kreativen Protestveranstaltungen⁷ brachten schliesslich 1997 die Stadt nach sieben Jahren dazu, den Grundstückverkauf an die Immobiliengesellschaft rückgängig zu machen und den Park zu bewilligen und zu finanzieren. Mit dem Bau des Parks wurde jedoch erst begonnen, als

5 Id.

6 Czenki, Margit: *Park Fiction – die Wünsche werden die Wohnung verlassen und auf die Strasse gehen*. Film-collage D 1999 / 60 min / 16 mm blow-up von Super 8 /. URL: <http://www.parkfiction.org/2006/11/181.html> (Stand: 04. Januar 2007).

7 Veranstaltungen wie Vorträge, Aktionen, Konzerte, Raves, Open-Air-Filmvorführungen und Ausstellungen.



bekannt wurde, dass *Parc Fiction* 2002 als Gast an die grosse internationale «Dokumenta»-Ausstellung in Kassel eingeladen war.

Über die ganze Zeit hinweg hatten die Initianten und Initiantinnen unentgeltlich gearbeitet, mit Ausnahme von *Schäfer* und *Skene*, die *Park Fiction* bei der Kulturbehörde als Kunstprojekt im öffentlichen Raum eingegeben und von dieser einen Projektierungsbeitrag erhalten hatten. Mit ihrem kreativen Potenzial, ihrem Wissen und Know-how unterstützten die beteiligten Kunstschaffenden den Prozess der Konkretisierung und Visualisierung der Bedürfnisse und Wünsche der Anwohner/innen, die sich von der Stadtregierung nicht vertreten fühlten. Das Projekt, das auf allen verschiedenen Dimensionen des öffentlichen Raums spielt – der physischen, medialen, virtuellen und besonders der sozialen und symbolischen –, ist aber kein reines Kunstprojekt. Es zeichnet sich durch den tragfähigen Zusammenschluss von Protagonisten und Protagonistinnen aus ganz unterschiedlichen Feldern aus, die über die Fähigkeiten, das nötige Hintergrundwissen und die Sprache verfügten, um so unterschiedliche Menschen, Wünsche und Bedürfnisse zusammenzubringen und zu organisieren. Dadurch, dass die Ausgangssituation nicht lediglich bekämpft, sondern aktiv dazu positive und lustvolle Alternativen entwickelt, propagiert, diskutiert, visualisiert und kommuniziert wurden, gelang es *Park Fiction*, über diesen langen Zeitraum hinweg trotz schwieriger finanzieller Verhältnisse und politischen Drucks, sich nicht einschüchtern zu lassen und den Mut nicht zu verlieren.

Das Projekt *Park Fiction* ist im Kunst- wie im Stadtplanungskontext seiner radikalen Vertretung der Interessen von Anwohnerinnen und Anwohnern und der verwendeten Methoden wegen viel diskutiert worden. Es gilt als Musterbeispiel von kreativer Selbstermächtigung von Stadtbewohnerinnen und -bewohnern gegenüber Entwicklungen, wie sie sich in vielen Städten im grösseren Mass-



Jean-Damien Fleury: 1 Pain, 2 Prix in Fribourg, Copyright Fotos: Eliane Laubscher (l.), Jean-Damien Fleury (r.)

stab abspielen: Es geht um Gentrifizierung, um Verdrängung nichtlukrativer Aktivitäten und Lebensformen aus Stadtgebieten zugunsten ökonomisch potenter Strukturen meist privater Investoren, es geht um Privatisierung von Orten und Strukturen von öffentlichem Interesse.

2.3 1 Pain, 2 Prix – Re-enactment eines Symbols

Für das Projekt *1 Pain, 2 Prix* konnte der Künstler Jean-Damien Fleury⁸ 1998 eine Reihe von Bäckereien in Fribourg zum Mitmachen gewinnen: Während einer Woche konnte – im Radio, in der Tagespresse und mit grossen Plakaten angekündigt – in diesen Bäckereien die geliebte Baguette zu zwei verschiedenen Preisen gekauft werden: Wer sich reich fühlte, bezahlte einen Franken mehr, wer sich arm fühlte, einen Franken weniger für ein und dasselbe Brot.

⁸ Jean-Damien Fleury, URL: <http://www.charlatan.ch> (Stand: 17. Juli 2013).

Fleury arbeitet meist nicht alleine: Für *1 Pain, 2 Prix* engagierte er einen Soziologen, der sein Projekt wissenschaftlich begleitete und auswertete. So einfach das Projekt schien, so breit war das Echo, das es auslöste. Das lag einerseits am eigenwilligen Design des Projekts und der geschickten Art, mit welcher *Fleury* die Aufmerksamkeit von Presse, Radio und Fernsehen gewinnen konnte. Andererseits – nach Ansicht des Soziologen – daran, dass niemand gerne seinen Status über einen öffentlichen Akt bezeugt – wer arm war, wollte das nicht noch deklarieren, wer reich war und einen entsprechenden Preis zahlte, war verunsichert darüber, ob er/sie bisher nicht zu wenig bezahlt hatte. Auch das Verkaufspersonal bekam das zu spüren, wenn Kunden oder Kundinnen ihr Unbehagen, sei es durch Beschimpfungen, sei es durch Witze oder Ignorieren, ihm gegenüber ausdrückten.

Seine Kunstprojekte entwickelt *Fleury* autonom. Er stellt dabei meist ein interdisziplinäres Team zusammen, das ihm bei der Umsetzung und Finanzierung hilft. Für das Brot-Projekt gestaltete und produzierte *Fleury* die Plakate und Hinweisschilder, aber auch spezielle Papiertüten für die Baguettes. Auch konnte er das *Internationale Bollwerk Festival* in Freiburg im Üechtland⁹ begeistern, das ihn bei der Finanzierung der Plakate unterstützte und nachträglich eine Dokumentation des Projekts herausgab.

Fleury's künstlerischer Antrieb sind gesellschaftliche Fragen: Hunger und Ungerechtigkeit sind Themen, zu denen er über mehrere Jahre verschiedenste Projekte¹⁰ durchgeführt hat. Es geht ihm nicht darum, ästhetisch ansprechende Kunstwerke zu schaffen, sondern darum, «Settings» im öffentlichen und halböffentlichen Raum herzustellen, die sein Publikum provozieren und dieses bisweilen auch zu Handlungen verleiten, die zum Nachdenken anregen. Insbesondere die sozialen und symbolischen Dimensionen des öffentlichen Raums interessieren ihn dabei. Indem er gängige und einfache Bilder und Symbole wie das Brot verwendet und diese in einem ungewohnten Kontext arrangiert, reaktualisiert er deren symbolische gesellschaftliche Bedeutung.

1 Pain, 2 Prix situiert sich in einem nicht für Kunst vorgesehenen (halb)öffentlichen Kontext von Bäckereien. Der Künstler nutzt gängige Gegebenheiten, um Situationen herzustellen, die im (halb)öffentlichen Raum emotionale Reaktionen und Diskussionen auslösen und zur Reflexion alltäglicher Handlungen und Haltungen im sozialen Kontext anstiften. Die Brot-Aktion weist keinerlei äusserliche Ähnlichkeit mit konventionellen Kunstformen auf, unterscheidet sich jedoch von

⁹ *Bollwerk Festival International*, URL: www.belluard.ch/ (Stand: 17. Juli 2011).

¹⁰ Unter anderem ein Projekt in Zusammenarbeit mit dem UN-Sonderberichterstatter für das *Recht auf Nahrung*, Jean Ziegler, vgl. URL: <http://www.charlatan.ch/Nouveausite/association.php> (Stand: 17. Juli 2011).



Graffities von Banksy in London

sozialen Projekten durch die Offenheit ihrer Botschaft, den fehlenden Zweck und die fehlende Ausrichtung auf ein spezifisches Zielpublikum. Die Aufmerksamkeit der Presse verleiht der Aktion besonderes Gewicht. Erst in der Gesamtheit seiner Bestandteile inklusive seiner Sender-Adresse und der nachträglichen Kontextualisierung im Kunstkontext eines Kulturfestivals (*Internationales Bollwerk Festival*) ist *1 Pain, 2 Prix* überhaupt als Kunstwerk erkennbar.

2.4 Banksy – Tänzer auf vielen Hochzeiten

Drei mittels Schablonen gesprayte Bilder, die der Künstler teils alleine, teils mit Hilfe von Komplizen an die Wand gebracht hat, dienen hier als Beispiel: Anders als viele Strassenkünstler/innen verwendet *Banksy* keine knallig-wilde oder verklausuliert-kryptische Bild- und Zeichensprache, die sich an Insider/innen richtet. Er nutzt vielmehr eine figurative, für jedes Publikum leicht erkennbare, ästhetisch ansprechende und gekonnte Darstellungsweise, die sich durch einen schnell erfassbaren Humor auszeichnet. Die drei Bilder sind präzise für den Ort konzipierte, witzig-verulkende und verschachtelte Bildmetaphern, die *Banksy* trostlosen und oft als unterdrückerisch erlebten Situationen entgegen-

setzt: Ein kleines Mädchen im rosa Kleid tastet den mit erhobenen Händen zur Wand stehenden Soldaten in Kampfmontur ab; zwei Bobbys küssen sich; eine Ratte mit Farbroller steht einsatzbereit unter der frisch von Graffiti befreiten und schon wieder besprayten Wand neben dem Spruch «There's no such thing as good publicity».

Der Künstler, der es bis jetzt geschafft hat, seine Identität geheim zu halten, soll ein Autodidakt aus Bristol sein, der ein breites Tätigkeitsfeld abdeckt: Nebst den Wandbildern, die er ausser in England auch in Australien, Deutschland, Israel, Palästina, Italien, Jamaika, Kuba, Mali, Mexiko, Spanien und den USA anbringt, schmuggelt er Bilder in berühmte Museen, organisiert eine Street-Art-Ausstellung in einem verkommenen Strassentunnel. Oder er bespielt eine monströse, von 30 000 Leuten besuchte Ausstellung in Los Angeles¹¹ mit einem bemalten Elefanten und einer Masse von Werken, die er innert Kürze und zu horrenden Preisen an Filmstars wie Brad Pitt verkauft. Im Internet gibt es unendlich viele Bilder, Youtube-Videos und Artikel von und über *Banksy*. Bücher¹² über den Künstler gehören zu den Bestsellern.

Der geheimnisumwobene Künstler ist ein Grenzgänger zwischen Street-Art, Politivismus und Kunst. Er bedient sich der Taktiken der Kommunikationsguerilla¹³, laviert zwischen gesellschaftlichem Engagement und Selbstvermarktung. Gleichzeitig macht er sich auch über all diese «Disziplinen» lustig. Der ihm zugeschriebene Film *Exit through the gift shop* mokiert sich auf ebenso unterhaltsame wie hinterhältige Weise über hirnlose Street-Art. Auch über Werbung und Stadtplanung lässt er sich aus, wie folgende Zitate belegen: «Sie kommen jeden Tag und verunstalten unsere Städte. Sie hinterlassen überall ihre idiotischen Schriftzüge. Sie machen aus der Welt einen hässlichen Ort. Wir nennen sie Werbeagenturen und Stadtplaner»¹⁴, und weiter: «Das, was ich an der Werbung am meisten hasse, ist, dass sie alle gescheitern, kreativen und ehrgeizigen jungen Leute anzieht und uns vor allem die langsamen und selbstbesessenen übrig lässt, unsere Künstler zu werden. Niemals in der menschlichen Geschichte

11 Vgl. Fotos aus einer Ausstellung von *Banksy* 2006 in Los Angeles. URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Banksy> (Stand: 17. Juli 2011).

12 Vgl. Banksy, *Wall and Piece*. (Banging your head against a brick wall, Existencilism, Cut it out), 2006; Blanché, Ulrich: *Something to s(pr)ay: Der Street Artist Banksy*, 2010; Banksy-Film: *Exit through the gift shop*. URL: <http://www.youtube.com/watch?v=aob9oYppquE>.

13 Ziel der Kommunikationsguerilla ist – laut Website –, die «kulturelle Grammatik» zu instrumentalisieren und für eigene Zwecke umzudeuten mit Hilfe von Methoden der subversiven Affirmation, der Montage, Collage, Camouflage, Entwendung und Umdeutung, Erfindung falscher Tatsachen zur Schaffung wahrer Ereignisse. URL: <http://kommunikationsguerilla.twoday.net/month?date=201106> (Stand 13. Juli 2011)

14 *Banksy* zit. in: Twickel, Christoph: *Aufstand der Zeichen*, S. 2.

wurde so viel benutzt von so vielen um so wenig zu sagen.»¹⁵ Sein Erfolg in der Kunstwelt sagt, wie *Banksy* meint, mehr über diese aus als über ihn. Ihr elitärer Charakter missfällt ihm: «Ein paar hundert Leute entscheiden über die Kunst. Wenn du in ein Museum gehst, bist du nichts anderes als ein Tourist, der die Trophäen einiger Millionäre anstaunt.»¹⁶ Obwohl der britische Kunsthistoriker und Fan von *Banksy*, *Simon Hattenstone*, überzeugt ist, dass *Banksy* einer ist, der es ernst meint, der sich nicht vom Markt manipulieren lasse, aber auch nicht durch blosse Ressentiments geleitet sei, keiner jener «Halbbegabungen, die Ideologie als Denkersatz aufbrühen»¹⁷, dürfte *Banksy* selbst längst einer der grossen Profiteure des Kapitals sein, wenn man bedenkt, dass *Banksys* eingängige Ikonen von Friedhofsmauern geraubt werden, um Rekordumsätze im Kunstmarkt zu erzielen und von Werbeagenturen vereinnahmt zu werden. Gleichzeitig sieht er sich selbst als eine Art Robin Hood, der als anonymes Gesetzesbrecher mit seinen Werken für die Kleinen und Benachteiligten gegen die Mächtigen kämpft. Künstler wie *Banksy*, *Graffiti* und *Streetart* wurden in den letzten 10 Jahren «gehypht» und vom Kunstsystem vereinnahmt, von Galerien und Museen allorts in Ausstellungen¹⁸ gezeigt, und auch im Internet gibt es eine Vielzahl von Filmen zu Street-Art¹⁹ zu sehen. Damit hat diese «Kunst» einerseits an Popularität und Vielseitigkeit gewonnen, im «Milieu» aber gleichzeitig an Glaubwürdigkeit verloren: Als Gegenreaktion auf die Popularität übersprayen sogenannte «Splasher»²⁰ die Werke angesagter Street-Art-Stars oder bewerfen sie mit Farbbeuteln, um sie für den Kunstmarkt wertlos zu machen. Allerdings können wir dabei nicht ganz sicher sein, ob es sich nicht lediglich um eine weitere Strategie zur Erzeugung von Aufmerksamkeit handelt.

2.5 Public Domain – Kunst als Rahmen

*Public Domain*²¹ ist eines von zahlreichen Projekten der beiden Bielefelder Kunstschaffenden, *Rena Tangens* und *padelun*. Die beiden beschäftigen sich – mit Schwerpunkt auf medialer Kunst – seit über 20 Jahren als Internet-Pioniere und

¹⁵ *Banksy*: URL: <http://banksysforum.proboards.com/index.cgi?board=allelse&action=print&thread=150>

¹⁶ Id.

¹⁷ Hattenstone, Simon: *Something to spray*. URL: <http://www.guardian.co.uk/artanddesign/2003/jul/17/art.arts-features> (Stand: 13. Juli 2003).

¹⁸ Z.B. die grosse Übersichtsausstellung *Art in the Streets* im Museum of Contemporary Art (MOCA), Los Angeles, von April bis August 2011.

¹⁹ Einer der beliebten Filme zu Street-Art auf YouTube: *BIG BANG BIG BOOM – the new wall-painted animation by BLU*, URL: <http://www.youtube.com/watch?v=sMoKcsN8wM8&feature=related> (Stand: 17. Juli 2011).

²⁰ Bieber, Alain: *The Splasher: Die Revolution frisst ihre Kinder*. 12.7.2011. URL: <http://www.rebelart.net/diary/the-splasher-die-revolution-frisst-ihre-kinder/00279/> (Stand: 17. Juli 2011).

²¹ Rena Tangens und padelun, *20-Jahre Gesamtwerk*, URL: <http://www.tangens.de/TEXTE/20jahregesamtwerk.html>. (Stand: 17. Juli 2011).



Public Domain: öffentlicher Protest gegen Datenverwanzung und die goldene Krake, «Pokal» des Big Brother Awards.

Datenschutzaktivisten mit dem Thema (medialer) öffentlicher Räume. Angeregt durch den Komponisten und Musiker *Eric Satie* (1866-1925), schufen *Tangens* und *padeluum* mit *Art d'Ameublement* einen Rahmen für eine 15-stündige Musikaufführung, mit welcher sie 1984 durch Deutschland tourten. Die Musik sollte – in Anlehnung an *Satie* – keine grössere Rolle spielen als Möbel oder andere Raumeinrichtungen. Sie sollte ruhig und anregend sein und so unaufdringlich, dass das Publikum ohne «Animation und Mitmachprogramm» zur Hauptperson würde.²² Dabei beobachteten sie: «Wer den Raum als angenehm empfindet, sich willkommen fühlt und sich Zeit lassen kann, wird irgendwann ganz von selbst Aktivität (vielleicht auch «nur» geistige) entfalten».²³ Die Erkenntnis der Bedeutsamkeit dieser Rahmenfunktion war für sie leitend bei allen weiteren Projekten, die sich immer stärker in eine neue, medial-virtuelle Form des öffentlichen Raums – das Internet – und andere Formen elektronisch gesteuerter Kommunikationsmedien verlagerte. Mit *Public Domain* schufen sie eine Veranstaltungsreihe, die nach 20 Jahren noch heute existiert. Im Verbund mit dem *Chaos Computer Club*²⁴ und den *Haecksen*²⁵ wurde *FoeBuD*, der *Verein zur Förderung des öffentlichen bewegten und unbewegten Datenverkehrs*, gegründet. Ziel des Vereins ist, sich

²² id.

²³ id.

²⁴ *Chaos Computer Club*: dezentral in verschiedenen Vereinen und Gruppen organisierte grösste europäische Hackervereinigung, die seit mehr als 25 Jahren als «Vermittler im Spannungsfeld technischer und sozialer Entwicklungen» forscht, Kampagnen, Veranstaltungen, Treffen organisiert und Politikberatung betreibt und ihre Anliegen – z.B. ihre Hacker-Ethik – in vielen Publikationen vertritt. URL: <http://www.ccc.de/en/home>. (Stand: 17. Juni 2011).

²⁵ Die *Haecksen* (weibliche Hacker) sind der Zusammenschluss eines Teils der weiblichen Mitglieder des *Chaos Computer Clubs*, vgl. URL: <http://www.haecksen.org> (Stand: 17. Juli 2011).

dagegen zu wehren, «(...) dass unsere Demokratie ‹verdatet und verkauft› wird. Wir wollen keine Gesellschaft, in der Menschen nur noch als Marketingobjekte, Manövriermasse beim Abbau des Sozialstaats oder als potentielle Terroristen behandelt werden. Wir wollen eine lebendige Demokratie».²⁶ *FoeBuD* macht mit seiner Website, mit Vorträgen, Veranstaltungen und charmannten Aktionen Aufklärungsarbeit und richtet jährlich auch den *Big-Brother-Award* in Deutschland an Personen oder Institutionen aus, die den Datenschutz und die Privatsphäre von Menschen verletzen und illegal persönliche Daten an Dritte vermitteln; oder er wehrt sich gegen ‹Verwanzung› von Kundenkarten oder heimliche Datenspeicherungen auf Vorrat.

Der kleine Verein hat viel zur Bewusstmachung der Bedeutung der Privatsphäre geleistet: Mehr als 25 000 Menschen gingen 2009 in Berlin auf die Strasse, und ca. 34 000 Bürgerinnen und Bürger unterzeichneten eine Verfassungsbeschwerde – die umfangreichste Beschwerde seit der Gründung der Bundesrepublik – gegen die Vorratsdatenspeicherung.²⁷ Finanziert ist der gemeinnützige Verein durch Mitgliedsbeiträge, private Spenden, Stiftungen und die Arbeit vieler Freiwilliger. *Foe-BuD*-Mitglieder werden zuweilen von den Behörden als Experten und Expertinnen zum Thema Datenschutz eingeladen. Im April 2008 hat *FoeBuD* die Theodor-Heuss-Medaille für sein ausserordentliches Engagement für Bürgerrechte erhalten.

Die beiden Künstler *Rena Tangens* und *padeluun* gehören zu der Gruppe von Kunstschaffenden, die ihre Kreativität und Intelligenz nicht so sehr in visuelle, ästhetische Formgebung stecken und in eine individuelle Karriere in der Kunstwelt, sondern vielmehr in die Gestaltung von offenen, für alle zugänglichen Räumen – physischen und medialen –, die nicht überdeterminiert und konsumgeleitet sind, sondern ihre Besucher/innen und deren Bedürfnisse ins Zentrum stellen und so deren Aktivität und Eigeninitiative anregen. Die gesellschaftlichen Entwicklungen – in diesem Fall vor allem im Bereich der neuen Medien und Kommunikationstechnologien – und ihre Auswirkungen auf den öffentlichen Raum als wache und kritische Zeitgenossen aktiv mitzugestalten, steht für sie dabei im Zentrum. Die Kunstschaffenden und ihre Freunde bzw. Freundinnen wehren sich mit ihrer Kunst für eine lebendige, vielfältige demokratische Kultur auf der Basis von freiem Austausch und gegen die Vereinnahmung öffentlicher Räume jeglicher Art durch einseitig wirtschaftliche Interessen.

²⁶ *Foebud (Verein zur Förderung des öffentlichen bewegten und unbewegten Datenverkehrs)*, URL: <http://www.foebud.org/> (Stand: 17. Juli 2011).

²⁷ Das bedeutet die Speicherung auf Vorrat von Daten unbescholtener Bürger/innen beim Telefonieren, Mailen, Surfen, Einkaufen, Abheben von Geld und so weiter. Sieh unter URL: <http://www.tagesschau.de/inland/vorratsdatenspeicherung128.html> (Stand: 16.01.2011, 17:02 Uhr)

2.6 Zusammenschau

Im Folgenden werden die fünf Projekte, die ohne Auftrag und auf eigene Initiative entstanden sind, entlang verschiedener Kriterien (Ziele und Motive, künstlerische Medien und Strategien, Formen von Zusammenarbeit, Entstehungsprozesse, Raumdimensionen und Kommunikation) diskutiert.

Ziele und Motive: Im Unterschied zum *Gates*-Projekt steht bei *Park Fiction* Kunst nicht im Dienst der Repräsentation und Realisierung von Wunschvorstellungen eines individuellen Künstlerpaars, sondern von jenen eines heterogenen Anwohner/innen-Kollektivs.

Nicht nur die inhaltlichen, sondern ebenso die formalen Motive unterscheiden sich bei den beschriebenen Beispielen beträchtlich: Das erste erzeugt temporäre Gemeinschaften²⁸ um vergängliche Monumente der Schönheit und Nutzlosigkeit, das zweite entwickelt einen zwar ungewöhnlichen, aber auf Dauer angelegten Park, um sich gegen Verdrängungsmassnahmen zu wehren, das dritte nutzt den alltäglichen Brotkauf, um die Frage nach sozialer Gerechtigkeit zu re-aktualisieren. *Banksy* wiederum schafft illegal Gegenbilder zur omnipräsenten Werbung und *Tangens* und *padeluun* gestalten geeignete Rahmen und Räume, um das Zusammentreffen und die Aktivierung verschiedenster Leute zu fördern, was dann beispielsweise zur Gründung eines Vereins führt, der sich für demokratische Rechte und Transparenz im Bereich des öffentlichen Raums des Internets oder gegen illegal und heimlich eingeführte, kommerziell genutzte Datensammlungen in Warenhäusern einsetzt.

Damit wird deutlich, dass alle vorgestellten Projekte, ausser vielleicht jenes von *Christo und Jeanne-Claude*, einem erweiterten Kunstbegriff verpflichtet sind, bei dem nicht so sehr die Produktion künstlerischer Objekte, sondern vielmehr die Schaffung spezifischer Räume oder Situationen in Vordergrund steht, die meist soziales Handeln evozieren oder bewusst machen.

Die angewendeten **künstlerischen Medien** variieren zwischen langfristig geplanten, aufwendigen skulpturalen Installationen im Aussenraum (*Christo und Jeanne-Claude*, *Park Fiction*), listig bis illegal in bestehenden Strukturen platzierten, gemalten oder gedruckten Bildern und Objekten (*Fleury*, *Banksy*) und einer Mischung von Gestaltungen im realen und virtuellen Raum (*Tangens und padeluun*). Dabei werden unter anderem **Strategien** der Verführung (*Christo und Jeanne-Claude*), des kreativen Widerstands (*Park Fiction*, *Tangens und padeluun*),

²⁸ Als temporäre Gemeinschaften beschreibt Fischer-Lichte («Ästhetik des Performativen») nicht institutionalisierte, offene Gemeinschaften, die auf gemeinsamen, durch künstlerische Anlässe ausgelösten, aber nicht planbaren ausseralltäglichen Erlebnissen basieren. Es sind Gemeinschaften, die sich durch eine spannungsvolle Verknüpfung von Gemeinschaftlichkeit und Individualität auszeichnen und kaum zur Bildung von Machtstrukturen tendieren.

der Deviation und unfreiwilligen Partizipation (*Fleury*) oder der Kommunikationsguerilla (*Banksy*) verwendet. Auch die **Formen von Zusammenarbeit** unterscheiden sich stark: *Christo und Jeanne-Claude* sowie *Fleury* arbeiten zwar im Team oder mit vielen Helfern und Helferinnen, beanspruchen jedoch die Autorschaft für ihre Kunst für sich alleine. *Banksys* Autorschaft ist, weil anonym, grundsätzlich eine unsichere. *Tangens* und *padeluun* sowie die Kunstschaffenden von *Park Fiction* ordnen ihre Kunst hingegen ohne Anspruch auf alleinige Autorschaft einem multiplen, quasi öffentlichen Kollektiv oder Netzwerk unter, indem sie Räume für kreative Entwicklungen anbieten oder sich als Geburtshelfende von Wünschen und Vorstellungen von Anwohnern und Anwohnerinnen zur Verfügung stellen.

Der **Entstehungsprozess** hängt jeweils ganz von den gesetzten Zielen, Medien und Arten der Zusammenarbeit ab: Meist enthält der Prozess lange Vorbereitungsarbeiten mit einer relativ kurzen und intensiven Realisationsphase (*Christo und Jeanne-Claude, Fleury*). Oft sind es Kombinationen oder Abfolgen von aktiv-gestalterischen und administrativ-konzeptuellen Phasen (*Park Fiction, Banksy, Tangens und padeluun*) in ständiger oder teilweiser Teamarbeit und mit einem bestimmten oder offenen Ausgang, was das Endresultat betrifft.

Meist agieren die Kunstschaffenden in den ausgewählten Beispielen gleichzeitig oder nacheinander in **unterschiedlichen Dimensionen des öffentlichen Raums** und an Orten und zu Gelegenheiten, die nicht für Kunst vorgesehen sind: Sie agieren kurzfristig in der physischen Dimension des öffentlichen Raums und machen ihr Werk langfristig in den medialen und virtuellen Dimensionen unsterblich (*Christo und Jeanne-Claude, Fleury*). Sie infiltrieren die soziale, ökonomische und symbolische Dimension im Alltag einer Bäckerei, mischen sich durch Planung eines Parks ein in politische Dimensionen oder verteidigen die Privatsphäre in der virtuellen Dimension des öffentlichen Raums im Internet (*Fleury, Park Fiction, Tangens und padeluun*).

Bei allen vorgestellten Künstlern und Künstlerinnen spielt die **Kommunikation**, sei es auf der Ebene der Einholung von Bewilligungen, der Überzeugung von Geldgebern, der Mobilisierung des Publikums und der Presse, eine zentrale Rolle. Die ungewöhnlichen, monumentalen, provokativen, fantastischen, listig-moralistischen Ideen und Werke rufen meist starke Reaktionen – positive wie negative – hervor und setzen damit in Bezug auf den umkämpften öffentlichen Raum einen **Diskurs** in Gang über dessen Nutzung und Gestaltung und über Alternativen zu gegebenen Zuständen.

3. Auftragskunst, Diskurs und Kommunikation

Als Grundlage für die Diskussion im letzten Kapitel werden hier *Kunst und Bau* als Form von Auftragskunst und die Rolle eines öffentlichen Diskurses und der Kommunikation zu Kunst im öffentlichen Raum dargelegt.

Während bei Kunst ohne Auftrag die Kunstschaffenden sich den Rahmen und die Vorgaben für ihre Kunst selber organisieren, sind diese bei *Kunst und Bau* gegeben²⁹, was für Kunstschaffende eine gewisse Einschränkung bedeuten kann. Dafür bieten solche Projekte Mittel und Räume, um grössere und aufwendigere Kunstwerke zu realisieren, als das gewöhnlich im Kontext etwa von Ausstellungen möglich ist. Aufträge für Kunst im öffentlichen Raum werden in der Regel anlässlich von Um- oder Neubauten öffentlicher oder halböffentlicher Institutionen vergeben. Die Tradition solcher *Kunst-und-Bau*-Aufträge bezweckt in der Schweiz die Förderung von Kunst und Kunstschaffenden, für die circa 1 Prozent der jeweiligen Bausumme reserviert wird.³⁰ Während bei öffentlichen Gebäuden die Förderung von lokalem und regionalem Kunstschaffen im Vordergrund steht, sind es bei privaten Institutionen eher Aspekte der Imagepflege und Repräsentation.

Kunst-und-Bau-Projekte werden meist als *eingeladene Wettbewerbe* organisiert. Die Professionalität der Organisation solcher Projekte wie die der beteiligten Kunstschaffenden spielt dabei eine entscheidende Rolle: Wo eine fachkundige Leitung von Anfang an die Beratung von Auftraggebenden, die Wettbewerbsorganisation, die Begleitung und Betreuung von Bauleitung, Zielgruppen³¹ und Kunstschaffenden gewährleisten und vor allem für eine umfassende Klärung und Kommunikation von Zielen, Erwartungen, Auswahlkriterien und Kompetenzen von der Planung bis zur Realisierung eines Kunstwerks sorgen kann, sind die besten Resultate zu erwarten.³² Professionelle Kunstvermittelnde können eine hilfreiche Rolle spielen im Zusammenhang mit Auswahlverfahren von Kunstwerken, indem sie kunstfremden Fachleuten und Zielgruppen den Zugang zu komplexeren Les-

²⁹ Beispielsweise ein finanzieller Rahmen, inhaltliche, bauliche, politische, zeitliche, personelle Vorgaben.

³⁰ Diese Bestimmung ist nicht immer gesetzlich festgelegt, vgl. Zürcher, Isabel: *Kunst im öffentlichen Raum Basel-Stadt*, S. 11.

³¹ «Zielgruppen» bezeichnet diejenigen Personen, die am stärksten den geplanten Kunstwerken ausgesetzt sind – meist Mitarbeitende in öffentlichen oder privaten Betrieben oder Passanten/Passantinnen, die als Steuerzahlende oder Kunden/Kundinnen die Kunstwerke im öffentlichen oder halböffentlichen Raum indirekt mitfinanzieren.

³² Die *Visarte*, der Berufsverband visuelle Kunst Schweiz, bietet auf ihrer Website Beratung und auch einen Mustervertrag zu Kunst-und-Bau-Projekten an, vgl. URL: <http://www.visarte.ch/index.php?link=10> (Stand: 17. Juli 2011).

arten von zeitgenössischen Kunstwerken aufzeigen und differenzierte Kriterien³³ und Beurteilungsverfahren zur Verfügung stellen, aufgrund deren Entscheidungsträger/innen sich ein eigenes, aber auch fachlich fundiertes Urteil bilden können. Auch der rechtzeitige Einbezug der verschiedenen Anspruchsgruppen in den verschiedenen Phasen des Entstehungsprozesses ist wichtig: Damit sie ein Kunstwerk sinnvoll ins Ganze eines Baukomplexes und dessen Umgebung integrieren können, aber ebenso, um unnötige nachträgliche Kosten für Umgebungs-, Befestigungs-, Betriebs- oder Beleuchtungseinrichtungen von Kunstwerken zu vermeiden, sollten Kunstschaffende schon in den Planungsprozess einbezogen werden. Auch der frühzeitige und sachgerechte Einbezug von Zielgruppen oder von potenziellen Einspracheberechtigten darf nicht vergessen werden, damit der Realisierung von Projekten nicht nach Durchführung aufwendiger Planungsprozesse nachträglich Widerstand erwächst. Ein partizipativer Einbezug von Zielgruppen ist allerdings anspruchsvoll. Wo das Zusammenspiel zwischen den verschiedenen Akteuren und Akteurinnen gelingt und wo die Zielgruppen idealerweise auch den künstlerischen Prozess mitverfolgen können, entsteht meist allseits eine Aufgeschlossenheit auch zeitgenössischer Kunst gegenüber.

Es gibt in der Schweiz viele sehr gute *Kunst-und-Bau*-Projekte, und einige Städte, die den Stellenwert von Kultur und Kunst für ihr Standortmarketing³⁴ erkannt haben, machen auf ihren Webseiten³⁵ Werbung für diese. Städte wie Zürich setzen auch verstärkt auf internationale Kunst und geben sich die nötigen organisatorischen und finanziellen Mittel, um die Präsenz von zeitgenössischer Kunst im Stadtbild zu erhöhen, was zuweilen auf Widerstände stösst.³⁶ Meist werden *Kunst-und-Bau*-Projekte in den Medien jedoch kaum besprochen³⁷ und sind dieser deshalb kaum bekannt, was nicht zu deren Wertschätzung beiträgt.

33 Eine Liste mit solchen Kriterien findet sich zum Beispiel im *Stadt Leitfaden Kunst im öffentlichen Raum* der Stadt Zürich, vgl. URL: http://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/oeffentlicher_raum/kunst_oeffentlicher_raum/leitfaden.html (Stand: 15. Juli 2011).

34 Vgl. auch Richard Florida: *The Rise of the Creative Class*.

35 Vgl. Kulturseiten mit Hinweisen auf Kunst im öffentlichen Raum: Zürich URL: http://www.stadtzuerich.ch/ted/de/index/oeffentlicher_raum/kunst_oeffentlicher_raum/kunstprojekte_uebersicht.html (Stand: 17. Juli 2011). München URL: <http://www.muenchen.de/Rathaus/kult/37585/index.html> (Stand: 17. Juli 2011). Zug URL: http://www.zug-tourismus.ch/de/navpage_list-CultureZT-ArtZT.html oder Wien <http://www.koer.or.at/> (Stand: 17. Juli 2011).

36 Die Umsetzung des Projekts *Nagelhaus* am Escher-Wyss-Platz in Zürich wurde in der Volksabstimmung im September 2010 abgelehnt. Gegen das Projekt *Hafenkran* am Limmatquai wurde 2010 eine Petition eingereicht – der Stadtrat will dessen Umsetzung zwar weiterverfolgen, die Finanzierung ist jedoch angesichts der finanziellen Lage der Stadt noch nicht gänzlich gesichert. Vgl. *Jahresbericht 2010: Kunst im öffentlichen Raum*, S. 4 und 6, URL: http://www.stadt-zuerich.ch/content/.../Jahresbericht_AGKioeR_2010.pdf und Krebs Edith: *Dieses Haus steht im Auge des Hurricans*. URS: <http://www.woz.ch/artikel/2010/nr37/kultur/19773.html> (Stand: 17. Juni 2011).

37 Das stimmt nicht für das *Kunstbulletin* des schweizerischen Kunstvereins, das seit einigen Jahren regelmässig Besprechungen von *Kunst-und-Bau*-Projekten publiziert.

Das hat verschiedene Gründe: Zum einen ist es beim gegenwärtigen politischen Klima oft besser, kein Aufhebens um solche Projekte zu machen. Zum anderen haben viele Tageszeitungen in den letzten Jahren aus Spargründen ihre Kulturseiten stark reduziert, was sehr bedauerlich ist, weil ein öffentlicher und kritischer Diskurs über Wert und Bedeutung von Kultur im Allgemeinen und von Kunst im öffentlichen Raum jeglicher Art im Speziellen kaum noch stattfindet. Dieser ist jedoch für deren Dynamik und Wirkung zentral, wie mit Stuart Hall³⁸ belegt werden kann: Er geht aufgrund von Erkenntnissen aus der Linguistik in seiner Theorie zur kulturellen Repräsentation³⁹ davon aus, dass «Wert» und «Bedeutung» Kategorien sind, die Dingen und Handlungen nicht inhärent sind, sondern in fortwährenden gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen generiert und diesen zugeschrieben werden. Das gilt auch für Wert und Bedeutung von Kultur und Kunst, die als Resultat solcher gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse einem stetigen gesellschaftlichen Wandel ausgesetzt sind und stets neu ausgehandelt werden müssen. Diese Aushandlungsprozesse – früher fanden sie in Salons und anderen gesellschaftlichen Treffpunkten statt – haben sich heute weitgehend in die Medien verschoben. Ein kritischer Diskurs über Kultur und Kunst in den öffentlichen Medien, die eine Schlüsselrolle bei der Zuschreibung, aber auch bei der Konsolidierung und Demontage von Wert und Bedeutung von Kunstwerken spielen⁴⁰, ist konstituierend für Kunst und Kultur in ihrer Rolle als Sprachrohr gesellschaftlicher Identität und Entwicklungen.

4. Schlussfolgerungen

Im zweiten Kapitel wurden Beispiele von Kunst im öffentlichen Raum ohne Auftrag vorgestellt und besprochen. Dann wurde im dritten Kapitel aufgezeigt, was *Kunst-und-Bau-Projekte* unterscheidet von Kunst im Selbstauftrag, und schliesslich wurde – *Stuart Halls* Theorie zur Genese von Bedeutung und Wert folgend – die Rolle reflektiert, die der öffentliche Diskurs und die Kommunikation für Kul-

³⁸ Hall, Stuart: *Repräsentation*, S. 1-35.

³⁹ «Repräsentation» bezeichnet nach Hall die Herstellung, Vermittlung und Zuordnung von Bedeutung über Sprache (Bildsprache, Musik, Schrift ...). Dabei wird Sprache als ein System von Zeichen betrachtet, die durch Codes geregelt werden. Repräsentieren ist eine soziale Praxis, ein stetig in Wandlung begriffener Prozess.

⁴⁰ Die Diskussion über kulturelle Werte und Bedeutungen findet zwar in verstärktem Mass in den vielen neuen zielgruppenspezifischen Fachzeitschriften oder spezialisierten Internetplattformen und auch in Modeheften, die oft mit Warenketten und über diese mit Auktionshäusern verhandelt sind, durchaus statt. Sie erreicht aber in diesen Medien kein breites Publikum, sondern vorwiegend Fachleute oder ein spezialisiertes, reiches Publikum.

tur und Kunst im Allgemeinen und Kunst im öffentlichen Raum im Speziellen spielen.

Folgende Schlussfolgerungen wage ich aus den Erkenntnissen der vorangehenden Kapitel und meinen Beobachtungen zu Kunst im öffentlichen Raum in den letzten 20 Jahren zu ziehen: Kunst im öffentlichen Raum, die ausserhalb eines institutionellen Rahmens – also ohne Auftrag – entsteht, belebt die institutionalisierten Formen von Kunst, speziell diejenige der Auftragskunst (*Kunst und Bau*). Dabei spielen die Entwicklung neuer Ideen und Erfindungen eine zentrale Rolle, die Ersterer entspringen, da sie mehr Raum für künstlerische Autonomie bietet, was die Hinterfragung von Normen, Gewohnheiten, aber auch von Machtverhältnissen und Loyalitäten begünstigt.

Etliche Entwicklungen belegen dies. In Anpassung an die Veränderungen der öffentlichen Räume und deren Nutzung und die entsprechend veränderten Kunstformen und -auffassungen haben beispielsweise verschiedene Bauämter in Zusammenarbeit mit Kulturabteilungen⁴¹ in den letzten Jahren ihre Vorstellungen von und Leitlinien für Kunst im öffentlichen Raum überarbeitet.

Aus künstlerischer Perspektive dabei besonders positiv zu bewerten sind folgende Entwicklungen:

- Es finden vermehrt öffentliche Diskussionen über Bedeutung und Wert von Kunst und Kultur im öffentlichen Raum⁴² statt.
- Kulturförderungsleitlinien und Bestimmungen (auch für Kunst im öffentlichen Raum und für *Kunst und Bau*) werden aktualisiert.
- Die Kulturbehörden und die Organisation von *Kunst-und-Bau*-Projekten werden professionalisiert.
- Kunst im öffentlichen Raum wird immer stärker auch über das Internet bekannt gemacht und dadurch diskutiert und aufgewertet.
- Der Einbezug von zeitlich limitierten Kunstprojekten auch bei *Kunst und Bau* ist möglich.
- Unterstützungen für freie Kunstprojekte im öffentlichen Raum werden ermöglicht, und Kunstschaaffende können vermehrt eigene Vorschläge bezüglich Kunst-Arten und -Orten einbringen.⁴³

⁴¹ Beispielsweise die Städte Zürich, Bern und Basel.

⁴² Z.B. in Zürich, vgl. *TATORT Kunst im öffentlichen Raum: Eine Gesprächsplattform*, URL: http://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/oeffentlicher_raum/kunst_oeffentlicher_raum/veranstaltungen.html oder ein anderes, besonders anschauliches Beispiel im Kanton Baselland, wo die Kultur anlässlich der Entwicklung eines Kulturleitbildes für politische Grabenkämpfe instrumentalisiert wird, vgl. URL: <http://www.stadtkunst.ch/o/1/>, http://tagsatzung-kultur-bl.ch/?page_id=45 (Stand: 25. Juli 2011).

⁴³ So in der Stadt Basel, vgl. *Programm Kunstkredit 2011, Freies Kunstprojekt*, S. 16, URL: <http://www.kunstkreditbasel.ch/downloads/index.php> (Stand: 20. Juli 2011).

- Es gibt Beispiele dafür, wie die enge Bindung von Kunstwerken an Bauvorhaben gelockert und damit durch Bauvorhaben ausgelöste Gelder in Fonds geleitet werden können, aus welchen dann Kunstwerke für geeignete Orte – unabhängig von Bauvorhaben – finanziert werden können.⁴⁴

Ein anderer wichtiger Aspekt gilt für alle Formen von Kunst im öffentlichen Raum. Diese hat gegenüber Kunst in halböffentlichen oder privaten Kunstinstitutionen wie Museen oder Galerien einen schwereren Stand: Während Letztere mit einem kunstbewanderten Publikum rechnen kann, muss sich Kunst im öffentlichen Raum in viel stärkerem Masse einem kunstfremden, heterogenen und multikulturellen Publikum stellen und sich auch in viel grösserem Masse Fragen nach ihrer Berechtigung, ihrer Bedeutung und ihrem Sinn gefallen lassen.

Deshalb verlangt – wie an den Beispielen gezeigt werden konnte – die künstlerische Tätigkeit im öffentlichen Raum seitens der Kunstschaffenden auch spezifische Kompetenzen: Nebst einer Verortung des eigenen Werks im Kunstkontext braucht es ein Bewusstsein und Kenntnisse über die komplexen Zusammenhänge des öffentlichen Raums, sei es in kultureller, sozialer, politischer oder ökonomischer Hinsicht. Die Fähigkeit, verschiedene Raumdimensionen zu unterscheiden und mit den geeigneten Medien und Strategien zu bespielen, aber auch im inter- und transdisziplinären wie im interkulturellen Kontext kommunizieren und mit unterschiedlichsten Anspruchsgruppen verhandeln zu können, sind weitere wichtige Voraussetzungen.

Abschliessend wird nochmals auf die Bedeutung der öffentlichen Kommunikation hingewiesen. Ohne den öffentlichen Diskurs kann zeitgenössische Kunst ihre Rolle als Sprachrohr, um gesellschaftliche Fragen aufzugreifen, neue Ideen und Vorstellungen zu entwickeln, Identitäten oder Ideale zu repräsentieren, schlecht wahrnehmen. Hier sind vor allem Kunstschaffende selbst wie auch Kulturinstitutionen⁴⁵, Kunsthochschulen und Medienschaaffende herausgefordert.

⁴⁴ Z.B. in der Stadt Bern, vgl. *Strategie für die städtische Kulturförderung 2008-2011*, S. 37, URL: <http://www.bern.ch/stadtverwaltung/prd/kultur/politik> (Stand: 17. Juli 2011).

⁴⁵ Zu diesem Schluss kommt auch die *Konferenz der Schweizer Städte für Kulturfragen (KSK /CVSC)* in ihrer Neuformulierung der Thesen zur städtischen Kulturpolitik. Vgl. These 4, S. 3, URL: <http://www.bern.ch/stadtverwaltung/prd/kultur/politik> (Stand: 20. Juli 2011).

5. Quellenverzeichnis

Bücher

Banksy: Wall and Piece. New York 2006.

Blanché, Ulrich: Something to s(pr)ay: Der Street Artist Banksy. Eine kunstwissenschaftliche Untersuchung. Marburg 2010.

Fischer-Lichte, Erika: Ästhetik des Performativen, S. 82-100, Frankfurt 2004.

Florida, Richard: The Rise of the Creative Class. And How It's Transforming Work, Leisure and Everyday Life, New York 2002.

Hall, Stuart: Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London 1999.

Hiltbrunner, Michael, Schenker, Christoph (Hrsg.): Kunst und Öffentlichkeit. Kritische Praxis der Kunst im Stadtraum Zürich. Zürich 2007.

Juda, Anneli: Christo and Jeanne-Claude: black and white Impression, London 2000.

Lewitzky, Uwe: Kunst für alle? Kunst im öffentlichen Raum zwischen Partizipation, Intervention und Neuer Urbanität. Bielefeld 2005.

Omlin, Sibylle: Hybride Zonen: Kunst und Architektur in Basel und Zürich. Basel 2003.

Reinecke, Julia: Street-Art. Eine Subkultur zwischen Kunst und Kommerz. Berlin 2007.

Internet

Banksy: Zitate. URL: <http://banksysforum.proboards.com/index.cgi?board=allelse&action=print&thread=150>
Banksy. URL: <http://www.banksy.co.uk/menu.html> (Stand: 17. Juli 2011).

Bernhard-Nocht-Quartier (no bnq). URL: <http://www.no-bnq.org/2009/11/26/guten-morgen-hamburg/>
(Stand: 26. November 2009).

Bieber, Alain: The Splasher: Die Revolution frisst ihre Kinder. URL: <http://www.rebelart.net/diary/the-splasher-die-revolution-frisst-ihre-kinder/00279/> (Stand: 17. Juli 2011).

Bollwerk International Freiburg im Üechtland. URL: www.belluard.ch/ (Stand: 17. Juli 2011).

Chaos Computer Club: URL: <http://www.ccc.de/en/home> (Stand: 17. Juli 2011).

Christo und Jeanne-Claude. URL: <http://www.christojeanneclaude.net/error.shtml> (Stand: 10. Juni 2011).

Czenki, Margit: Park Fiction – die Wünsche werden die Wohnung verlassen und auf die Strasse gehen. Filmcollage D 1999 / 60 min /16 mm blow-up von Super 8 /. URL: <http://www.parkfiction.org/2006/11/181.html> (Stand: 04. Januar 2007).

FlEURy, Jean-Damien: Webseite. URL: <http://www.charlatan.ch/Nouveausite/association.php> (Stand: 17. Juli 2011).

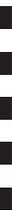
FoeBuD (Verein zur Förderung des öffentlichen bewegten und unbewegten Datenverkehrs). URL: <http://www.foebud.org/> (Stand: 17. Juli 2011).

Haecksen. URL: <http://www.haecksen.org> (Stand: 17. Juli 2011).

Hattenstone, Simon: Something to spray. URL: <http://www.guardian.co.uk/artanddesign/2003/jul/17/art-artsfeatures> (Stand: 13. Juli 2003).

Kommunikationsguerilla. URL: <http://de.wikipedia.org/wiki/Kommunikationsguerilla> und <http://kommunikationsguerilla.twoday.net/month?date=201106> (Stand: 17. Juli 2011).

- Kulturseiten mit Hinweisen auf Kunst im öffentlichen Raum: Zürich. URL: http://www.stadtzuerich.ch/ted/de/index/oeffentlicher_raum/kunst_oeffentlicher_raum/kunstprojekte_uebersicht.html (Stand: 17. Juli 2011); München. URL: <http://www.muenchen.de/Rathaus/kult/37585/index.html> (Stand: 17.7.2011); Zug. URL: http://www.zug-tourismus.ch/de/navpage_list-CultureZT-ArtZT.html (Stand: 17.7.2011); Wien. <http://www.koer.or.at/> (Stand: 17. Juli 2011).
- Kunstkredit Basel. URL: http://www.kunstkreditbasel.ch/wettbewerb_innenstadt (Stand: 8. Juli 2011).
- Mennicke, Christiane: Documenta 11, Plattform 5, Kurzführer Park Fiction, 2006. URL: <http://www.park-fiction.org/2006/01/109.html> (Stand: 17. Juli 2011).
- Park Fiction. URL: www.parkfiction.org (Stand: 17. Juli 2011).
- Stadt Bern. URL: http://www.bern.ch/mediocenter/aktuell_ptk_sta/2010/05/kioe (Stand: 17. Juli 2011).
- Stadt Zürich: Leitfaden Kunst im öffentlichen Raum, Neuauflage 2009. URL: http://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/oeffentlicher_raum/kunst_oeffentlicher_raum/leitfaden.html (Stand: 15. Juli 2011).
- Tangens, Rena und padeluun. URL: <http://www.tangens.de/> (Stand: 17. Juli 2011).
- Twickel, Christoph: Aufstand der Zeichen. greenpeace magazin 6.05. URL: <http://www.greenpeace-magazin.de/index.php?id=2888> (Stand: 17. Juli 2011).
- Visarte: Beratung zu Kunst-am-Bau-Projekten und Mustervertrag. URL: <http://www.visarte.ch/index.php?link=10> (Stand: 17. Juli 2011).
- Zürcher, Isabel: Kunst im öffentlichen Raum Basel-Stadt. Recherche im Auftrag der Abteilung Kultur Basel-Stadt zuhanden von «Innenstadt – Qualität im Zentrum», Basel, 2. Juni 2009. URL: http://www.planungsamt.bs.ch/kunst_im_oeffentlichen_raum_haupttext.pdf (Stand: 17. Juli 2011).



Susanne Hauser

Auge, Ohr und die grosse Stadt ¹

I. Die Sinne in der Stadt

Planungen für die Stadt, Entwürfe für ihre Bauten werden vor allem über Medien vermittelt, die sich an das Auge wenden: über Zeichnungen, Pläne, Fotografien, Filme, 3D-Modellierungen, Animationen. Wenn wir über Städte etwas wissen wollen, wenden wir uns laufenden oder stillstehenden Bildern zu oder informieren uns über Texte, Diagramme, Karten. Immer noch ungewöhnliche Erkenntnismittel sind die Aufnahmen des typischen Sounds eines Platzes, einer Strasse, eines Quartiers. Auch Untersuchungen zur Wahrnehmung von Stadt wie Landschaft konzentrieren sich nach wie vor überwiegend auf visuell wahrnehmbare Phänomene, was den Eindruck verstärkt, das Auge sei der wichtigste Sinn, mit dem die Stadt erfasst wird.

Die visuellen Aspekte der Stadt sind bis heute diejenigen, die unter ästhetischen Gesichtspunkten bevorzugt artikuliert, kultiviert, bewusst entworfen und kommuniziert werden. Die Beschreibung des Erlebens (in) der grossen europäischen Stadt führt jedoch immer schon über die Wahrnehmung der visuell erfassbaren Eigenschaften hinaus. Im 18. und 19. Jahrhundert wird sie in der Literatur als Ort diffuser und flüchtiger Wahrnehmungen, von Reizüberflutung und Erlebnis-dichte beschrieben – mit Eigenarten, die nicht nur dem Auge zugänglich sind,

¹ Dieser Beitrag ist zuerst erschienen in: Doris Kleinlein, Anne Kockelkorn, Gesine Pagels, Carsten Stabenow (eds.): *tuned city. Zwischen Klang- und Raumspekulation / Between Sound and Space Speculation. Reader* (= Reihe Essay; Bd. 4), Idstein, 2008, S. 31-40.

sondern alle Sinne beschäftigen.² Vieles ist zu sehen in der grossen Stadt des 18. und 19. Jahrhunderts, doch eigentümlich ist auch die Klangmischung aus Hämmern, läutenden Glocken und Rufen, das Geräusch von Rädern auf unterschiedlichem Pflaster, Klänge, die mit zunehmender Industrialisierung von den Klangüberlagerungen der Maschinen und den Geräuschen des motorisierten Verkehrs verschluckt werden. Grossstadttypisch ist auch die physische Berührung, das Rempeln und Stossen in der dichten Menschenmenge. Die grosse Stadt ist in Bezug auf jede Sinneserfahrung herausfordernd, faszinierend, gelegentlich auch verstörend und abstossend.

Es gibt allerdings schon einen Ort in diesen älteren Städten, in denen die Kultivierung des Hörens, der Stille und die Erholung der Sinne eine Tradition in Planung und Entwurf haben: den Park. Er verspricht Erholung, wie sie sonst nur auf dem Land, in der Landschaft ausserhalb der Städte möglich ist. Er erlaubt, Hast und schlechte Luft der Stadt hinter sich zu lassen und die Kräfte wiederherzustellen, die die Stadt verzehrt: «We want a ground to which people may easily go after their day's work is done, and where they may stroll for an hour, seeing, hearing, and feeling nothing of the bustle and jar of the streets, where they shall, in effect, find the city put far away from them [...] What we want to gain is tranquillity and rest to the mind», so der zu seiner Zeit international prominente amerikanische Landschaftsarchitekt Olmsted 1870, dem New York den Central Park verdankt.³

II. Das hypertrophe Auge

Der Anspruch der Planung, Ohr und Nahsinne, auch die Bewegungslust, im Stadtraum zu befriedigen, ist als selbstverständliche Forderung bis heute auf Grünzüge und Parks beschränkt. Sie fungieren als Kompensationsräume. Besonders deutlich ist das in den Volksparks, die vor allem um 1900 in der Nähe von Arbeitervierteln angelegt wurden. Sie bieten grüne, unprätenziöse Nutzflächen, die für massenhaften Gebrauch gemacht sind. In ihnen gab und gibt es Platz für Kundgebungen und Ballspiele, Picknicks und Konzerte. Biergärten und Rudersteiche, Sportwiesen und Badestellen ergänzen das Programm.⁴

² Charles Dickens, Sebastien Mercier und Honoré de Balzac sind hervorragende Quellen. Zu englischen Beispielen s. vor allem Picker: *Victorian Soundscapes*; nicht nur zu Balzac: Boutin: *Sound Memory*; *Paris Street Cries in Balzacs Père Goriot*, S. 67-79; einige deutschsprachige Beispiele in Hauser: *Der Blick auf die Stadt*, S. 112ff.

³ Olmsted: *Civilizing American Cities*, S. 80f.

⁴ Poblotski: *Grün und Spiele*, S. 14-21.

Der ästhetische Diskurs in Städtebau und Stadtplanung für die übrigen Stadtgebiete dagegen konzentriert sich immer noch, mit wenigen Ausnahmen, auf die visuelle Wahrnehmung. In den 1970er- und 1980er-Jahren gab es allerdings ein über künstlerische Projekte hinausgehendes Interesse in Architektur und Städtebau an akustischen Phänomenen in der Stadt. Auch kamen die Nahsinne im Hinblick auf ihre Rolle für die Gestaltung des urbanen Raumes ins Spiel. Einen Grund dafür sehe ich in der veränderten Reflexion auf die Beziehung von Menschen und ihrer Umgebung in politischen wie kulturwissenschaftlichen Diskursen. Sie äusserte sich zuerst in ökologisch inspirierten Theorien und Ansprüchen, ging jedoch schon bald in eine umfassendere anthropologische Diskussion der leiblichen Erfahrung und in Untersuchungen beispielsweise des hörbaren Raums über.⁵ Diese Entwicklung ist allerdings nicht im «Mainstream» konkreter Realisierungen angekommen.

Allerdings war, trotz geringer Wirksamkeit, damit schon ein wichtiger konzeptioneller Schritt getan: Es sind umfassende Ansprüche an die sinnlichen Qualitäten der Stadt, auch der Architektur, formuliert worden. Sie konzentrierten sich nicht mehr nur auf das Auge. Die Delegation der ästhetischen und damit auch gestalterischen Ansprüche, soweit sie Bewegungslust, Ohr und Nahsinne betrafen, an Gärten, Parks und ausserstädtische «Natur» war damit, ohne dass das allerdings Thema geworden wäre, in Frage gestellt.

Ohnehin ist meines Erachtens das Auge in urbanen Umgebungen in seiner ästhetischen Bedeutsamkeit überschätzt: Es gibt nur gelegentlich die Zeit, den Anlass und die Möglichkeit, irgendeine Situation in der Stadt sorgfältig anzusehen und eingehend zu betrachten. Das betrifft den imponierenden Bau, das städtebauliche Ensemble wie die überraschende Konstellation, das Ereignis, das die Aufmerksamkeit konzentriert. Schon Walter Benjamin beschrieb die übliche Wahrnehmung von Architektur in der Stadt und generell die des grossstädtischen Raumes nicht als visuell, sondern als «taktil». Bauten und urbane Umgebung werden «durch Gebrauch» erfahren, weniger «auf dem Wege der Aufmerksamkeit» als «auf dem der Gewohnheit».⁶

Die sinnliche Bedeutung und Wirksamkeit vieler Stadträume erschöpft sich in spezialisierter und alltäglich bewährter Erfüllung definierter Funktionen. Wie das Ohr dient dabei auch das Auge vor allem der Orientierung, indem es Signale und

5 Schafer: Klang und Krach.

6 Benjamin: Abhandlungen, S. 505.

Informationen verarbeitet. Und auch wenn viele städtische Elemente im Hinblick auf ihre Wirkung für das Auge entworfen sind, so ist das Auge im alltäglichen Gebrauch der Stadt vor allem mit den visuellen Entsprechungen von Lärm und Krach und nicht etwa mit denen von ästhetisch anspruchsvollem Klang oder gar von Komposition beschäftigt.

Trotzdem wird erst langsam deutlich, dass visuelle Aspekte nicht allein massgeblich sein müssen, wenn es darum geht, ästhetische Forderungen an die Gestaltung von Städten, von Agglomerationen zu formulieren. Weil das Erleben immer alle Sinne betrifft, kann und sollte es im Entwurf auch um Gestaltungen für alle Sinne gehen und damit auch um die Frage, welche Qualitäten die sinnliche, die leibliche Erfahrung im städtischen Raum hat.

III. Città diffusa

Was zeichnet die heutige Stadt als Wahrnehmungsgegenstand und -situation aus? Welche ästhetischen Ansprüche sind an die Stadt zu richten? Wie steht es um das körperliche, das leibliche Erleben der Stadt?

In der Entwicklung dieser Fragen hat sich seit Mitte der 1990er-Jahre vor allem dadurch die Diskussion verschoben, dass die urbanisierte Landschaft, die Zwischenstadt, die Città diffusa, in den Fokus der Stadttheorie geraten ist.⁷ Damit hat sich die Betrachtung der Stadt von ihrer Fixierung auf die Zentren gelöst und sich auch den Gebieten zugewandt, die vorher allenfalls als zersiedelte Landschaft irgendwo ausserhalb der eigentlichen Städte verortet wurden. Doch erst die Berücksichtigung der Wohngebiete, in denen, beispielsweise im deutschsprachigen Raum, ca. 70 Prozent der Bevölkerung leben, ergibt das Ganze der heutigen Stadt. Und diese zeichnet sich in ästhetischer Hinsicht nicht durch Fülle, sondern ganz im Gegenteil durch Abstraktion, Reduktion und Kanalisierung sinnlicher Möglichkeiten aus. Das betrifft das Auge, das Ohr wie die Nahsinne.

Die visuellen, akustischen und weiteren sinnlichen Qualitäten dieser Stadträume lassen sich am besten durch eine Charakteristik ihrer Strukturen verdeutlichen: Das auffallendste Merkmal der urbanisierten Landschaft ist das Nebeneinander unverbundener monofunktionaler Einheiten, die heterogen und unkoordiniert wirken. Deutliche Zentrierungen bilden sich nicht heraus. Anziehungspunkte sind

7 Anstoss war vor allem Thomas Sieverts' Buch über die «Zwischenstadt», das ihre ästhetische Armut betont. Sieverts: Zwischenstadt.

einzelne Orte mit meist spezialisierten Funktionen. Sie sind mit anderen ähnlich spezialisierten Orten durch die Verkehrs- und andere Infrastrukturnetze sowohl verbunden als auch von ihnen getrennt.

Diese Netze aus Infrastruktur, Materialflüssen und Transportnetzwerken spielen in der Erfahrung der urbanisierten Landschaften allein durch ihre Grösse und ihre physische Präsenz eine überragende Rolle. Sie definieren auch die Bewegungsmöglichkeiten von einem Funktionsort zum nächsten, von der Wohnung zum Arbeitsplatz zum Einkauf zur Freizeitanlage. Die Ziele sind genau definiert und weisen keine Redundanzen auf, geschweige denn ästhetische oder symbolische Überschüsse. Auch die Wege sind genau definiert und haben ihrerseits definierende Funktion: Alles, was nicht in Netzen als Weg oder Knoten fungiert, schliessen sie aus.

Lars Lerup hat diese räumliche Struktur Mitte der 1990er-Jahre ebenso ironisch wie treffsicher in Bezug auf US-amerikanischen «sprawl» beschrieben als eine Ansammlung, in der sich «stims» und «dross» unterscheiden lassen: «Dross» heisst alles, was übrig bleibt, wenn man die geschützten Räume mit Energieversorgung und Klimaanlage sowie die beweglichen Raumkapseln, sprich Autos, in denen man sie erreicht, abzieht. Die geschützten Räume sind, beweglich oder nicht, «stims», stimulierende Orte.⁸ Viele der «stims» sind in den letzten Jahrzehnten zu enormer Grösse herangewachsen: Flughäfen, Containerterminals und Industrieareale verbinden Grossmassstäblichkeit und Funktionstrennung und bestimmen ihr Umfeld entscheidend, ohne es zu berücksichtigen. Anlagen für Produktion, Handel und Verteilung sind in den letzten Jahrzehnten sichtbar grösser geworden, und neue Wohnsiedlungen belegen Gebiete erheblichen Ausmasses. Unter die «stims» lassen sich mittlerweile auch die oft zu Bürostandorten und Einkaufszentren mutierten alten Innenstädte einreihen.

IV. Abstrakte Korridore

Stadtgebiete mit den eben geschilderten Strukturen kanalisieren und regulieren in vielerlei Hinsicht die unmittelbare sinnliche Erfahrung. So sind die Zwischenräume weder sicht- noch hör- oder spürbar. «Der Autofahrer hat keine Wahrnehmung für Orte, das Zeitempfinden reduziert sich auf das Gefühl der Entfernung. Im Auto zu sein, besonders in einem geräuschlosen, starken und bequemen Auto, verleiht das Gefühl des Losgelöstseins. Es ist wie im Nirgendwo.»⁹ Das

⁸ Lerup: Stim & Dross, S. 82-101.

⁹ van de Camp, Dekker, Reutlingsperger: Stillstand, was bedeutet das für den homo mobilis? S. 150.

führt nicht zur Erfahrung der Plätze und Orte am Rand der erfahrenen Strassen, sondern zur Erfahrung des Fahrens.

Ohne die Automobilisierung sind weder die heutigen Agglomerationen noch die in ihnen üblichen sinnlichen Erfahrungen zu denken. Die automobilen Zonen erzeugen einen kollektiven Raum und eine Form der Öffentlichkeit, die nicht kommuniziert, sondern individuell schweifend oder zielgerichtet fährt, mit grossen Ansprüchen an die Reibungslosigkeit des Untergrundes, ohne auffallend kommunizierte oder explizierte Ansprüche an die visuelle Qualität der Umgebung der Strasse und unter Erzeugung breiter Lärmschneisen, ein Effekt, der im Auto selbst idealerweise kaum zu bemerken ist.¹⁰

Zu den ästhetisch auffallenden Eigenarten der urbanisierten Landschaften gehört auch die (Nicht-)Gestaltung vieler der potenziellen (Ziel-)Orte. Gebäude von Möbelgrosshandlungen, Shopping-Center, Sporthallen und Diskotheken sind hochspezialisiert und funktional klar differenziert, doch diese Spezialisierung ist nur selten architektonisch angezeigt und erst im Innenraum sinnlich erfahrbar ausgebildet. Die grossen Strukturen sind innenorientiert. Was in ihrem Inneren geschieht, ist ihnen von aussen nicht anzusehen. Nur schnell erfassbare, äusserst knappe visuelle Verweise wie Logos oder Icons geben denjenigen Auskunft, die sie schon kennen.

Die Voraussetzung der Lesbarkeit dieser Strukturen ist nicht der spezifische Ort, die spezifische Nachbarschaft, eine spezifische Gestaltung und ihre sinnliche Erfahrung, sondern die Wahrnehmung von Werbung in hochfrequentierten Massenmedien und Werbematerialien. Sie macht die Kurzinformation der Signale entschlüsselbar, deren ästhetisches und semantisches Potenzial sich ansonsten in der Orientierung auf das spezifische Ziel erschöpft. Lesbar sind also nicht Individualitäten, bestimmte Territorien, Plätze, Orte und lokale Zusammenhänge, sondern über Logos und Zeichen vermittelte Funktionen: Der entscheidende sinnliche Zugang besteht in einer mehrfach vermittelten Zeichenlektüre.¹¹

10 Hier gibt es tatsächlich Bemühungen zur akustischen Gestaltung, wenn auch allein aus einer Abwehrhaltung und nicht aus einer weiteren ästhetischen Motivation begründet: Rollgeräusche werden nach den Befunden der technischen Akustik verringert, Lärmschutzwände halten die automobilen Lärmentwicklung in Teilen von der Umgebung ab (und versperren die Sicht).

11 Auch das hat natürlich einen gewissen, allerdings schnell erschöpften ästhetischen Reiz. Er erschöpft sich, weil die Handlungsmöglichkeiten, die in dieser Situation nahegelegt werden, gering sind.

V. Rückzüge

Einen übergreifenden Anspruch an die Gestaltung sinnlichen Erlebens, wie ihn moderne Entwürfe der 1920er- oder 1950er-Jahre zumindest für das optische Angebot der damals geplanten Stadtlandschaften erhoben, gibt es derzeit nicht. Bei der Entstehung und Gestaltung der heutigen Agglomerationen ist keine ästhetische Ebene mitgedacht, die über die Grössenordnung einzelner Grundstücke, Funktionsbauten oder Siedlungen hinausginge. Die Planungsabläufe und auch die Akteure fehlen weithin, die dieses Thema einbringen könnten.

Die Konsequenz, soweit sie das Auge betrifft, habe ich «Privatisierung des Blicks» genannt. Sie steht für die Reduzierung und Relativierung der Ansprüche an die Ansehnlichkeit der Umgebung ausserhalb des als «eigen» verstandenen Gebietes und ausserhalb der Innenräume von Erlebnis- und Einkaufswelten. Ihr entspricht eine, möglicherweise nicht freiwillige, Gleichgültigkeit angesichts der visuell erfassbaren Eigenschaften der weiteren Umgebung.

Es gibt zu dieser Art des ästhetischen Rückzugs eine akustische Entsprechung, die als «Privatisierung der akustischen Umwelt» verstanden werden kann. Sie besteht in der Abschliessung des Ohres von den umgebenden Lauten und Klängen und dem Ersatz durch eine selbst gewählte Hörumwelt, die überallhin mitgenommen werden kann. Das Radio konnte dies in einem gewissen Umfang schon leisten, deutlicher schloss der Walkman die einzelnen Hörer ein, iPods optimieren die Erfahrung einer jederzeit auswechselbaren individuellen akustischen Blase.¹² Auch eine taktile Variante dieser Entwicklung ist auszumachen, etwa in der schon erwähnten Erfahrung des Fahrens, doch auch bei anderen Bewegungsformen, für die gleich welche (Stadt-)Landschaft als vor allem haptisch erfahrener Untergrund und Widerstand für sportliche Übungen fungieren kann.

Peter Sloterdijk hat für den räumlichen Zustand, ja für den Zustand der heutigen Gesellschaft, die eben Gesellschaft in Frage stellt, ein treffendes Bild entworfen, das der Schäume. Schäume bestehen aus Zellen, die benachbart, jedoch gegeneinander verschlossen sind: «Integrität ist nicht länger als etwas zu denken, was durch Hingabe an ein wohlütig Umhüllendes gewonnen wird, sondern nur noch als Eigenleistung eines Organismus, der aktiv für seine Abgrenzung von der Umwelt sorgt. Damit bahnt sich der Gedanke seinen Weg, dass Leben nicht so sehr durch Öffnung und Teilhabe am Ganzen bestimmt ist als vielmehr durch Selbstschliessung und selektive Teilhabeverweigerung. Der grösste Teil der Mitwelt ist

¹² Vgl. Bull: iPod-Kultur.

für den Organismus Gift oder bedeutungsloser Hintergrund – daher richtet er sich in einer Zone strikt ausgewählter Dinge und Signale ein [...]»¹³

Geht es um einen freudig gewählten Rückzug in die eigene schöne Umgebung, in die private Hörumwelt, auf den eigenen Körper, bei dem gesellschaftliche und öffentliche Ansprüche an die sinnliche Qualität der Umgebung gerne aufgegeben werden? Mit dieser Frage wird klar, dass eine Beeinflussung der (an)ästhetischen Momente der heutigen Städte keinesfalls nur ein Gestaltungsproblem ist. Das Anliegen, an den (an)ästhetischen Aspekten der Stadtentwicklung im Sinne eines allgemeinen, eines öffentlichen Interesses zu arbeiten, erfordert eine Annäherung anderer Art, die sich mit der Beziehung von Sinnlichkeit, Ästhetik und Öffentlichkeit auseinanderzusetzen hat.

VI. Ästhetik

Gegenstand der Ästhetik ist das, was eine Gesellschaft in ihren entscheidenden Diskursen zu einer bestimmten Zeit wahrzunehmen bereit ist und thematisiert.¹⁴ Wahrnehmung meint dabei eine Form der sinnlichen Zuwendung, die nicht nur die Kommunikation des Wahrgenommenen einschliesst, sondern auch mit Praktiken verbunden ist, die als symbolische oder imaginäre Aneignungen verstanden werden können. Es geht um Wahrnehmungen, die mit einer mehr oder weniger intensiven Aufmerksamkeit bedacht werden und die in unterschiedlichen Medien ihre Darstellung und ihren Ausdruck finden. Was einer so verstandenen Wahrnehmung entgeht, ist kein Thema öffentlicher Verhandlungen, kein Gegenstand einer sozialisierten Sorge und Sorgfalt.

Eine Schlussfolgerung aus den bisher skizzierten Strukturen ist, dass nicht nur das Ohr, nicht nur der Tastsinn, sondern auch das Auge in den derzeit über Gestaltung entscheidenden Diskursen keine grosse Rolle spielt. Sinnliche Qualitäten, mögen sie nun das Auge, das Ohr oder die Nahsinne betreffen, sind, abgesehen von einzelnen herausragenden und als Wahrzeichen tauglichen Objekten, abgesehen von einzelnen und abgeschlossenen Enklaven, nicht entscheidend bei der Gestaltung der heutigen Agglomerationen.

Wie kommen nun das deklassierte oder auf den privaten Bereich konzentrierte Auge, das unberücksichtigte oder mit ausgewähltem Klang beschallte Ohr, der auf das Fahren konzentrierte Tastsinn in einen weniger vermittelten Kontakt mit

¹³ Sloterdijk: Sphären III, S. 195.

¹⁴ S. dazu die Einleitung in Hauser, Kamleithner: Ästhetik der Agglomeration, S. 8ff.

dem (öffentlichen) Raum? Sicher ist, dass die Struktureigenschaften der heutigen Agglomerationen diesen Kontakt nicht fördern: Die Spezialisierung und Vereinzelung von Funktionen, die Abhängigkeit von technisch avancierten Transportmitteln und Netzen, die notwendige automobilen Beweglichkeit und dazu der eklatante Mangel an öffentlichem Raum führen zu einer Reduktion und Kanalisierung sinnlicher Möglichkeiten. Die Sinnlichkeit der Stadt in einem nicht nur individuellen Sinne zu reflektieren heisst, das ästhetische Potenzial des (öffentlichen) Raumes unter den Bedingungen der räumlichen Folgen neuer Technologien und globaler Wirtschaftsbeziehungen zu betrachten.

VII. Die urbane Innenstadt

Der öffentliche Raum und seine ästhetisch anspruchsvolle Gestaltung haben derzeit Konjunktur. Das Interesse bezieht sich allerdings vor allem auf die alten und die neu überplanten Innenstädte, von denen deshalb zuerst die Rede sein soll. Anlass für die aktuellen Diskussionen ist der Umstand, dass sich die Nutzung und damit auch die sinnlichen Qualitäten öffentlicher Räume (nicht nur in europäischen Städten) stark verändert haben.

Während der innerstädtische öffentliche Raum auch in den reicheren Ländern bis in die 1960er-Jahre Platz für eine Vielzahl von Aktivitäten bot, die unmittelbar für den Lebensvollzug notwendig waren, ist das heute kaum mehr der Fall. Nicht nur in Europa werden Aktivitäten auf Strassen, abgesehen von ihrer Nutzung als Verkehrsfläche, reduziert, aus den Innenstädten ausgelagert oder in innerstädtische privat(isiert)e Räume verlegt. Der öffentliche Raum, das heisst die problemlose allgemeine Zugänglichkeit von Strassen und Plätzen, verschwindet durch Privatisierung und Überwachung, eine umstrittene Entwicklung besonders, da Strassen und Plätze auch Orte politischer Auseinandersetzung sein können. Manche öffentlichen Räume sind schlicht unbrauchbar und mangelhaft gestaltet. Aus ästhetischer Perspektive fällt als Folge all dieser Entwicklungen vor allem auf, dass das Erlebnis der dichten, überfüllten und faszinierend urbanen Stadt sich nicht mehr ohne weiteres in Innenstädten einstellt.

Die Interessenten am öffentlichen Raum haben unterschiedliche und teilweise widerstreitende Motive: Kommunen versuchen, der Ödnis der zu Bürostandorten und Einkaufszentren gewordenen Innenstädte entgegenzuwirken; Wirtschaftsinteressen führen einerseits zu Forderungen nach Privatisierung und Kontrolle, andererseits verlangen sie eine unbeschwerter Atmosphäre in öffentlichen Einkaufsstrassen; Bürger und Bürgerinnen fordern den öffentlichen und unkontrollierten Raum ein; Architektinnen und Künstler, Stadtplaner und Land-

schaftsplanerinnen begreifen den leer gewordenen öffentlichen Raum als ihre Aufgabe.¹⁵

Die unter ästhetischen Gesichtspunkten sinnvollste Beschreibung des öffentlichen Raumes in der Innenstadt hat ihre Voraussetzung in der allgemeinen Zugänglichkeit von Wegen und Plätzen.¹⁶ Diese ist die Bedingung der hochgeschätzten und heute oft vermissten urbanen Qualitäten in der alten Innenstadt, die für viele Funktionen Raum bietet. Die Erfahrungsstruktur dort ist umso interessanter, je dichter das Netz der öffentlichen Strassen und Plätze gewoben ist und je näher die von ihnen erschlossenen Orte aneinanderliegen. Sie vernetzen unterschiedliche Orte und ermöglichen, bei grosser Dichte und möglicher Fussläufigkeit, ihre auch beiläufige und absichtslose Erschliessung.

Dieses Konzept fasst den öffentlichen Raum als Raum, in dem Kommunikation, Interaktion, Aneignung, spielerische Selbstinszenierung oder zielgerichtetes Handeln allesamt nicht notwendig, aber möglich sind.¹⁷ Es reagiert, unter Bezug auf ältere Vorstellungen der Urbanität in der Stadt, mit einem Gegenentwurf auf die Veränderungen, die sich in den letzten Jahren in den Strassen und auf den Plätzen der alten Stadtzentren vollzogen haben.

Auch aus dieser Perspektive liegt es nahe, die sinnlichen Qualitäten des Stadtraumes neu zu bedenken. Wenn Städte an ihren immer noch markantesten Stellen nicht weiter sinnlich verarmen sollen, dann ist die Ausweitung der ästhetischen Ansprüche an den öffentlichen Raum in den alten Innenstädten eine notwendige Konsequenz: Im weitesten Sinne geht es darum, das Delegieren von sinnlichen Erlebnissen an den inzwischen privatisierten Erlebnispark, die Privatisierung und Beschränkung der sinnlichen Erfahrung auf die eigene Umgebung wieder zurück in den öffentlichen und unvermittelten Raum zu holen – und dabei ästhetische Ansprüche über das Auge auch auf das Ohr und die Nahsinne auszudehnen.

15 Eine nicht repräsentative Auswahl: zu einigen Entwürfen: Topos 61, 2007, «Urban Space»; zu sozialwissenschaftlichen Aspekten: Gestring (Hg.): Jahrbuch Stadtregion 2002.

16 Dieses Merkmal kennzeichnet den öffentlichen Raum im städtebaulichen und juristischen Sinne, auch den allgemein zugänglichen Raum in der agrarisch geprägten Landschaft. – Es gibt unterschiedliche Konzepte von Öffentlichkeit. Das prominenteste und in Demokratien unverzichtbare fasst Öffentlichkeit als intensives Kommunikations- und Interaktionsfeld mit klarem Fokus, bestimmten Akteuren, Themen, Interessen und Handlungen, mit bestimmten Treffpunkten, Publikationsformen und eigenen Organisationsstrukturen. Ästhetisch ist dieses Konzept von geringerer Bedeutung als das hier diskutierte, in politischer Hinsicht ist es das selbstverständlich nicht.

17 S. Blesser, Salter: Aurale Architektur.

VIII. Öffentlichkeit und urbanisierte Landschaft

Die Ausweitung der ästhetischen Ansprüche an den öffentlichen Raum ist nicht nur ein Ziel für Innenstädte, sondern auch für die weiten Gebiete der urbanisierten Landschaft. Um Sinnlichkeit, Ästhetik und Öffentlichkeit auch abseits der alten Stadtkerne sinnvoll aufeinander zu beziehen, müssten zunächst die engen Grenzen der heutigen Vernetzungen, die nicht nur ästhetischen Einschränkungen erkannt werden, die die Struktur aus «stims» und «dross» mit sich bringt: Ästhetische und symbolische Überschüsse, die derzeit nicht entstehen, sind auch hier möglich.

Ein Ansatzpunkt ist eine Neudefinition der Ziele für die Planung, das Entwerfen und die Entwicklung der urbanen Landschaften unter Berücksichtigung ihrer sinnlichen, optischen, akustischen und weiteren sinnlichen Qualitäten.

Vorschläge dazu sind gemacht¹⁸: Eines der Ziele wäre die Steigerung der Durchlässigkeit des Raumes und Förderung seiner Zugänglichkeit. Manche der abgeschotteten grossen Strukturen der urbanisierten Landschaft könnten durchaus von öffentlichen Wegen durchzogen sein. Unterschiedliche Geschwindigkeiten sind auch in der Città diffusa möglich: Die Entschleunigung nicht aller, aber mancher Wege könnte dies unterstützen. Die Unsichtbarkeit und Unhörbarkeit der Zwischenräume könnte ihrer sinnlichen Erschliessung weichen, die nicht nur Wege und Plätze, sondern auch das, was sich in ihrem Umfeld ereignet, in den Bereich des physisch unmittelbar Erfahbaren rückt. Wahrnehmungslust und sinnliche Fülle, sinnliche Präsenz, das Vergnügen, genau diese Wege zu nehmen und sich an genau diesen Plätzen aufzuhalten, sind dabei brauchbare Kriterien, die Auge, Ohr und Nahsinne betreffen. Konkrete Vorstellungen dazu sind sicher subjektiv, doch auch verhandelbar. Vor allem aber ginge es darum, Orte bestehen zu lassen und neu zu schaffen, die zu unspezifischen Aufenthalten einladen.

¹⁸ Siehe dazu Hauser, Kamleithner: Ästhetik der Agglomeration, S. 138ff.; S. 204ff.

Literatur

- Benjamin, Walter*: Abhandlungen. Gesammelte Schriften, Band I 2. Frankfurt am Main 1991, S. 505.
- Blessner, Barry; Salter, Linda-Ruth*: Aurale Architektur, in: Doris Kleilein, Anne Kockelkorn, Gesine Pagels, Carsten Stabenow (eds.): tuned city. Zwischen Klang- und Raumspekulation / Between Sound and Space Speculation. Reader (= Reihe Essay; Bd. 4), Idstein 2008, S. 13-24.
- Boutin, Aimée*: Sound Memory: Paris Street Cries in Balzacs Père Goriot. In: French Forum (2005) 30, No. 2, S. 67-79.
- Bull, Michael*: iPod-Kultur. Das Ausschalten der Stadt. In: Doris Kleilein, Anne Kockelkorn, Gesine Pagels, Carsten Stabenow (Hg./eds.): tuned city. Zwischen Klang- und Raumspekulation / Between Sound and Space Speculation. Reader (= Reihe Essay; Bd. 4), Idstein 2008, S. 79-84.
- Gestring, Norbert u.a. (Hg.)*: Jahrbuch Stadtregion 2002. Schwerpunkt: Die sichere Stadt. Opladen 2003.
- Hauser, Susanne*: Der Blick auf die Stadt. Semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910 (= Historische Anthropologie 12), Berlin 1990, S. 112ff.
- Hauser, Susanne; Kamleithner, Christa*: Ästhetik der Agglomeration (= Zwischenstadt 8). Wuppertal 2006.
- Lerup, Lars*: Stim & Dross: Rethinking the Metropolis. In: Assemblage (1994) 25, S. 82-101.
- Olmsted, Frederick Law*: Civilizing American Cities. Writings on City Landscapes, ed. by S. B. Sutton. New York 1997, S. 80f.
- Picker, John M.*: Victorian Soundscapes. New York 2003.
- Poblotzki, Ursula*: Grün und Spiele. Der Volkspark der Zukunft. In: Parks. Grüne Freiräume in Europas Städten. München 2002, S. 14-21.
- Schafer, Richard Murray*: Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens (The Tuning of the World 1977) Frankfurt am Main 1988.
- Shake, Simon (ed.)*: In the Place of the Public Sphere? Berlin 2005.
- Sieverts, Thomas*: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land (=Bauwelt Fundamente 118). Braunschweig, Wiesbaden 1997.
- Sloterdijk, Peter*: Sphären III: Schäume. Frankfurt am Main 2004.
- Topos 61: «Urban Space» (2007).
- van de Camp, Geert, Dekker, André, Reutlingsperger, Ruud*: Stillstand, was bedeutet das für den homo mobilis? In: Dieter Kornhardt, Gabriele Pütz, Thies Schröder (Hg.): Mögliche Räume. Stadt schafft Landschaft. Hamburg 2002, S. 147-152, S. 150.



Sabine Knierbein

Öffentliche Räume – wissenschaftliches Minenfeld oder erkenntnistheoretische Chance?

Das jüngere Interesse an öffentlichen Räumen

Stuttgart oder Kairo? Drohnen zur Regulierung unerwünschten öffentlichen Verhaltens in Liverpool oder an nachbarschaftlichem Zusammenhalt orientierte sozialdemokratische Planungsphilosophie in Wien? Gender-Aspekte, Branding, Energieeffizienz, Gestaltungsmöglichkeiten, Integration, «Fair-Share» oder Wettbewerbsfähigkeit? Versammlungsfreiheit als Grundprinzip an privatisiert betriebenen Flughäfen?¹ Menschenketten gegen den Ausstieg aus der Atomenergie?²

Öffentliche Räume sind Themen in den Tagesmedien wie auch in planungstheoretischen und sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die facettenreicher nicht sein könnten. Sie sind gleichermaßen soziale wie städtische Realitäten. Das ist nicht neu. Neu ist aber, wie Ali Madanipour (2010) konstatiert, dass es gerade in der letzten Dekade einen grundlegenden Wandel gegeben hat, denn es scheint sich per se ein breiteres Spektrum an Akteuren und Akteurinnen vor dem Hintergrund ganz unterschiedlicher Motive für öffentliche Räume zu interessieren:

«If public spaces, in some form or other, have been a primary part of urban structure everywhere and at all times, why do we see a current wave of interest in public space as a subject of social concern, political action and academic research?»³

1 «FAZ Net» vom 22.02.2011. Die Ausweitung des öffentlichen Raums. Das Bundesverfassungsgericht stärkt die Versammlungsfreiheit. Published Online.

2 «SWR» vom 12.03.2011. 60 000 Atomkraftgegner bilden Menschenkette. Published Online.

3 Madanipour: Whose public space, S. 2.

Es scheint, als ob die Dringlichkeit, mit der öffentliche Räume auf politische, planerische, gestalterische und gesellschaftswissenschaftliche Agenden gelangen, infolge grösserer praktischer Notwendigkeit und gesteigener theoretischer Relevanz zunimmt. Dieser Beitrag wendet sich daher in dialektischer Manier zwei Aspekten zu: Der gegenwärtig aktuellen gesellschaftspolitischen Signifikanz öffentlicher Räume in den Tagesmedien, von der aus der Bogen zum gegenwärtigen akademischen Interesse an öffentlichen Räumen vor dem Hintergrund ihrer theoretischen Relevanz gespannt wird. Denn wo Stadtgesellschaft, Stadtpolitik und Stadtverwaltungen öffentliche Räume längst (wieder) als fruchtbare und inspirierende Handlungsfelder entdeckt und vereinnahmt haben, bleibt die Frage nach ihrer Bedeutung für die Stadtforschung weitgehend unterbelichtet.

Öffentliche Räume als Metakonzepte

In der Breite akademischer Auseinandersetzungen stellen öffentliche Räume Metakonzepte dar⁴, die in der empirischen Forschung regelmässig in bearbeitbare Einzelteile zerpfückt werden. Forschungsstrategischer Pragmatismus wird hinsichtlich öffentlicher Räume oftmals einer grundlegenden erkenntnistheoretischen Reflexion übergeordnet. Forschungspragmatische Ansätze sind entweder *funktional* (dividiert in verschiedene «Nutzungen»), *institutionell* (unterteilt in verschiedene Ressortzuständigkeiten) oder *geografisch* (auf verschiedene räumliche Betrachtungsebenen, wie zum Beispiel Stadtplatz, Stadtteil, Gesamtstadt) verengt. Weder gibt es einen kohärenten Strang übergreifender Forschungsbestrebungen zu öffentlichen Räumen, um die Vielfalt von Teilergebnissen und die Variation methodischer Ansätze einzelner Studien etwa in der deutschsprachigen Stadtforschung (Urbanistik) zusammenzubringen, noch entstehen schlagkräftige, über fragmentierte Untersuchungsdesigns hinausgehende Bestrebungen, methodische oder analytische Grundlagen entsprechend dem Wesen des Gegenstands zu entwickeln.

Wo es bereits verschiedene epistemologische Ansätze zur komparatistischen Positionsbestimmung etwa der *Eigenlogik von Städten*⁵ innerhalb der Urbanistik mit starkem soziologischen Fokus auf urbane Lebenswelten und Handlungsweisen gibt, mangelt es an systematisierenden An- und Aufsätzen hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen Einordnung öffentlicher Räume als eines besonderen, wenn nicht gar zentralen Gegenstands der Urbanistik. An anderer Stelle setzt sich die deutschsprachige Planungstheorie intensiv mit «öffentlich nutz-

⁴ Knierbein: Die Produktion zentraler öffentlicher Räume in der Aufmerksamkeitsökonomie.

⁵ Berking, Löw: Die Eigenlogik der Städte.

baren» oder «hybriden» Stadträumen auseinander⁶, ohne jedoch trotz starker Prozessorientierung einen Erkenntnis versprechenden Brückenschlag in Richtung sozialwissenschaftliche Raumtheorien folgen zu lassen. Es fehlen systematische Anknüpfungsleistungen, etwa an englisch- oder spanischsprachige Diskurse zum öffentlichen Raum, in denen eben jener Brückenschlag bereits leise Anklang findet. Auch in kulturwissenschaftlichen Schriften wird zwar über Methodenvielfalt und Schnittmengen zwischen verschiedenen Disziplinen erkenntnistheoretisch produktiv sinniert⁷, jedoch werden diese systematischen Überlegungen mit starker Bindung zur Raumtheorie nur in seltenen Fällen auf öffentliche Räume bezogen.

Andererseits stellen unzählige urbanistische Forschungsarbeiten zu öffentlichen Räumen in ihrem machbaren Möglichkeitsrahmen bereits produktive Grenzüberschreitungen zwischen verschiedenen Disziplinen, Ressort-Rationalitäten und räumlichen Betrachtungsebenen im Kleinen dar. Auch sprechen viele der genannten Autoren und Autorinnen die Komplexität des Gegenstands an, entscheiden sich aber im Rahmen der weiteren Bearbeitung für pragmatische Ein- und damit Ausgrenzungen. Zudem erscheint eine auf deutschsprachige (Planungs-, Soziologie-, Landschaftsarchitektur- oder Ethnologie-)Diskurse verengte theoretische Auseinandersetzung mit den Chancen, die sich aus der vielschichtigen Betrachtung öffentlicher Räume ergeben, vor dem Hintergrund der heutigen Generation von zumeist polyglotten Nachwuchsforschenden antiquiert. Erkenntnis entsteht aus der Konfrontation eigener mit anderen Sichtweisen, und kultur- und damit auch sprachraumübergreifende Forschungen tun sich als Inspirationsquellen auf, das Forschungsinteresse an Phänomenen in öffentlichen Räumen hier und dort mittels veränderter Perspektiven – und mit Hilfe von deren Wechsel – zu schärfen.

Öffentliche Räume allein als Thema?

Auffällig ist in der wissenschaftlichen Annäherung an öffentliche Räume, dass diese zwar einerseits das Interesse von mindestens zwanzig akademischen Disziplinen auf sich vereinen⁸, jedoch in der postdisziplinären Stadtforschung⁹ weit-

6 Selle: Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Berding et al.: Städte als Standortfaktor: Öffentlicher Raum.

7 Bachmann-Medick: Cultural turns.

8 Soziologie, Landschaftsarchitektur, Politikwissenschaft, Kulturwissenschaften, Anthropologie, Ethnologie, Architektur, Stadtplanung, Landschaftsentwicklung, Landschaftsplanung, Raumplanung, bildende Kunst, Medienkunst, Kommunikationswissenschaft, Rechtswissenschaften, Kulturmanagement, Verwaltungsmanagement, Bauwirtschaft, Umweltpsychologie, Geografie usw.

9 Knierbein: Stadtkultur.

gehend allein als Thema berührt werden. Wenige Auseinandersetzungen stellen explizit raum- und damit erkenntnistheoretische Verbindungen her, und kaum ein Beitrag hat sich aus dem Gegenstand heraus mit den Potenzialen und Grenzen von öffentlichen Räumen für die Erkenntnisgewinnung über Stadt an sich befasst. Die Epistemologie öffentlicher Räume ist schlichtweg unterbelichtet. Dieser Beitrag wird daher als anfängliche Suchbewegung dringende Fragen nach den erkenntnistheoretischen Potenzialen öffentlicher Räume aufwerfen. Dafür sind zunächst einige Arbeitsdefinitionen notwendig.

Wo sich öffentliches Leben entfaltet

Öffentliche Räume meinen hier all jene Orte der städtischen Erfahrungswelt, an denen sich öffentliches Leben entfaltet: «Public space is where public life unfolds.»¹⁰ Öffentliche Räume sind im weiteren Sinne soziohistorische Prozesse, Produkte und Produzenten, die einen materiellen und symbolischen Ausdruck finden. Selbst die virtuelle öffentliche Sphäre bedarf ihrer Servergebäude und der greifbaren Materialität eines Computers sowie des physisch räumlichen Handelns lebender Menschen. Ein gebauter, belebter und bekannter Stadtplatz ist ebenso wie eine emsige, symbolisch überfrachtete und aufwändig gestaltete Flughafenhalle ein öffentlicher Raum, ein dynamischer gesellschaftlicher Prozess, der ständig Gestalt annimmt und vom jeweiligen Grad ganz unterschiedlich nuancierter Öffentlichkeit bestimmt ist. Forschende sind – was virtuelle öffentliche Räume betrifft – zudem aufgefordert, die Räumlichkeit von Öffentlichkeit neu – das heisst auch dezentral – zu denken. Gestalt- oder Prozessanalysen können jedoch allein zeitlich beschränkte Momentaufnahmen dieser komplexen soziohistorischen Prozesse darstellen. Gewendet formuliert: Die Erforschung öffentlicher Räume als sich ständig wandelnder städtischer Realität ist für Forschende Lebensaufgabe und unerschöpflich.

Raumtheoretische Setzungen

Diese Positionierung basiert auf dem Verständnis, dass es erkenntnistheoretisch weder eine nichträumliche soziale Realität noch nichtsoziale öffentliche Räume gibt.¹¹ Die in Stadtform gegossene Ausprägung dieser öffentlichen Räume kann als Verweis auf den Entwicklungsstand der jeweiligen gesellschaftlichen Figuration, als Sedimentieren von Machtverhältnissen und Strukturen der sozi-

¹⁰ Interview mit Ali Madanipour, November 2010 in Wien, in Madanipour. Design of urban space. Bezugnehmend auf Carr et al. 1992, 3: Originalzitat: «Public space is the stage upon which the drama of communal life unfolds.»

¹¹ Schubert: Städtischer Raum und Verhalten, S. 13.

alen Differenzierung verstanden werden.¹² Ein baulich-räumliches Konzept des öffentlichen Raumes (bauliches Arrangement) kann allerdings allein als Teil einer differenzierten gesellschaftswissenschaftlichen Perspektive auf Stadtraum als relationalen Prozess fruchtbar gemacht werden.¹³ Raum wird – metaphorisch gesprochen – nicht als räumliche Fotokopie von Gesellschaft verstanden, nein: Raum ist Gesellschaft.¹⁴

Tagtäglich wird diese raumtheoretische Setzung in den öffentlichen Räumen der Städte sichtbar. Hier konzentriert sich gesellschaftliche Komplexität auf engstem Territorium, hier überlagern und durchdringen sich gelebte, wahrgenommene und konzipierte Räume¹⁵ konkret wie abstrakt, zeitgleich und mit unterschiedlichen Rhythmen und Intensitäten. Staatliches, wirtschaftliches und zivilgesellschaftliches Handeln und die produktiven Anschlussstellen gleichwie Konfliktzonen und Sollbruchstellen treten hier auf. In öffentlichen Räumen manifestieren sich allorts die Emanzipationskraft der jeweiligen (Stadt-)Gesellschaft, ihre Fähigkeit zur Selbstorganisation sowie die Grenzen derselben. Letztere sind bedingt durch etablierte Machtstrukturen und institutionelle Hegemonien und werden einerseits im Zuge von Marktvorstößen, andererseits von Spannungen zwischen Staat und Zivilgesellschaft in öffentlichen Räumen deutlich. Besonders gross werden diese Spannungen dann, wenn partielle Individualinteressen als gesellschaftliche Allgemeininteressen definiert und durchgesetzt werden. Je nach Bewusstsein über diese Prozesse in der Bevölkerung kommt es in der Folge oftmals zu spannungsreichen Konflikten in öffentlichen Räumen, oder diese bleiben bei geringem Kenntnisstand, bei mangelndem Interesse oder geringer Motivation der Menschen – vor dem Hintergrund allgegenwärtiger Politikarmut und Depolitisation der Massen – schlichtweg aus.

Jüngst aber begehren Bürgerinnen und Bürger – in Europa und darüber hinaus – wieder stärker gegen ganz unterschiedliche gesellschaftliche Umwälzungen auf. Öffentliche Räume – so die erste These dieses Beitrags – scheinen wieder zu einer ganz wichtigen Handlungssphäre einer Repolitisation der Stadtgesellschaften, aber auch ganzer Staaten zu werden. In Konfliktsituationen oder während öffentlicher Freudenfeiern (z.B. Proteste gegen Stuttgart 21, Freudenfeiern in Kairo anlässlich des Rücktritts der Regierung Mubarak) fungieren sie als Räume

¹² Knierbein: Die Produktion zentraler öffentlicher Räume in der Aufmerksamkeitsökonomie, S. 31f.

¹³ Ebd.

¹⁴ Castells: The Rise of the Network Society, The Information Age: Economy, Society and Culture, S. 410, zitiert durch Schubert: Städtischer Raum und Verhalten, S. 13.

¹⁵ Lefébvre: The production of space.

der Intensität und des Pathos. In der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung bekommt das «öffentliche Leben» dann den normativ-idealtypischen Charakter, der etwa Orten und Situationen zivilgesellschaftlicher Emanzipation in der (europäischen) Stadt beigemessen wird.

Gelebte öffentliche Räume sind aber auch Schauplätze des Einfachen, des Gewöhnlichen und der lebensweltlichen Bedeutung. Als Sphäre alltäglicher Handlungen und (un)intendierter Begegnungen bieten sie sich für die Erforschung der Soziabilität städtischer Gesellschaften an, jener Fähigkeit, neue soziale Beziehungen etablieren und entwickeln zu können. Hier hat das «öffentliche Leben» vorrangig deskriptiven Charakter und meint tatsächlich vorhandenes öffentliches Leben, ohne notwendigerweise den normativen gesellschaftspolitischen Aspekt zu benennen.

Sind öffentliche Räume nun etwas per se Soziales im deskriptiv-analytischen Sinne oder vielmehr etwas per se Politisches im normativ-idealtypischen Sinne? Oder sind sie gebaute Plätze?

Das Öffentliche in der Stadt ist nie bloss politisch, nie bloss sozial und nie bloss physisch. Sowohl in den weniger alltäglichen Situationen als auch in der lebensweltlichen Alltagspraxis sind öffentliche Räume Handlungssphären und Träger von Bedeutung. Würden beispielsweise die Stuttgarter Bürger und Bürgerinnen derart kontinuierlich und in der Manier einer nahezu idealtypisch skizzierten Emanzipationsbewegung aufbegehren, wenn der Stadtpark und der Schlossplatz in ihrem Alltagsleben keine Bedeutung gehabt hätten? Können nicht jene Orte, an denen sich gesellschaftspolitische Kritik in öffentlichen Räumen entwickelt, ein Zeichen für wache Bürger und Bürgerinnen sein, die sich für die Umsetzung demokratischer Interessen stark machen, *weil* sie diese Räume bereits beiläufig und spielerisch angeeignet hatten?

Eine solche Argumentation würde vermutlich in Einzelfällen zu Vereinfachungen, Verkürzungen und kausalen Verdrehungen komplexer Phänomene in öffentlichen Räumen führen und hält daher wissenschaftlicher Prüfung zunächst nicht stand. Nichtsdestotrotz verweist die Fragekaskade aber auf den zentralen dialektischen Grundcharakter öffentlicher Räume als Orten des alltäglichen Lebens (sozial-empirisch) und als Sphären für gelebtes politisches Interesse und Aufbegehren (gesellschaftspolitisch-normativ).

Orte, an denen sich öffentliches Leben entfaltet, sind sensible gesellschaftliche Sphären in den Städten, in denen neben Konsens auch gesellschaftlicher Dissens zu Tage tritt. Sie sind Seismografen für gesellschaftlichen Wandel, für dessen

Potenziale und Unwägbarkeiten. Als solche verdienen sie eine systematischere wissenschaftliche Auseinandersetzung in der Stadtforschung, die ihnen bisher, so die zweite These, lediglich fragmentiert zuteil wird.

Öffentliche Räume als gesellschaftspolitische Realität¹⁶

Konflikte hinsichtlich lange formal exerzierter und kommunizierter Ziele von Raumentwicklungspolitik wie im Stuttgarter Protestsommer 2010 stellen nachfolgend ebenso ernst zu nehmende Signale für die postdisziplinäre Erforschung räumlicher Entwicklung dar wie grundlegendere politische Umwälzungen auf Nationalstaatsebene, deren Urheber/innen und Verfechter/innen (unterstützt durch Twitter und Facebook) immer wieder ihren Weg auf die zentralen, symbolischen öffentlichen Plätze und Promenaden der politischen Machtzentren finden, wie etwa auf den Tahrir-Platz in Kairo.¹⁷

Kairo, Tunis und weitere Städte in der arabischen Welt

In der ägyptischen Hauptstadt nehmen nationalstaatliche Umwälzungen infolge der Geschehnisse im benachbarten Tunesien ab Januar 2011 ihren Lauf. In der tunesischen Republik hatte sich der Unmut der Bevölkerung über die wachsende Arbeitslosigkeit bei gleichzeitig steigenden Lebenshaltungskosten in den öffentlichen Räumen gezeigt. Als die Proteste ihren Weg von der Kleinstadt Sidi Bouzid¹⁸ auf die Hauptschauplätze in Tunis finden, gewinnen die Protestmärsche auch in der arabischen Republik Ägypten mit der schliesslich erfolgreichen, vehementen Forderung nach Absetzung der unter Korruptionsverdacht stehenden Regierung unter Staatspräsident Mubarak von Kairo aus an Schlagkraft: «Egyptians demand more jobs, cheaper food and less corruption [...]»¹⁹

¹⁶ Die nachfolgend im Text genannten Angaben hinsichtlich des zivilgesellschaftlichen Aufbegehrens verschiedener Bewegungen in verschiedenen Städten variieren je nach gewähltem Tagesmedium in beachtlicher Spannweite. Selten sind selbige nachgewiesen bzw. nachweisbar. Gerade in der tagesmedialen Berichterstattung über öffentliche Räume wird oft mit Besucherzahlen regelrecht jongliert, die entweder durch Veranstalter oder Unterstützer oder aber von der Polizei und Regierung veröffentlicht werden. Es ist daher hier in der Regel die niedrigste in der jeweiligen Berichterstattung genannte Zahl angeführt, weil es in diesem Kapitel weniger um den Versuch der Quantifizierung von Menschenmassen in öffentlichen Räumen, sondern um die qualitative Bedeutung verschiedener Umwälzungen in verschiedenen Städten und Ländern in einer Zusammenschau geht.

¹⁷ «FAZ Net» vom 10.02.2011. Ägyptische Protestbewegung. Der digitale Revoluzzer. Published Online.

¹⁸ In Sidi Bouzid verbrannte sich der Gemüsehändler Mohamed Bouazizi auf Grund der prekären Situation und Repression durch die Ordnungsmacht, die wiederholt seine Waren konfisziert hatte, auf offener Strasse, was als Auslöser der gewalttätigen Jugendproteste galt. Vgl. «Aljazeera English Online» vom 20.12.2010. Riots reported in Tunisian city. Images posted on social-network sites show police intervening to halt disturbances ignored by national media. Published Online.

¹⁹ «BBC News Africa» vom 26.02.2011. Violent clashes continue between Cairo police and protesters. Published Online.

In beiden Fällen breitet sich der Konflikt auch in den virtuellen Räumen öffentlich aus: Wo Hacker/innen in Tunesien die Internetseiten der Regierung nach eigenen Angaben wegen des «skandalösen Grads der Zensur» lahmlegen²⁰, hat sich in Ägypten «die Regierung [...] selbst gehackt»²¹, um die Ausweitung der Protestmärsche des ägyptischen Volks zu verhindern. Ohne sichtbaren Erfolg, denn der wachsende gesellschaftliche Unmut bahnt sich seinen Weg längst in die traditionellen Räume gesellschaftspolitischer Proteste: Der Mīdān at-Taḥrīr (Tahrir-Platz) dient als Ort des «Face-to-Face»-Austausches. Er fungiert als Vehikel der Selbstorganisation der aufbegehrenden ägyptischen Bevölkerung.²²

Eindrucksvoll sind die zahlreichen (medial) transportierten Bilder, die die beharrliche Verteidigung jedes physischen Zentimeters auf dem Tahrir-Platz durch die Protestierenden in Kairo illustrieren, wenngleich neben den repräsentativen öffentlichen Schauplätzen der offenen Meinungsäußerung die unbekanntenen, privaten Räume zu Tatorten der Brutalität gesellschaftlicher Umwälzungsmomente werden, «verschwinden» doch Protestierende im Verlauf der Proteste, mindestens 300 Menschen sterben.²³ Zeitzeugen berichten von der Umdeutung öffentlicher Gebäude wie des Museum of Egyptian Antiquities am Rande des Tahrir in einen Ort staatlicher Repression und Einschüchterung. Der Aufenthalt im öffentlichen Raum stellt hier ein existenzielles Risiko für aufbegehrende Bürgerinnen und Bürger eines ägyptischen Staates dar, dessen Militär gegen seine eigenen Bürgerinnen und Bürger im frühen Februar 2011 gewaltsam vorgeht.²⁴ Der «Platz der Befreiung» (Mīdān at-Taḥrīr), ein Zeichen für den Sturz der Monarchie vom 23. Juli 1952 und für die Proklamation der Republik durch Militärputsch, war zu Zeiten der Monarchie in Anlehnung an westliche Vorbilder bewusst repräsentativ und weitläufig gestaltet worden. Schliesslich wurde er in fordistischer Manier als Hauptverkehrsknotenpunkt für den Automobilverkehr privatisiert. Nunmehr bietet gerade diese weitläufige Gestaltung (und die einseitige Nutzung als Strassenraum) dem Widerstand der Massen einen Resonanzkörper und Freiraum.

20 «Arte Online» vom 07.01.2011. Tunesien. Proteste weiten sich aus. Published Online.

21 «Spiegel Online» vom 28.01.2011. Totalabschaltung. Wie Ägypten aus dem Internet verschwand. Published Online.

22 «Guardian» vom 01.02.2011. Tahrir Square protests: «For everyone here, there s no turning back». Published Online.

23 «Human Rights Watch» vom 08.02.2011. Egypt: Documented Death Toll From Protests Tops 300. Published Online.

24 «Guardian» vom 09.02.2011. Egypt's army «involved in detentions and torture». Military accused by human rights campaigners of targeting hundreds of anti-government protesters. Published Online; «Standard Online» vom 10.02.2011. Proteste gegen Mubarak. Armee an Festnahmen und Folter beteiligt. Published Online.

Auffällig ist, wie sehr die multimediale Übertragung der Protestbilder aus Tunesien und Ägypten innerhalb kürzester Zeit eine Welle von Protestmärschen in verschiedenen Staaten der arabischen Welt zu begünstigen scheint, die sich immer ihren Weg auf die zentralen Plätze mit Repräsentativcharakter bahnen, etwa im Jemen, in Bachrain, in Syrien, im Iran und in Libyen, wo in der Folge ein Bürgerkrieg die Strassen der Städte heimsucht.²⁵ Medienberichte über zivilgesellschaftliches Aufbegehren in öffentlichen Räumen prägen jedoch nicht nur die globale (und mitunter westlich dominierte) Berichterstattung hinsichtlich internationaler Umwälzungen, nein, in Deutschland etwa sind sie auch ein Ausdruck innenpolitischen Unbehagens.

Stuttgart

Als Menschen sich in Stuttgart nicht nur gegen das regionale Bahnhofsgrossprojekt «Stuttgart 21», sondern auch wiederholt für den Erhalt jahrhundertealter Bäume in ihrem stadtkulturell bedeutsamen Park versammeln, eskaliert die Situation am 30. September 2010. Hundertschaften der Landespolizei werden nach Stuttgart beordert, um den Park zu räumen, denn die Bauarbeiten für das Grossprojekt werden auf den Grünraum ausgeweitet. Die Ordnungshüter treffen jedoch auf entschlossene Stuttgarterinnen und Stuttgarter, die vehement für den Schutz ihrer kulturellen Werte im Stuttgarter Stadtpark eintreten²⁶:

«Es geht um Bäume. Es geht um alles. [...] Kein anderes Thema ist im Streit um den neuen Tiefbahnhof so mit Gefühlen aufgeladen wie jenes der uralten Parkbäume, die gefällt werden sollen. Die Bäume sind in den vergangenen Monaten mehr noch als der Nordflügel des Bonatz-Baus zu einem Symbol des Streits geworden. Auch, wenn es zunächst nur um 25 Bäume geht, erreicht die Auseinandersetzung eine bis dato nicht gekannte Schärfe.»²⁷

Schockierende Bilder von fassungslosen Stuttgarter Bürgerinnen und Bürgern und befehlstreuem Baden-Württembergischer Polizisten und Polizistinnen gehen um die Welt. Ordnungshüter setzen Absperrgitter, Pfefferspray und Wasserwerfer gegen Studierende, Erwachsene, gegen Schülerinnen und Schüler und ältere

25 Die Recherche berücksichtigt die Vorkommnisse und die tagesmediale Berichterstattung bis zum 22/02/2011.

26 Bereits nach dem Krieg hatten Stuttgarter Bürgerinnen und Bürger sich gegen die Fällung von Parkbäumen erfolgreich eingesetzt. Die Abholzungen im Dienste des Wiederaufbaus der im Krieg zerstörten Stadtteile verschonten in der Folge den Stadtpark.

27 «Tagesspiegel Online» vom 01.10.2010. Aus hartem Holz. Stuttgart 21: Eskalation im Stadtpark. Published Online.

Menschen ein; viele von ihnen haben sich Gewaltverzicht auf die Fahnen geschrieben. Der Protest durchzieht die Stuttgarter Gesellschaft wie zuvor nicht gekannt, «die Protestler kommen [...] offenbar wieder aus allen Gesellschaftsteilen: Anzugträger mit Schlips stehen neben älteren Damen mit Hut und einer Gruppe Jugendlicher mit weiten Sweat-Shirts».²⁸ Wenngleich der im Oktober 2010 amtierende Ministerpräsident Mappus (CDU) später seine zunächst rigide Strategie im Sinne einer stärker am Dialog orientierten Lösung des Konflikts zu ändern scheint, beschert er speziell der grünen Bewegung durch seine starre «Top-down»-Haltung gegenüber drängenden stadtpolitischen Fragen deutschlandweit Wählerstimmen.

Der Konflikt in Stuttgart, der zeitweise von Heiner Geissler (Bundesminister a.D., Attac-Mitglied) im Auftrag der konservativen Landesregierung «geschlichtet» wird, befeuert in kürzester Folge weitere Proteste gegen Atomkraft in Berlin (ca. 10 000 Menschen, September 2010)²⁹ und gegen Atommülllagerung im Wendland (ca. 20 000 Menschen, November 2010)³⁰. Von der lokalen Stadtbevölkerung im Stuttgarter Stadtpark vorgebrachter Unmut gegen ein raumplanerisches Grossprojekt entwickelt sich zu einer nationalen Causa gegen (raum)politische «Top-down»-Beschlüsse und deren formalbürokratische Umsetzung sowie gegen die wirtschaftsfreundliche Politik der deutschen CDU/FDP-Regierungskoalition in Zeiten der globalen Finanzkrise und (später auch) der japanischen Tsunami- und Atomkrise. «Wir beobachten genau, was derzeit in Stuttgart passiert. Dort bekommt ein lokaler Protest plötzlich bundesweit Sprengkraft. Es gibt viele kleine Stuttgart 21 in Deutschland, und wir sind davon überzeugt, dass der Unmut der Bürger über die Verhältnisse im Land wächst. Bistlang hat die Sorge um die Sicherheit des Arbeitsplatzes das Denken der Arbeitnehmer bestimmt. Jetzt kommt ein Zweites hinzu: Das Gerechtigkeitsgefühl ist in Deutschland stark verankert, und es wird gerade grob missachtet.»³¹

Dieses Zitat illustriert die interessengeleitete Instrumentalisierung des Konflikts in Stuttgart durch diverse Akteurguppen, wie aus dem Statement des Gewerkschaftschefs Frank Bsirske «ver.di» deutlich wird. Ein anfänglich kleiner Konflikt im öffentlichen Raum in Stuttgart, der sich emotional insbesondere am staat-

28 «Der Westen. Portal der WAZ Mediengruppe» vom 01.10.2010. Mappus wird zur Zielscheibe der Proteste. Published Online.

29 «Spiegel Online» vom 18.09.2010. Anti-Atom-Demo in Berlin. Jetzt entsteht etwas Neues. Published online.

30 «Zeit Online» vom 06.11.2010. Wendland. Friedliche Massenproteste begleiten den Castor-Transport. Published Online.

31 «Zeit Online» vom 07.10.2010. Gewerkschaftsprotest. Es gibt viele Stuttgart 21. Published Online.

lichen Umgang mit dem lebenden wie auch baulichen Kulturerbe – an Bäumen und Bauten – erhitzt, bekommt mediale und damit bundespolitische Schlagkraft in Deutschland. Derartige Medienbilder, wie sie in Stuttgart im September 2010 entstanden, kann sich in der Mediengesellschaft kein Politiker und keine Politikerin mehr leisten, denn die Wählerinnen und Wähler reagieren heute ungleich kritischer, informierter und versierter in ihren vielseitigen Antworten auf einen antiquierten Politikstil, wie er im nordwestlichen Europa wohl einzigartig ist. Der öffentliche Raum als lokaler, soziohistorischer Prozess in Stuttgart ist damit indirekt wahlwirksam, und zwar auf Stadt-, Landes- und nationaler Ebene. Die grüne Stube des schwäbischen Volkes im Mittleren Schlossgarten in Stuttgart avanciert damit zur Vorwahlkampfarena der Berliner Republik.

Die Berliner Republik allerdings soll in den öffentlichen Räumen des Spreebogens formal repräsentiert werden, ganz in der Nähe der Bauten nationalstaatlicher Repräsentation.³² Den Joggerinnen und Joggern im Berliner Regierungsviertel, das rege von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen frequentiert wird, steht jedoch die gesellschaftspolitische Sprengkraft der Landes-Arenen, in denen sich öffentliches Leben entfaltet, gegenüber. Wo man in Berlin der materiellen wie diskursiven Gestaltung öffentlicher Räume im Herzen der Berliner Republik einen hohen Stellenwert im Planungsprozess eingeräumt hatte (ebd.), hatte man eine proaktive Politik des öffentlichen Raumes zur sozialen Einbettung des Grossvorhabens in Stuttgart nicht einmal in Erwägung gezogen. Eine derartige Praxis erinnert stark an einen Politikstil, wie er zum Beispiel im Kaiserreich beim Bau der Ringstrasse in der österreichischen Hauptstadt gegen Ende des 19. Jahrhunderts gepflegt wurde.

Wien

In Wien hatte man bei der Anlage des Prachtboulevards dem Hauptportal der Universität bewusst keinen Vorplatz zugewiesen, öffentlichen Raum quasi verunmöglicht. Neben etwaigen Repräsentationsinteressen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die mit der Ringstrasse ihr baukulturelles Juwel schliiff, gewannen hier ordnungspolitische Gründe an Bedeutung, da Militär und Polizei möglichen Widerstand von links räumlich bereits im Keime zu ersticken gedachten.³³ Nichtsdestotrotz okkupiert der von Wien ausgehende studentische Widerstand gegen die Umsetzung des Bologna-Prozesses in Österreich mehr als hundert Jahre später die Freiräume der Ringstrasse, des Sigmund-Freud-Parks

32 Welch Guerra: Öffentliche Räume im neuen Bundesrepublikanischen Regierungsviertel.

33 Häberlin: Öffentlichkeit im städtischen Raum: Am Schottentor – Nutzungsanalyse und Rezeption, S. 43f.

wie auch des Schottentors im Umfeld der Universität. Der Protest gegen die europäische Hochschulreform und gegen österreichische Bildungspolitik manifestiert sich trotz klirrender Kälte in den öffentlichen Räumen der Stadt wie auch in privatisierten Universitätsgebäuden, zu denen Studierende in einigen Fällen keinen Zutritt mehr seitens der privaten Sicherheitsdienste erhalten.

Auffällig ist der Wiener Weg des Bildungsprotestes: Auf Grund des perfekt dezentral organisierten Medienmanagements von unten gewinnt die Bewegung fast rascher internationale als nationale mediale Aufmerksamkeit. Auf der Strasse vermischen sich derweil tradierte Erscheinungsformen des Protests mit hedonistischen Aspekten der Selbstdarstellung und des Freizeiterlebens im öffentlichen Raum, die sich aber entgegen vieler Pressestimmen alles andere als unpolitisch darstellen: Am 28. Oktober 2009 tanzt die Protestbewegung «Unibrennt» auf der Ringstrasse rekordverdächtigen «Massen-Mambo». ³⁴ Die gewählte Form des lateinamerikanischen Tanzes ist hier als kritische Replik auf die österreichische Medienpolitik zu verstehen, da der öffentlich-rechtliche Fernsehsender ORF in den ersten Tagen nicht über die Bildungsproteste, sondern über den «Massen-Mambo»-Rekord des österreichischen Bundesheers auf dem Wiener Heldenplatz am 24. Oktober 2009 berichtete. ³⁵

Bürgerliches Aufbegehren in öffentlichen Räumen andernorts

Mit dem Blick auf diese Beispiele jüngeren gesellschaftlichen Aufbegehrens in öffentlichen Räumen in Kairo, Stuttgart, Berlin und Wien wird deutlich, dass Menschen aus ganz unterschiedlichen Gründen auf die Straße gehen: Der Protest richtet sich gegen nationalstaatliche Regime und fordert einen generellen gesellschaftspolitischen Wandel im Sinne eines Demokratiestrebens in Kairo. Er richtet sich gegen Städtebau- und Raumplanungspolitik im traditionell bürgerlich-konservativen Süddeutschland. Es geht um unterschiedlichste gesellschaftspolitische Themen im Spreebogen und schliesslich auch um Bildungspolitik in der österreichischen Hauptstadt und um die Menschen und Orte der zukünftigen Wissensgesellschaft der Donau-Metropole in Zentraleuropa.

³⁴ Youtube-Video-Portal vom 28.10.2009. Mambo-Tanz Weltrekord bei Studenten-Demo Uni Wien/Österreich. #Unibrennt; Published Online. Youtube Videportal vom 28.10.2009. Mambo dance record at Student's demonstration in Vienna/Austria. Published Online. Die Zeit vom 30.12.2009. Studenten in Österreich. Mit Twitter und Trommeln gegen die Regierung

³⁵ «WienORF.at Chronik» vom 22.02.2011. Bundesheer schafft Weltrekord. Published Online.«Kleine Zeitung» vom 24.10.2009. Bundesheer schafft Weltrekord. Published Online.

Innerhalb der letzten Dekade hat man in Europa aber auch über diese Beispielstädte hinaus vielerorts Anzeichen von politischem Protest und Wandel in öffentlichen Räumen erkennen können: Existenziell dringlicher als die Situationen in Stuttgart, Wien und Berlin manifestieren sich die Auswirkungen der internationalen Wirtschaftskrise und der Krise in Griechenlands. Die Angst grosser Bevölkerungsteile vor sozialem Abstieg und der Zusammenbruch des Wohlfahrtsstaates führen wiederholt zu Protestmärschen, die auf Grund der Notlage schnell in gewalttätigen Ausschreitungen ausufern und im Mai 2010 Todesopfer in Athen fordern.³⁶ Paris hingegen erlangt nicht nur auf Grund der Einrichtung hipper Stadtstrände für die neuen «Urbaniten» und stadtaffinen Touristen im Zentrum internationale Bekanntheit: Seit Oktober 2005 kommt es hier wieder und wieder zu gewalttätigen Zusammenstössen zwischen benachteiligten Jugendlichen ohne Perspektive und den polizeilichen Handlangern einer repressiven, staatlich verordneten Stadtpolitik in den vernachlässigten öffentlichen Räumen der Pariser Peripherie. Dieses Aufbegehren wird als Folge einer verfehlten räumlichen Integrationspolitik in Frankreich gewertet, auf deren Symptome der Staat, allen voran der damalige Präsidentschaftskandidat Sarkozy, mit einer rigiden Unterdrückung reagiert.³⁷

In Ungarn (2008) und Serbien (2009) demonstrieren Menschen für die Grundrechte Homosexueller und gleichgeschlechtlicher Paare; es kommt in beiden Fällen zu gewaltsamen Ausschreitungen mit fremden- und demokratiefeindlichen Gruppen der lokalen Gesellschaft. In Budapest und Belgrad bleiben eingeschüchterte Menschen sowie die Angst vor Gewalt während zukünftiger Demonstrationen zur friedlichen Verteidigung der Grundrechte in der Stadtgesellschaft zurück.³⁸

In England hingegen protestieren im Dezember 2010 rund 30 000 aufgebrachte Studierende gegen die Kürzungen der Bildungsbudgets und gegen die masslosen Erhöhungen der Studiengebühren vor den Zinnen von Westminster.³⁹ Derweil bereitet man im Lande Gesetze vor, die einer «terroristsicheren» Gestaltung

36 «Focus Online» vom 29.04.2010. Griechische Sparpläne. Knüppel und Proteste in Athen. Published Online; «Tagesschau Online» vom 23.03.2011. Streiks legen Griechenland lahm. Ausschreitungen bei Protesten in Athen; «Reuters Online» vom 04.05.2010. Thousands march in Athens to protest austerity. Published Online; «Focus Online» vom 29.04.2010. Griechenland. Hunderte Ärzte protestieren in Athen. Published Online.

37 Wettstein: Zwischen imaginerter, gelebter und baulicher Wirklichkeit; Dikeç: Badlands of the Republic.

38 TAZ vom 07.07.2008. Gewalt gegen Lesben und Schwule in Budapest. Rechte stürmen Homo-Parade; «Die Welt» vom 10.10.2010. Schwulenhasser verwüsten Innenstadt von Belgrad. Published Online.

39 «Die Zeit Online» vom 10.12.2010. Proteste in London. Die Rache der Studenten. Published Online.

und Planung öffentlicher Freiräume und Bauten den Weg ebnen. Seit 2003⁴⁰ und 2004⁴¹ bahnt sich eine staatlich inszenierte Politik des öffentlichen Raums ihren Weg in britische Gesetze, die dem Öffentlichen das zentrale Attribut «gefährlich» einschreibt. Im Gesamteindruck wird hier eine zunehmend repressive, mit so genannten «Safe and Clean Policies» hantierende neoliberale Politik des öffentlichen Raumes auf den Weg gebracht, die im «Krieg gegen den Terror» keinen Platz mehr für die integrierende Rolle öffentlicher Räume oder für das Ausschöpfen ihrer genuinen Potenziale als Konflikt-, Mediations- und Integrationsraum städtischer Gesellschaften vorsieht. Den Vertreterinnen und Vertretern dieser Politik geht es darum, «antisoziales Verhalten» in öffentlichen Räumen bereits bei der Konzeption ihrer gestalterischen Arrangements «zu verhindern». ⁴² Diese neuen Prämissen spiegeln sich auch in der zunehmend militärische Züge annehmenden Regulierung des öffentlichen Lebens in englischen Städten wider: In Liverpool setzte die Polizei mittlerweile Kriegsgerät, speziell unbemannte Drohnen, testweise zur Überwachung öffentlicher Räume ein. ⁴³

Aus öffentlichen Räumen Lehren ziehen

Was weit weg von den alltäglichen Realitäten durchschnittlicher öffentlicher Räume in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland erscheint, hat doch in der Stadtforschung für die Betrachtung der theoretischen Natur öffentlicher Räume hohe Relevanz. Denn dieser exemplarische Exkurs in die empirische Welt gesellschaftlichen Aufbegehrens und (widersprüchlichen) staatlichen Handelns in öffentlichen Räumen Europas und in verschiedenen Ländern des arabischen Raums kann ständig erweitert werden. Es gibt augenscheinlich ganz diverse und unterschiedlich dringliche gesellschaftliche Motivlagen, Interessen und Perspektiven in den jeweiligen (städtischen) Gesellschaften, die sich im Handeln der Menschen in öffentlichen Räumen niederschlagen. Hier entfaltet sich öffentliches Leben, speziell in Verbindung mit einer politischen öffentlichen Sphäre, hier erhalten die ambivalenten Rollen des Staates und der Märkte und das Aufbegehren der Bürgerinnen und Bürger räumliches Gewicht. Einer derartigen Betrachtung öffentlicher Räume als strategischen Ausdrucks gesellschaftlicher Machtssysteme (Struktur i.w.S.) stehen jene Untersuchungen gegenüber, die die Besonderheiten

⁴⁰ Parliament of the United Kingdom (2003). Anti-social Behaviour Act 2003. Published Online.

⁴¹ Office of the Deputy Prime Minister, Britain. Safer places. The planning system and crime prevention. Guidance on designing in appropriate crime reduction measures without compromising the quality of the local environment. Telford Ltd. Published Online.

⁴² Ebd.

⁴³ FAZ vom 15.11.2010. Drohnen über Liverpool. Dazu Kommentar des Berliner Beauftragten für Datenschutz- und Informationsfreiheit vom 15.11.2010. Published Online.

und Schwierigkeiten der evolutionären Herausbildung der alltäglichen, einfachen Lebensmuster der Menschen (Handlung i.w.S.) beleuchten.

Viele Denker, die öffentliche Räume zu Objekten ihres wissenschaftlichen Interesses gemacht haben, begeistern sich daher für mehrschichtige Herangehensweisen, wie etwa Quentin Stevens:

«The exploration of this [...] is guided primarily by the writings of Henri Lefèbre, Walter Benjamin and the Situationist International. These authors all develop definitions of urbanism which they link «upward» to a wider critique of contemporary society, and «downward» to an analysis of the everyday behavior of individuals in urban space. Their understandings [...] also present a conscious critique of the mainstream philosophies that purport to explain urban life.»⁴⁴

Das Skalieren zwischen verschiedenen räumlichen Bezugsebenen und Denkdimensionen, die Gratwanderung zwischen einer normativen, gewünschten Art von «kritischer» Öffentlichkeit und dem deskriptiv erfassbaren «normalen» Grad öffentlichen Lebens in seinen alltäglichen Nuancen, die Erforschung des Flüchtigen, Spontanen und Zufälligen wie auch des Langfristigen, Geplanten und Beständigen ist möglich, *weil* der öffentliche Raum als Forschungsgegenstand wie kein anderer genau diese mögliche Vielfalt in sich birgt.

Erkenntnistheoretische Weichenstellungen

Diese Eigenschaft wird jedoch im Zuge akademischer Spezialisierung in der Regel als nachteilig eingestuft, da disziplinäres Wissen in der Erfassung sozialer Realitäten und des gesellschaftlich Mach- und Denkbaren nur allzu schnell an Grenzen stößt. Indem man den Gegenstand «bearbeitbar» macht, folgen Forschende oft einem disziplinären Duktus, mit dem der Gegenstand «verflacht» und in Flächen und Funktionen unterteilt «erforschbar» wird.

Selle⁴⁵ etwa bezeichnet Schuberts⁴⁶ Forderung nach einem integrierten Konzept des öffentlichen Raumes als «unpraktisch», da konkrete Fragen der Stadtplanung auf diese Weise nur selten zu beantworten seien. Er konstatiert, dass der spezielle Zugang der räumlichen Planung weiterhin beim dreidimensionalen physikalischen

⁴⁴ Stevens: *The ludic city*, S. 5.

⁴⁵ Selle: *Was ist los mit den öffentlichen Räumen?* S. 30.

⁴⁶ Schubert: *Städtischer Raum und Verhalten*, S. 12f.

Raum liegen werde. Ein implizit positivistisch anmutendes, in Flächen gedachtes Verstehen soziohistorischer Prozesse erscheint bezogen auf die Erkenntnisgewinnung jedoch kontraproduktiv, weil es statisch wirkt und dem Raum die Zeit entzieht. Ferner löst es eine kritische Reflexion vieler notwendiger Verkettungen der Betrachtung urbanen Lebens in öffentlichen Räumen los von ihrem Kontext. Diese Kritik aber, so Stevens⁴⁷, finde man bereits in Lefèbvres Ausführungen zu den Auswirkungen kapitalistischer Entwicklungen auf Räume: Die Homogenisierung der Betrachtung und die funktionale Aufspaltung des Raumes allein ermöglichen den Austausch des Raumes als Ware (Kommodifizierung). In den weiteren Ausführungen Lefèbvres (2003 [1970]) ist daher eine ständige erkenntnistheoretische Suchbewegung an den Nahtstellen zwischen Raumtheorie, Gesellschaftskritik, Kapitalismus und der gegenwärtigen Organisation der Wissensproduktion hinsichtlich räumlicher Phänomene erkennbar:

«This complexity makes interdisciplinary cooperation essential. The urban phenomenon, taken as a whole, cannot be grasped by any specialized science [...] How many of us are unaware of the disappointments and setbacks of so called multi- or interdisciplinary efforts? The illusions of such studies, and the myths surrounding them, have been abundantly criticized. [...] While it is true that the urban phenomenon, as a global reality, is in urgent need of people who can pool fragmentary bits of knowledge, the achievement of such a goal is difficult or impossible.»⁴⁸

Der französische Philosoph kritisiert weniger die Tatsache, dass verschiedene Perspektiven gebündelt werden, sondern vielmehr den Anspruch, dass sich aus der Summe fragmentierter und fragmentierender Herangehensweisen ganzheitliches Wissen ergebe. Er konstatiert, dass die Natur des Gegenstands jeglichen Positivismus im Sinne eines vollständigen Wissensstandes hinsichtlich des urbanen Phänomens verunmögliche. Seine Argumentation ist daher relational und relativiert: Lefèbvre lenkt den Fokus vom Produkt «Raum» auf den zugrunde liegenden gesellschaftlichen Produktionsprozess in seiner vollen alltäglichen Ambivalenz. Dieser versucht er erkenntnistheoretisch mit einer dialektischen Vorgehensweise zu begegnen. Aus diesem Perspektivenwechsel ergeben sich mit der Erforschung der Raumproduktion epistemologische Weichenstellungen⁴⁹: Lefèbvre versteht Raum als Materialität der gesellschaftlichen Praxis, erfasst Gesell-

⁴⁷ Stevens: The ludic city, S. 11.

⁴⁸ Lefèbvre: The urban revolution, S. 53ff.

⁴⁹ Schmid: Stadt, Raum und Gesellschaft

schaft also als Ganzes und nicht allein in einer psychoanalytischen Betrachtung des gesellschaftlichen Subjekts, des Individuums. Freilich geht seine Theorie allenfalls über eine reine Kritik an der Struktur politökonomischer Verhältnisse hinaus; für ihn ist der Raum eine intermediäre Ebene zwischen den abstrakten, allgemeinen Prozessen und der konkret sinnlichen Ebene der Alltagswelt. Letztere bildet «den Ausgangspunkt und das Scharnier der gesamten Theorie der Produktion des Raumes»⁵⁰.

Der komplexe Begriff der Raumproduktion Lefèbvres verknüpft, überlagert und verschränkt drei Denkdimensionen: die *Repräsentation des Raumes*, die *räumliche Praxis* und die *Räume der Repräsentation* in einer tripolaren Dialektik.⁵¹ Ihm geht es nicht um eine pure Beschreibung und Analyse der gesellschaftlichen Realität zur «neutralen» Darstellung ihres Wandels, sondern um eine gesellschaftspolitische Kritik an gegebenen Machtverhältnissen und an der Entfremdung der Menschen von ihrer Bedeutung stiftenden Lebensumwelt. Daher bezieht sich ein zentrales Element seiner Theorie auf die Kritik an der Banalisierung des alltäglichen Lebens:

«Lefèbvre considered the concept of everyday life to be his key contribution to social theory. In effect, he operationalizes Marx's critique of alienation [Entfremdung] by directing critical attention to all forms of taken-for-grantedness or «everydayness» in day-to-day life. By transposing the philosophical critique of alienation into a sociological critique of the arrangements of daily life, he allowed Marx' notion of alienation to be brought to the forefront of a distinctive political project: no longer simply a demand for economic change but a demand for meaningful lives for all.»⁵²

Hier wird deutlich, warum gerade der «normale Grad» öffentlichen Lebens ebenso wichtig ist wie der «besondere Grad» (stadt)gesellschaftlichen Aufgehrens: Beide Situationen sind Ausdruck öffentlichen Lebens und stellen bedeutungsschwangere Lebensrealität für viele Menschen dar. Dieser Aspekt, der

50 ebd. S. 326.

51 Die *räumliche Praxis* wird dem *espace perçu, perceived space, wahrgenommenen Raum* und damit der *materiellen Produktion* zugewiesen, ähnlich wie die *Repräsentation des Raumes* dem *espace conçu, conceived space* und *konzipierten Raum* und damit der *Wissensproduktion* zugeordnet wird. Schliesslich wird der Begriff der *Räume der Repräsentation* im Kontext des *espace vécu, lived space, gelebten/erlebten Raums* und der *Bedeutungsproduktion* verwendet. Er ist gleichzeitig neben- und übergeordnet. Eine detaillierte deutschsprachige Auseinandersetzung mit der komplexen Raumtheorie Lefèbvres und dem Ansatz der Produktion des Raumes findet sich bei Schmid 2005, S. 191ff. und 226f.

52 Shields: Lefebvre, Love & Struggle, S. 99.

öffentlichen Räumen als Forschungsgegenstand innewohnt, verweist eindringlich auf ihre besonderen epistemologischen Qualitäten.

Epistemologie (Erkenntnistheorie) meint hier eine Auseinandersetzung mit den Besonderheiten und Eigenarten wissenschaftlicher Gegenstände, eine kritische Diskussion und Reflexion darüber, wie Wissen worüber überhaupt zustande kommt. Gern beschäftigen wir uns an Universitäten mit Fallstudien, beleuchten eine Stadt, eine Problematik oder einen Prozess. Manchmal kommen vergleichende Studien hinzu, oftmals mit mässigem Aussagemehrwert in Bezug auf den vervielfachten Aufwand. Zudem wird die «Ambivalenz der öffentlichen Räume als Gegenstand» insbesondere dann als nachteilig erachtet, wenn man seiner Komplexität nicht habhaft wird oder werden kann.

Dies wirft bedeutsame Fragen nach dem generellen Umgang mit Komplexität in der Stadtentwicklung auf. Wie an anderer Stelle erörtert⁵³, sind nachpositivistische Betrachtungen nunmehr vom Konsens geprägt, quantitative und qualitative Methoden zu kombinieren, um die Stadt als soziohistorischen Prozess zumindest als Momentaufnahme annähernd zu verstehen und komplexe gesellschaftliche Umwälzungen im Kleinen wie im Grossen anhand der Veränderungen der sichtbaren baulichen Gestalt und gesellschaftlichen Verfasstheit von Stadt aufzudecken. Ein holistisches, interdisziplinäres Erforschen *aller* relevanten Problematiken und Aspekte öffentlicher Räume erscheint weder forschungspragmatisch realistisch noch erkenntnistheoretisch möglich.

Stadt an sich ist also bereits eine erkenntnistheoretische Herausforderung. Daher mündet auch Lefèbvres dialektische Suchbewegung schliesslich in einer unaufgelösten Aufweitung des Gegenstands: Zunächst als «Stadtproduktion» gedacht, erfährt das Werk Lefèbvres in «La production d'espace» eine erkenntnistheoretische Wende hin zum *gesellschaftlichem Produktionsprozess des Raumes*.⁵⁴ Lefebvre weitet also seine Perspektive vom Konkreten («Stadt») ins Abstrakte («Raum»). Die hier nunmehr vorgeschlagene Umdrehung der Blickrichtung auf diese erkenntnistheoretische Wende bildet die entscheidende konzeptuelle Verknüpfung: Wenn Stadt eine vorzügliche Eingangsdimension ist, um Raumproduktion, und damit die ständige Veränderung der sozialen Welt empirisch gehaltvoll zu untersuchen, dann stellen öffentliche Räume (als Orte, an denen sich öffentliches Leben entfaltet) eine äußerst aussagekräftige Facette gesellschaftlichen Wandels in den Städ-

⁵³ Knierbein: Stadtkultur.

⁵⁴ Schmid: Stadt, Raum und Gesellschaft. S.70

ten dar. Denn hier ist gesellschaftliche Komplexität materiell dicht in Raum gedrängt. Sie lässt sich hier konkret anhand ihrer empirischen Gestalt untersuchen wie auch theoretisch abstrahieren. *Öffentliche Räume sind daher alles andere als ein wissenschaftliches Minenfeld, sondern offensichtlich eine bis dato unterbelichtete erkenntnistheoretische Chance für die Stadtforschung.*

Dialektischer Umgang mit Ambivalenzen

Forschungsstrategische Grenzen setzen Forschende häufig entsprechend jener Betrachtungsweise(n), die sie erlernt haben. Ein Aufsprengen des Korsetts wissenschaftlich trainierter und akademisch legitimierter Methoden etwa würde im Optimalfall dazu führen, dass man die Wege der Erkenntnisgewinnung hinsichtlich der urbanen Erfahrung und Praxis an den Orten, an denen sich öffentliches Leben entfaltet, vielfach anders begehen müsste. Eine Rückkehr zu dialektischen Denkansätzen in Spannungsfeldern zwischen Theorie und Praxis, zwischen Materialität und Symbolik, zwischen Alt und Neu, zwischen Produkt und Produktionsprozess, zwischen Vision und Kritik erscheint hier wegweisend, um öffentliche Räume auch in Zukunft als Seismografen gesellschaftlicher Veränderungen zu erkennen.

Was aber bedeutet diese Kalibrierung des Denkens über den öffentlichen Raum als Forschungsgegenstand in der Stadtforschung? Die Urbanistik an sich weist *postdisziplinäre* Eigenschaften auf, da Stadt als Gegenstand multiple Perspektiven in sich vereint.⁵⁵ Jedoch ist Stadt für konkrete Forschungsprojekte ein weniger greifbarer Bezugsrahmen als etwa öffentliche Räume. Die erkenntnistheoretische Konkretisierung durch einen systematischen postdisziplinären Schwerpunkt auf die Erforschung öffentlicher Räume erscheint daher forschungsstrategisch gegeben, will man die Querverweise städtischen Lebens ebenso erforschen wie die Detailtiefe urbaner Lebenswelten und Materialität.

Denn öffentliche Räume sind Struktur und Handlung gleichzeitig. Konflikt und Konsens sind gleichermaßen präsent, ebenso wie Rückschritt und Innovation. Wie unter dem Brennglas lassen sich hier Empirie auf der Mikroebene wie auch Makrotheorie zur Entwicklung der Städte und Gesellschaften zusammenbringen, herunterbrechen und heraufskalieren. Das aber ist eine dem Gegenstand immanente, relevante erkenntnistheoretische Qualität, die bisher in der Form noch nicht systematisch fruchtbar gemacht, oder als solche erkannt worden ist.

Es ist daher von einem Amalgam aus physischen, politischen und sozialen Raumdimensionen auszugehen, das Forschende allein analytisch abstrakt in *das Politische*, in *das Soziale* oder *das Morphologische* zu trennen vermögen. Das bis dato oft angewendete positivistisch anmutende Denken in linearen Gegensätzen und Dichotomien beinhaltet zweidimensionale, flächige Konzeptionen öffentlicher Räume, die sich dieser modernistischen Vorstellung gemäss funktional gliedern lassen und durch Nutzungen (passiv) geprägt werden. Es gilt, diese Denkhaltung zu überwinden und mit einer Vorstellungskraft zu überlagern, die öffentliche Räume als raumzeitliche Prozesse gesellschaftlichen Wandels denkt, der sich zum Beispiel in ständigem Gestaltwandel, *und* im Handeln von Menschen ambivalent und dialektisch ausdrückt. Denn öffentliche Räume sind per se vielschichtige Spannungsräume. Es gilt daher, ihre Nuancen mannigfaltig zu erforschen, will die Stadtforschung den erkenntnistheoretischen Anspruch erheben, den Facettenreichtum städtischer Lebensweisen und räumlicher Gegebenheiten zu berücksichtigen.⁵⁶

Materialität, Wissen und Bedeutung

Für das Denken in Überlagerungen und Spannungsräumen spielt die materielle Produktion von Stadt eine besondere Rolle: Wie die Beispiele gezeigt haben, kämpfen Menschen in Kairo um jeden angeeigneten Quadratzentimeter, wohingegen die Planung in Wien zu Zeiten der K.K.-Monarchie Orte potenziellen bürgerlichen Aufbegehrens erst gar nicht materiell vorsieht. In Stuttgart geht es um kulturelles Erbe, um Bäume und Bauten, die für viele Stuttgarter/innen bedeutsam sind. Ästhetische Veränderungen der baulichen Arrangements öffentlicher Räume können daher wichtige Verweise auf gesellschaftlichen Wandel liefern. Stadtgestaltung als Praxis der Veränderung der baulichen Arrangements öffentlicher Räume gilt als ein wichtiges Instrument unter den Akteurinnen und Akteuren, die diesen gesellschaftlichen Wandel tragen, verweigern oder zu steuern gedenken. Ästhetisch-bauliche Veränderungen und Stadtgestaltung als Praxis können also sowohl als Struktur als auch Handlung erkenntnisrelevant für die Wissensproduktion sein.

Zudem berührt die Entfaltung öffentlichen Lebens per se ganz unterschiedliche Felder der Erkenntnisgewinnung: Menschen in öffentlichen Räumen verfügen, erstens, über alltägliches Erfahrungswissen hinsichtlich der lokalen Orte, ihrer Ge-

⁵⁶ Hier wird eine starke Verknüpfung zur frühen Chicagoer Schule der Stadthnographie deutlich, die an anderer Stelle bereits in Überlegungen zu Stadtkultur als einer postdisziplinären Positionierung innerhalb der Stadtforschung eingeflossen sind (vgl. Knierbein. Stadtkultur, Bezug nehmend auf Lindner. Walks on the Wild Side).

bräuche, Traditionen und Sitten und hinsichtlich der Eigenarten ihrer Menschen. Auf öffentliche Räume richten sich, zweitens, diverse akademische Interessen hinsichtlich einzelner Phänomene der Stadtentwicklung, ihrer nicht sichtbaren Mechanismen und Wechselwirkungen. Gleichermassen können viele Experten und Expertinnen, die tagtäglich in die praktische Stadtentwicklung involviert sind, drittens, aus ihrer beruflichen Praxis wertvolle Denkdimensionen zu drängenden Problemen beitragen. Allein diese drei exemplarisch angeführten Felder der Wissensgesellschaft (und mögliche weitere) überlagern sich in öffentlichen Räumen, die das Potenzial bergen, als niederschwellige Handlungssphären Disziplinen übergreifende Perspektiven im Sinne des Erkenntnisstransfers zwischen Theorie und Praxis zu fungieren. Wissensproduktion kann hier aber auch, viertens, in zirkulären und dialogischen Herangehensweisen, etwa im Rahmen der Aktionsforschung⁵⁷, zurück in die Gesellschaft gespielt werden und damit forschungsethische Anwendungsrelevanz erhalten. Öffentliche Räume bieten daher die weitere Chance des Erkenntnisgewinns über die reine Wissensproduktion hinaus⁵⁸. Im normativ skizzierten idealtypischen Fall sind sie Sphären des wechselseitigen Lernens und des Austausches zwischen Vielen. Aktion und Reflexion sind hier die zentralen Einschreibungen in öffentliche Räume als eines wichtigen städtischen Lernfelds in der Wissensgesellschaft.

Lernprozesse wiederum müssen an den lebensweltlichen Qualitäten öffentlicher Räume ansetzen: Denn es gilt in öffentlichen Räumen, den Menschen ein bedeutsames Leben zu ermöglichen. Die besonderen Wünsche und Hoffnungen, die Menschen mit jenen Orten verbinden, an denen sich öffentliches Leben entfaltet, machen öffentliche Räume erst zu wertvollen Bereichen des emotional gefärbten gesellschaftlichen Miteinanders.

Es ist die lokalräumliche Produktion von Bedeutung, die vor lebensweltlicher Entfremdung bewahrt und die für Lefèbvre das Scharnier seiner tripolaren Dialektik bildet. Deswegen ist sie innerhalb seiner doppelten dialektischen Triade sowohl neben- als auch übergeordnet.⁵⁹ Übersetzt in eine der vielen Situationen in den öffentlichen Räumen Stuttgarts: Es war auch der einfache, beiläufige Genuss des spontanen abendlichen Boule-Spiels oder des belanglosen Spaziergangs in der Mittagspause, der den Ärger über die Fällung der Bäume als Eingriff in das alltägliche Lebensumfeld überhaupt erst mit begründete.

⁵⁷ Tornaghi: Forschungsethik.

⁵⁸ Für eine Differenzierung zwischen Wissen und Erkenntnis, siehe Lefebvre. *The urban revolution*. Kapitel 3.

⁵⁹ Schmid. *Stadt, Raum, Gesellschaft*.

Erkenntnistheoretische Chancen eines schillernden Gegenstands der Urbanistik

Neben den beiläufigen Situationen, die es teilnehmend zu erforschen gilt, haben diese Ausführungen im Resümee für die theoretische Konzeption öffentlicher Räume systematische Implikationen:

- Raumtheoretische Setzungen sind notwendig, die die Untersuchung gesellschaftlichen Wandels und die Erforschung gestalterischen Wandels der gebauten Form integrieren und nicht separieren.
- Es sind Herangehensweisen auszuarbeiten, die das Aufeinandertreffen unterschiedlicher gesellschaftlicher Phänomene als erkenntnistheoretische Chance der Erforschung ihrer wechselseitigen Durchdringung verstehen. In öffentlichen Räumen lassen sich Querverweise herstellen, Interdependenzen nachweisen, Pfadabhängigkeiten aufzeigen und produktive Grenzüberschreitungen denken, *eben weil* städtische Komplexität sich hier auf engstem urbanen Terrain darbietet und betrachten lässt.
- Perspektiven werden gebraucht, die öffentliche Räume auch als Sphären des Erkenntnisgewinns in der Wissensgesellschaft erkennen: Es ist nicht allein möglich, die Blickwinkel verschiedener professioneller Disziplinen hier zu schärfen (Interdisziplinarität), sondern ebenfalls akademisches Wissen mit anderen Wissensfeldern wie etwa dem Alltagswissen oder dem Berufswissen zu konfrontieren und in Dialog zu treten (Transdisziplinarität).
- Zugunsten der erkenntnistheoretischen Potenziale öffentlicher Räume nicht allein als verengtes Thema, sondern als aufgeweiteter Gegenstand ist Stadtforschung als postdisziplinäres Forschungsfeld zu erfassen. So birgt die Beschäftigung mit Trends, Tendenzen und Turbulenzen in öffentlichen Räumen immer auch produktive Anschlussstellen für andere Betrachtungen in der Stadtforschung, etwa Wohnbaupolitik, umwelt- oder gendergerechte Stadtentwicklung, globale Finanzökonomie oder Energieautarkie, um nur wenige anzuführen.

Öffentliche Räume sind daher Reibungswiderstände, Schaltflächen und Interaktionsräume unterschiedlicher Forschungsbestrebungen, die die Eigenarten gegenwärtiger Städte als soziohistorischer Prozesse weitestgehend, nie jedoch ansatzweise vollständig nachzeichnen können und verständlich machen möchten. Im Zuge der aufkommenden Wissensgesellschaft sind die Epistemologie und die Potenziale öffentlicher Räume für den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn bisher weitgehend unterbelichtet gewesen.

Mit diesem Kapitel wurden erste Gedankengänge dahingehend formuliert, dass sich Forschende wieder stärker mit erkenntnistheoretischen Facetten von Stadt befassen müssen, will man räumliche Veränderungen nicht allein thematisch auf-

greifen und enzyklopädisch aneinanderreihen. Orte der Kontroverse, an denen sich gegenwärtig öffentliches Leben facettenreich in seiner inhaltlichen Breite und Tiefe darstellt, bieten sich hier vorzüglich als Ansatzpunkte an, um auch einen Schritt in der Erkenntnisgewinnung weiterzukommen.

Denn Medien, Politik und Planung haben die Potenziale öffentlicher Räume als übergreifende Sphären des Handelns längst erkannt. Nun ist es an den Universitäten, die Unwucht gesellschaftlicher Realitäten, die Kraft bürgerlichen Aufgebührens, das sich immer wieder an städtischen Orten öffentlichen Lebens materiell entfaltet, zurückzubinden in die Weiterentwicklung theoretischer Herangehensweisen. Denn öffentliche Räume sind auch Sphären des Erkenntnisgewinns, in denen Wissen über gesellschaftliches Handeln nicht nur generiert, sondern auch mittels zirkulärer Forschungsprozesse von der Wissenschaft in die Gesellschaft zurückgespielt werden kann.

Bibliografie

- Bachmann-Medick, Doris*: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg 2009.
- Berding, Ulrich, Kuklinski, Oliver und Selle, Klaus*: Städte als Standortfaktor: Öffentlicher Raum. In: BBR (Hg.): Werkstatt Praxis. Bonn 2003 (H. 2/2003).
- Berking, Helmuth und Löw, Martina*: Die Eigenlogik der Städte. Neue Logik für die Stadtforschung. Frankfurt 2008.
- Carr, Francis, Rivlin, Stone*: Public space. New York 1992.
- Castells, Manuel*: The Rise of the Network Society, The Information Age: Economy, Society and Culture. Cambridge, Oxford 1996 (Vol. 1.).
- Dikeç, Mustafa*: Badlands of the Republic. Space, politics and urban policy. Malden 2007.
- Häberlin, Udo*: Öffentlichkeit im städtischen Raum: Am Schottentor – Nutzungsanalyse und Rezeption. In: Der öffentliche Raum als Bühne. Wien 2003.
- Knierbein, Sabine*: Die Produktion zentraler öffentlicher Räume in der Aufmerksamkeitsökonomie. Wiesbaden 2010.
- Knierbein, Sabine*: Stadtkultur. Eine postdisziplinäre Positionierung in der Stadtforschung. In: Frey, Oliver und Koch, Florian: Positionen zur Urbanistik I. Stadtkultur und neue Methoden der Stadtforschung. Wien 2011, S. 79-103.
- Lefèbvre, Henri*: The production of space. Übersetzung ins Englische von Donald Nicholson Smith (Erstausgabe 1991). Oxford 19989.
- Lefèbvre, Henri*: The urban revolution (Erstausgabe 1970). Minneapolis 20031.
- Lindner, Rolf*: Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Campus 2004.
- Madanipour, Ali*: Whose public space. London 2010.

- Madanipour, Ali*: Design of urban space: An inquiry into a socio-spatial process. Chicester, New York, Brisbane, Toronto, Singapore 1996.
- Schmid, Christian*: Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart 2005.
- Schubert, Herbert*: Städtischer Raum und Verhalten. Zu einer integrierten Theorie des öffentlichen Raums. Opladen 2000.
- Selle, Klaus*: Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Analysen, Positionen, Konzepte. Ein Lesebuch für Studium und Praxis. Aachen, Dortmund 2003.
- Shields, Rob*: Lefebvre, Love & Struggle. Spatial Dialectics. London, New York 1999.
- Stevens, Quentin*: The ludic city. London 2007.
- Tornaghi, Chiara*: Forschungsethik. Experimenting action research in planning education – A reflection. In: Magistratsabteilung 18 Stadtentwicklung und Stadtplanung der Stadt Wien (Hg.): Öffentliche Räume in Favoriten. Playful spatial games. Wien 2010 (Stadtentwicklung Wien, 107) S. 34-40.
- Welch Guerra, Max*: Öffentliche Räume im neuen Bundesrepublikanischen Regierungsviertel. In: Fessler Vaz, Lilian, Knierbein, Sabine und Welch Guerra, Max: Der öffentliche Raum in der Planungspolitik. Studien aus Rio de Janeiro und Berlin. Weimar 2006.
- Wettstein, Felicitas*: Zwischen imaginierter, gelebter und baulicher Wirklichkeit. Öffentliche Räume in der Peripherie von Paris. In: Dérive – Zeitschrift für Stadtforschung. Wien 2011 (2011/43), S. 26-31.

Zitierte Tagesmedien

- «FAZ Net» vom 22.02.2011. <http://www.faz.net/s/Rub594835B672714A1DB1A121534FoEE1/Doc~E1E52B0106A7143D79CAA1D7A0305BF79~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (Stand: 08/08/2011).
- «SWR» vom 12.03.2011. <http://www.swr.de/nachrichten/bw/-/id=1622/nid=1622/did=7747778/1s4w9s9/index.html> (Stand: 08/08/2011).
- «FAZ Net» vom 10.02.2011 <http://www.faz.net/s/Rub475F682E3FC24868A8A5276D4FB916D7/Doc~E8D27F1F753B44A208E86739D2FD5D51B~ATpl~Ecommon~Scontent.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Aljazeera English Online» vom 20.12.2010 <http://english.aljazeera.net/news/africa/2010/12/2010122063745828931.html> (Stand: 08/08/2011).
- «BBC News Africa» vom 26.01.2011. <http://www.bbc.co.uk/news/world-africa-12284235> (Stand: 08/08/2011).
- «Arte Online» vom 07.01.2011. http://www.arte.tv/de/Die-Welt-verstehen/arte-journal/NAV__tunisie/3635778.html (Stand: 08/08/2011).
- «Spiegel Online» vom 28.01.2011. <http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/0,1518,druck-742232,00.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Guardian» vom 01.02.2011. <http://www.guardian.co.uk/world/2011/feb/01/ahdaf-souief-egypt-protests> (Stand: 08/08/2011).
- «Human Rights Watch» vom 08.02.2011. <http://www.hrw.org/en/news/2011/02/08/egypt-documented-death-toll-protests-tops-300> (Stand: 08/08/2011).
- «Guardian» vom 09.02.2011. <http://www.guardian.co.uk/world/2011/feb/09/egypt-army-detentions-torture-accused>; (Stand: 08/08/2011).

- «Standard Online» vom 10.02.2011. <http://derstandard.at/1297215976395/Proteste-gegen-Mubarak-Armee-an-Festnahmen-und-Folter-beteiligt> (Stand: 08/08/2011).
- «Tagesspiegel Online» vom 01.10.2010. <http://www.tagesspiegel.de/politik/stuttgart-21-eskalation-im-stadtpark/1946640.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Der Westen» vom 01.10.2010. <http://www.derwesten.de/nachrichten/Mappus-wird-zur-Zielscheibe-der-Proteste-id3783131.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Spiegel Online» vom 18.09.2010. <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,718259,00.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Zeit Online» vom 06.11.2011. <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2010-11/castor-wendland-proteste-2> (Stand: 08/08/2011).
- «Zeit Online» vom 07.10.2010. <http://pdf.zeit.de/wirtschaft/2010-10/interview-bsirske.pdf> (Stand: 08/08/2011).
- «Youtube Video Portal» vom 28.10.2009. http://www.youtube.com/watch?v=M_YiAgShtOA; (Stand: 08/08/2011).
- «Youtube Video Portal» vom 28.10.2009. http://www.youtube.com/watch?v=ExygVWAV_Ao (Stand: 08/08/2011).
- «Zeit Online» vom 30.12.2009. <http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2009-10/studentenproteste-oesterreich?page=2> (Stand: 08/08/2011)
- «WienORF.at Chronik» vom 22.02.2011. Bundesheer schafft Weltrekord. <http://wien.orf.at/stories/398616> (Stand: 08/08/2011).
- «Fokus Online» vom 29.04.2010. http://www.focus.de/finanzen/news/staatsverschuldung/griechische-sparplaene-knueppel-und-proteste-in-athen_aid_503527.html (Stand: 08/08/2011).
- «Tagesschau» vom 23.02.2011. <http://www.tagesschau.de/wirtschaft/streiks112.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Reuters Online» vom 04.05.2010. <http://www.reuters.com/article/2010/05/04/us-greece-idUSTRE6434AV20100504> (Stand: 09/02/2011).
- «Fokus Online» vom 29.04.2010. http://www.focus.de/politik/weitere-meldungen/griechenland-hunderte-aerzte-protestieren-in-athen_aid_598371.htm (Stand: 08/08/2011).
- «TAZ Online» vom 07.07.2008. <http://www.taz.de/1/politik/europa/artikel/1/rechte-schlaeger-stuermen-homo-parade>. (Stand: 08/08/2011).
- «Die Welt Online» vom 10.10.2010. <http://www.welt.de/vermishtes/article10201738/Schwulenhasser-verwuesten-Innenstadt-von-Belgrad.html> (Stand: 08/08/2011).
- «Die Zeit Online» vom 10.10.2010. <http://www.zeit.de/studium/uni-leben/2010-12/proteste-london-studium> (Stand: 08/08/2011).
- Parliament of the United Kingdom. Anti Social Behaviour Act 2003. <http://www.legislation.gov.uk/uk-pga/2003/38/contents> (Stand: 08/08/2011).
- Office of the Deputy Prime Minister Britain. Safer Places. <http://www.cabe.org.uk/files/safer-places.pdf> (Stand: 08/08/2011).
- Kommentar des Berliner Beauftragten für Datenschutz und Informationsfreiheit vom 15.11.2010. <http://www.datenschutz-berlin.de/news/Presseübersicht+/2010/11/15> (Stand: 08/08/2011).



Gabriela Muri

Kontextualität – urbane Akteurinnen und Akteure – informelle Begegnungen:

Urbane Öffentlichkeiten als gegenwartsspezifische Kontexte des Alltagshandelns

Menschen bewegen sich in einer Stadt. Einige gehen ziellos, andere mit bestimmten Absichten, wiederum andere begegnen sich zufällig oder geplant. Die Alltagshandlungen dieser Menschen stehen je in einem anderen Zusammenhang zu Raum und Zeit. Sie deuten auf gewöhnliches, habitualisiertes Handeln hin, jedoch auch auf Abbruch und Aufbruch, sind auf lokale wie überlokale Referenzsysteme bezogen. Sie verweisen auf anders gerahmte Episoden, situative Begegnungen und Konstellationen, auf verschiedene Wirklichkeitsebenen. Und dennoch sind sie Teil der Organisation des Alltags in urbanen Öffentlichkeiten. Der vorliegende Artikel befasst sich anhand von theoretischen Überlegungen und einem empirischen Fallbeispiel mit öffentlichen Stadträumen als Kontexten gegenwartsspezifischer Formen der Raumwahrnehmung. Dabei sollen anhand von vier Fragestellungen 1. raumtheoretische und «urbanologische», 2. zeittheoretische und situationslogische, 3. subjektorientierte sowie 4. bildtheoretische Perspektiven miteinbezogen werden.

Hintergrund des Artikels bildet ein im Rahmen meines Habilitationsprojektes entwickeltes, theoretisch begründetes Modell zur Konzeption gegenwartsspezifischer urbaner Öffentlichkeiten als typische Wirklichkeitsausschnitte und Forschungsfelder stadttheoretischer wie alltagsethnografischer Zugänge. Dabei plädiere ich vor dem Hintergrund bestehender Forschungsdefizite für eine nach wie vor fehlende Theoretisierung von mittels ethnografischer Verfahren untersuchten urbanen Alltagssituationen: Städtische Freiräume sind wichtig für den Imagetransfer einer Stadt nach aussen. Zugleich vermitteln öffentliche Räume Botschaften nach «innen», für den Gebrauchs- und Wahrnehmungswert der dort lebenden Menschen. Die «Wiederentdeckung des Städtischen» im Sinne des Standortmarketings hat seit den 1980er-Jahren dazu geführt, dass die «Überinszenierung» des Urbanen gegenüber im Alltag gelebten Formen urbanen Lebens favorisiert wurde. Parallel zur

Aufwertung von Räumen in repräsentativen Zentrumslagen wachsen gleichzeitig seit Jahrzehnten soziale und kulturelle Disparitäten an Stadträndern und in standortschwachen Gebieten. Der vorliegende Text stellt daher die *Bedeutung des gelebten Urbanen dem inszenierten Urbanen* gegenüber und plädiert für die Untersuchung der «Bühnen des Alltags» und ihrer gegenwartsspezifischen Problemlagen.

1. Urbane Öffentlichkeiten als «Bühnen des Alltags»

Gebaute Umwelt bildet den Rahmen für Alltagshandeln und alltägliche Szenarien. Urbane Öffentlichkeiten werden dabei im Vorliegenden als raumzeitliche Handlungsrahmen mit einer bestimmten soziokulturellen Ordnung verstanden, in denen Menschen in alltäglichen Praxen auf bestimmte Weise interagieren und kommunizieren. Diese für uns alle im Alltag beobachtbaren «Ausschnitte sozialer Wirklichkeit» müssen jedoch gerade heute vor dem Hintergrund von medial vermittelten Bedeutungen, virtuellen Kommunikationsnetzwerken, Dynamik und überlokalen Prozessen neu situiert werden. Urbane Öffentlichkeiten als raumzeitliche Handlungsrahmen mit einer bestimmten soziokulturellen Ordnung sind daher auf materiell, ästhetisch, raum-, zeit-, sozial wie kulturell relevante Bedeutungssysteme unterschiedlicher Reichweite zu beziehen: Handelnde nehmen bestimmte Perspektiven auf öffentliche Bühnen ein – ihre Wahrnehmung wiederum beruht auf bestehendem Alltagswissen und wird gleichzeitig in Situationen intersubjektiv vermittelt. In Weiterentwicklung eines klassischen Umweltbegriffes in der Sozialökologie umfasst Anpassung *an* oder Aneignung *von* Umwelt hier sowohl Integration in bestehende Umweltbedingungen als auch Interpretation und verändernde Eingriffe. Dabei unterscheide ich vier Ebenen eines kulturalanalytischen Forschungsverständnisses: 1. subjektive Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster der Umwelt vor dem Hintergrund von für die Gegenwart typischerweise erforderlichen Syntheseleistungen zwischen unterschiedlichen Umweltkontexten; 2. intersubjektive Praxen der Umweltaeignung im Alltag; 3. die Einbettung von im Laufe der Sozialisation erworbenen sozial-raumbezogenen Wissensstrukturen und Handlungsmuster in den historischen und soziokulturellen Kontext der Gesellschaft im Sinne einer «Lektüre» der Gesellschaft und der gebauten Umwelt; 4. Umwelt als Rahmen und als symbolische Repräsentation sozialer und kultureller Prozesse in historischer Dimension. Die mentale Repräsentation des Raumes bildet dabei die Voraussetzung für Alltagshandeln in öffentlichen Räumen. Nur durch sie kann raumbezogene Identifikation entwickelt werden.¹ «Raum-

¹ Scheiner: Eine Stadt – zwei Alltagswelten?, S. 63-64.

bezogene Identifikation» verweist jedoch nicht nur auf personale, sondern auch auf gruppale Identität: Ein bestimmter Raumausschnitt kann zu bestimmten Zeiten das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gruppe in wesentlichen Zügen repräsentieren. Urbane Öffentlichkeiten umfassen daher als «Bühnen des Alltags» situative und transitorische Praxen von Akteuren und Akteurinnen und/oder Akteursgruppen mit typischen Handlungs-, Kommunikations- und Wahrnehmungsmustern, die sich im Sinne klassischer ethnografischer Forschungsfelder beobachten, analysieren und interpretieren lassen.

2. Paradoxe Ausgangslage: Alltagssituationen in urbanen Öffentlichkeiten

Daraus ergibt sich die paradoxe Ausgangslage, dass erstens die von mir gewählten Kategorien und Untersuchungsgegenstände – Bühnen des Alltags und Alltagssituationen – räumlich und zeitlich begrenzt sind. Zweitens können sie – bezieht man gegenwärtige stadt-, raum- und zeittheoretische Debatten mit ein – nur mittels über ihre Begrenztheit hinausweisender Kategorien und theoretischer Modelle erfasst werden. Drittens überlagern sich auf Seite der Akteure und Akteurinnen im Laufe der Sozialisation erworbene Vorstellungen über andere Akteursgruppen und typisches urbanes Verhalten mit in konkreten Alltagssituationen ausgehandelten Bedeutungen: Beispielsweise über provozierende Jugendliche im öffentlichen Raum oder im Rahmen von Hip-Hop-Videos vermittelte jugendliche Handlungsmuster. Diese komplexe Ausgangslage soll nun aus vier disziplinären Perspektiven betrachtet werden:

1. Raum- und stadttheoretische Perspektive: Wie lassen sich gegenwärtige Wirklichkeitsausschnitte in öffentlichen Stadträumen im Kontext raum- und stadttheoretischer Debatten konzipieren und analysieren? Dabei stellt sich vor dem Hintergrund gegenwärtiger Entwicklungen insbesondere die Frage, wie globale Referenzsysteme und Bildrepräsentationen als Elemente eines «Redens» über das Urbane und Wahrnehmen des Urbanen das Alltagshandeln beeinflussen.

2. Zeittheoretische und situationslogische Perspektive: Wie lassen sich situativ relevante Wirklichkeitsausschnitte im städtischen Alltag als Rahmen situativer Handlungskonstellationen sowie deren Dynamik und Prozesshaftigkeit konzipieren und analysieren? Dabei stellen sich aus kultur- und alltagswissenschaftlicher Perspektive insbesondere Fragen nach der kollektiven Aushandlung sozialer Ordnung und Bedeutungen sowie der unterschiedlichen Ausdehnung des Situativen.

3. Subjektorientierte Perspektive: Wie lassen sich urbane Öffentlichkeiten als wesentliche Beobachtungseinheiten alltagsethnografischer Forschungszugänge konzipieren und analysieren? Wie können typische Erlebnisformen und Relevanzsysteme unterschiedlicher Reichweite der Akteure und Akteurinnen in die Theoretisierung miteinbezogen werden?

4. Bildtheoretische Perspektive: Wie lassen sich Bildrepräsentationen urbaner Öffentlichkeiten im Rahmen populärkultureller Fachperspektiven und in Bezug auf ihre Wahrnehmung durch Akteure und Akteurinnen im Alltag analysieren? Hier stellt sich insbesondere die Frage nach Überlagerungen medial vermittelter Bildrepräsentationen des inszenierten Urbanen mit Wahrnehmungsmustern im städtischen Alltag.

3.1 Raum- und stadttheoretische Perspektive

Zahlreiche stadttheoretische Positionen vertreten heute die These, dass eine auf konkrete lokalisierbare Räume beschränkte Sichtweise auf urbane Öffentlichkeiten erweitert werden muss. Im Kontext von Globalisierung und Virtualisierung muss gebaute Architektur in einem komplexen Geflecht von Mikro- und Makro-Phänomenen, von Polykontextualität und Dezentralisierung betrachtet werden:

«Architektur» hat in diesem Entfaltungsprozess eine Rolle als «Medium». «Urbane Topologie» als Raumgefüge und Basis dieses Prozesses stellt und erzeugt im Sinne einer «Bricolage» die Raum-Zeit-spezifischen Werkzeuge. Die Rolle der einzelnen Komponenten (Kontext/Stadt/Architektur) steht ausserhalb ihrer klassischen Einordnung. Sie können sich nicht mehr über ihre Materialisierung und Hierarchisierung als Produkte definieren.»²

Der Sozialgeograf Christian Schmid spricht in diesem Zusammenhang von einer Neudefinition des Städtischen und der Stadt als einem Ort der Differenzen. In seinem mit anderen Autoren 2005 veröffentlichten Manifest zur städtebaulichen Situation in der Schweiz entwickelt er drei Kriterien zur Bestimmung des Städtischen³: Erstens Netzwerke – urbane Räume werden als Räume des Austauschs bezeichnet, sie sind von Netzwerken durchzogen, die sie nach innen und aussen verknüpfen im Rahmen von Handel, Produktion, Alltag, Kommunikation, Migration.

² Huber: Urbane Topologie, S. 20.

³ Diener, Herzog, Meili, de Meuron, Schmid: Die Schweiz – Ein städtebauliches Portrait.

Zentrum und Peripherie bestimmen sich neben geografischer Lage über relationale Positionierung innerhalb globaler Netzwerke. Zweitens bestimmen Grenzen und die Urbanisierung als grenzüberschreitender Prozess gegenwärtige Ausprägungen städtischer Entwicklung, und drittens wird Stadt dennoch als Ort der Begegnung bezeichnet, wo gesellschaftliche Differenzen aufeinanderprallen: «wo das spielerische Moment und das Unvorhersehbare hinzutreten» und wo sich Möglichkeiten bieten, unterschiedlichste Lebensentwürfe realisieren zu können.⁴ Zufällige oder organisierte situative Begegnungen und Aushandlungsprozesse werden dabei als wesentliches gefährdetes Element von Urbanität betrachtet, jedoch bislang kaum stadtheoretisch aufgearbeitet. Dieses Forschungsdefizit nimmt der vorliegende Text auf, indem er Situationen in urbanen Öffentlichkeiten als Schlüsselphänomene gegenwärtiger stadtheoretischer Debatten bestimmt. Aus alltagswissenschaftlicher Perspektive fokussiert er dabei auf eine akteurszentrierte Herangehensweise, auf typische Handlungs-, Wahrnehmungs- und Erlebnismuster in gegenwärtigen, polyzentrisch organisierten Alltagsräumen und -horizonten.

3.2 Zeittheoretische und situationslogische Perspektive

Aus der Sicht einer interdisziplinär orientierten Kulturwissenschaft stellt sich damit die Frage, wie die gebaute Stadt als räumlich, zeitlich und materiell erfahrbare Struktur in ihren Interdependenzen mit menschlichen Aktivitäten, Wahrnehmungs- und Deutungsmustern analysiert werden kann. Bereits Georg Simmel schreibt in seinen 1908 veröffentlichten «Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung»:

«Nicht der Raum, sondern die von der Seele her erfolgende Gliederung und Zusammenfassung seiner Teile hat gesellschaftliche Bedeutung. (...) Nicht die Form räumlicher Nähe und Distanz schafft die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit, (...)»⁵

Rund hundert Jahre später beklagt die Soziologin Martina Löw in ihrem 2001 erschienenen Buch «Raumsoziologie» immer noch das Fehlen von Ansätzen, die räumliche und sozialwissenschaftliche Zugänge systematisch miteinander kombinieren:

⁴ Schmid 2005: Theorie. In: Diener, Herzog, Meili, de Meuron, Schmid: Die Schweiz. Ein städtebauliches Portrait, S. 167.

⁵ Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, 615.

«So gibt es eine Vielzahl empirischer Untersuchungen z.B. über Nutzungsmöglichkeiten, strukturelle Ausschlüsse aus dem öffentlichen Raum, symbolische Wirkungen von Räumen etc., aber kaum Ideen über das Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren: räumliche Strukturen, Handeln, Symbolik etc.»⁶

Aus Sicht einer Alltagswissenschaft ergeben sich darüber hinaus methodologische und methodische Konsequenzen: Mit ethnografischen Methoden kann immer nur ein Ausschnitt aus Raum und Zeit untersucht werden. Strukturanalytische Daten, soziale Güter, ihre Funktionen und Bedeutungen, die Beziehungen zwischen sozialen Gütern sowie interaktive und biografische Aspekte der Nutzer und Nutzerinnen beeinflussen jedoch gleichermaßen alltägliches Handeln in Räumen:

«Analysiert man, wie eine Personengruppe Raum konstituiert, hat man über diese Gruppe wichtige Informationen, weiss aber noch nicht, wie andere Gruppen, die am gleichen Ort lokalisiert sind, Raum konstituieren. Weiss man, wie die verschiedenen Gruppen an einem Ort Raum entstehen lassen, dann ist man sich im unklaren darüber, ob diese Gruppen an anderen Orten nicht möglicherweise andere Räume entstehen lassen.»⁷

In sozialwissenschaftlichen Debatten wurden grundlegende Modelle zur systematischen Analyse der Situationslogik entwickelt.⁸ Dabei werden jedoch einerseits aus Sicht einer alltagswissenschaftlich-ethnografischen Perspektive Intentionen und Reichweite der alltagsrelevanten Sinnhorizonte der Subjekte zu wenig berücksichtigt. Andererseits werden Zusammenhänge zwischen individueller Akteursperspektive und gebauter Umwelt kaum thematisiert:

«So überzeugend der Ansatz der Kontextanalyse ist: Es findet sich kaum einmal eine Untersuchung, die individuelle Akteure und soziale Umwelten systematisch zusammenführt. (...) Oft lassen sich die für den Akteur jeweils relevanten

⁶ Löw: Raumsoziologie, 13.

⁷ Ebd., S. 219-220.

⁸ Vgl. dazu Esser: Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln, sowie Fornel, Quéré: La logique des situations.

Umgebungen nicht eindeutig benennen, weil es ein scharfes Kriterium der Mitgliedschaft nicht gibt. Dies ist in der Tat ein sehr ernstes Problem, besonders dann, wenn – wie in modernen Gesellschaften – sich die Mitgliedschaften der Personen zu den Kontexten immer stärker vervielfältigen, differenzieren oder gar aufzulösen scheinen.»⁹

Mit dieser komplexen Ausgangslage sind methodologische Probleme verbunden, die bereits bei Erving Goffmans situationstheoretischen Arbeiten zu Unklarheiten in Bezug auf disziplinäre Zuordnungen seines Untersuchungsgegenstands geführt haben¹⁰:

«Goffmans Bezug auf unterschiedliche Theorietraditionen machen seine paradigmatische Verortung (...) schwierig: Seit den Werken *Strategische Interaktion und Rahmenanalyse* setzt sich die Sicht durch, dass Goffman ein gewichtiger Vertreter des mikrosoziologischen Paradigmas sei: Den symbolischen Interaktionismus hielt er wegen der mangelnden Betrachtung des Regelkonzepts für nicht tragfähig. (...) Die Grenzen der phänomenologischen Interpretation zeigen sich für ihn ebenfalls schnell. Obwohl Goffman v.a. in der *Rahmenanalyse* auf Alfred Schütz verweist, interessiert er sich (...) nicht für die Entstehung der Erfahrungsschemata (Rahmen), sondern für ihre situative Anwendung und die damit verbundene inhaltliche Ausgestaltung (vgl. Eberle 1991). Gleichzeitig lässt sich Goffman auch nicht der Ethnomethodologie zuschlagen, da er viel mehr als diese auch die Akteure und deren psychische Verfassung im Blick hat (Schegloff 1988). Während Harold Garfinkel untersucht, was ein (strategisches Ausdrucks-) Spiel ausmacht, geht es Goffman darum, *wie* Züge zu einem Spiel gemacht werden (Widmer 1991, S. 219).»¹¹

Goffman selbst spricht von der «Interaktionsordnung» als eigentlichem Gegenstand seiner Untersuchungen.¹² Er umschreibt damit «Räume, Gelegenheiten und Zusammenkünfte, in denen die Individuen – in unmittelbarer körperlicher Gegenwart anderer bzw. in Orientierung und Wechselwirkung mit diesen anderen –

⁹ Esser: *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln*, S. 435.

¹⁰ Vgl. Willems: *Rahmen und Habitus*, S. 23-45, sowie Hettlage: *Erving Goffman (1922-1982)*, S. 189-190.

¹¹ Hettlage: *Erving Goffman (1922-1982)*, S. 189-190.

¹² Goffman 1994: *Die Interaktionsordnung*. In: Knoblauch (Hg.): *Erving Goffman: Interaktion und Geschlecht*, S. 50-104.

einen Arbeitskonsens über die Beschaffenheit der Wirklichkeit»¹³ herstellen. Es entstehen soziale Begegnungssituationen mit einer eigenen Formatierung, deren Eigenschaften und Regelwerke Goffman zu analysieren beabsichtigt.

3.3 Subjektorientierte Perspektive

Wenn wir davon ausgehen, dass die alltägliche Konstitution von Situationen in urbanen Öffentlichkeiten sich in über die beobachtbaren Situationen hinausweisenden Kontexten vollzieht, stellt sich aus Sicht der Subjekte die grundlegende Problematik, wie ihre Handlungs-, Wahrnehmungs- und Erlebnismuster analysiert werden können.¹⁴ Damit sind Fragen des Aufbaus lebensweltlicher Strukturen und situativ relevanter Wissensvorräte einerseits, der Kopräsenz wie der Rolle und Konzeption von Körper, Habitus und Selbst in situativen Interaktionen andererseits verbunden. Bereits Schütz und Luckmann haben über die Begrenztheit der Situation als Element des Wissensvorrats geschrieben:

«Er baut sich auf aus Sedimentierungen ehemals aktueller, situationsgebundener Erfahrungen. Umgekehrt fügt sich jede aktuelle Erfahrung je nach ihrer im Wissensvorrat angelegten Typik und Relevanz in den Erlebnisablauf und in die Biografie ein. Und schliesslich wird jede Situation mit Hilfe des Wissensvorrats definiert und bewältigt.»¹⁵

Erfahrungen innerhalb der Begrenztheit der Situation weisen eine «grundlegende zeitliche, räumliche und soziale Gliederung»¹⁶ auf. Schütz betont hier den Begriff «gewohnheitsmässig», der nicht mit «normal» gleichzusetzen ist. Normativ geprägtes Verhalten und Wissen in Situationen der Kopräsenz hingegen ist Gegenstand der Ansätze von Bourdieu und Goffman¹⁷: Praxis ist dabei im Sinne Bourdieus durch Wahrnehmungsschemata, Alltagstheorien, Klassifikationsmuster und ästhetische Massstäbe vorstrukturiert. Diese erhalten in konkreten (Forschungs-) Feldern, Umwelten und Kommunikationsräumen situativ die Bedeutung eines Orientierung stiftenden praktischen Sinns. Die Ordnung dieses Wissens ist auf unterschiedliche Relevanzsysteme bezogen. So werden medial geführte Debatten über Sicherheit im öffentlichen Raum in Situationen bedeutsam, in denen Jugendliche

¹³ Ebd., S. 190.

¹⁴ Vgl. Giddens: Die Konstitution der Gesellschaft, S. 88.

¹⁵ Schütz, Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Band 1, S. 133.

¹⁶ Ebd., S. 136.

¹⁷ Vgl. dazu Willems: Rahmen und Habitus.

in einer Einkaufspassage eines Bahnhofs herumhängen. Sie sind Teil aus- und einschliessender Prozesse, sind von Diskursmacht und subkulturellen Mustern der Abgrenzung durch Jugendliche beispielsweise gleichermassen betroffen.

3.4 Bildtheoretische Perspektive

Vor diesem Hintergrund lassen sich drei über lokal und situativ beobachtbare Situationen hinausweisende Dimensionen unterscheiden: 1. Die gebauten Umweltbedingungen als Resultat von Expertendiskursen und -praxen von Architekturtheoretikerinnen, Planern usw., von politischen Leitbildern von Stadtbehörden, ökonomischen Voraussetzungen usw. Sie stehen in einem spezifischen Kontext von Bild(re)produktionen des Urbanen, die die Wahrnehmung urbaner Öffentlichkeiten im Alltag beeinflussen. 2. Aus einer populärkulturellen Sichtweise gehören dazu auch Ausdrucksformen der Populärkulturen, der urbanen Eventkultur, der Konsumkultur, global verhandelter Jugendkulturen usw. Sie beeinflussen das Aneignungsverhalten ihrer Bewohner/innen im Alltag, die vor dem Hintergrund ihrer erworbenen Wissensstrukturen agieren, aber gleichzeitig auch Bilder des Urbanen situativ wahrnehmen und reproduzieren.

4. Fallbeispiel: Jugendliche Raumaneignung in einem Neubaugebiet

Die vorgängig skizzierte theoretische Ausgangslage soll nun anhand eines selektiv beschriebenen Fallbeispiels erörtert werden. Ausgangspunkt ist ein ab Mitte der 1990er-Jahre gebauter neuer Stadtteil im Norden Zürichs, beim Bahnhof Oerlikon, mit 12 000 Arbeitsplätzen und Wohnungen für 5000 Personen.¹⁸ Der Stadtteil gilt als Pionierprojekt, bei dem in grossangelegten Wettbewerbsverfahren architektonisch anspruchsvolle Bauten und international beachtete Plätze verwirklicht wurden. Künftige Wälder, rot belaubte Baumdächer, Bühnen für Auftritte und Aussichtstürme als Wahrzeichen sollten dem ehemaligen Industriegebiet eine Identität und Anstoss zum Leben verleihen. Auch wenn ein grosser Teil der Bauten bereits bezogen ist, beklagen die Bewohner/innen das fehlende Leben, Anonymität, die «Kälte» des schönen Platzdesigns.

Vor diesem Hintergrund ging ein von 2003 bis 2006 durchgeführtes Forschungsprojekt der Frage nach, wie Kinder und Jugendliche sich ein solches Um- und Neubaugebiet aneignen, wie sie mit der gestalterischen Perfektion der Aussen-

¹⁸ Vgl. dazu die umfassende Publikation des Forschungsprojektes: Muri, Friedrich: Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität.

räume umgehen und welche Identifikationsangebote sie darin sehen.¹⁹ Im Vordergrund stand dabei die Frage, an welchen Schnittstellen sich innerhalb dieses Forschungsfeldes Konflikte oder Entfaltungsmöglichkeiten für Verständigungsprozesse zwischen den Generationen ergeben.

Das Projekt verfolgte einen explizit interdisziplinären Ansatz im Schnittbereich zwischen Raumforschung sowie sozial- und kulturwissenschaftlicher Jugendforschung. Auf der Basis eines methodenpluralen, qualitativen Zugangs wurden anhand von Fallstudien sozial relevante Aspekte zwischen den Generationen, aber auch raum- und gestaltungsrelevante Faktoren (architektonische Qualitäten, Beschaffenheit von Grenzen usw.) untersucht. Neben systematischen kartografischen und zeitbezogenen tabellarischen Aufzeichnungen standen ethnografische Zugänge – teilnehmende Beobachtung, qualitative Interviews mit Kindern, Jugendlichen, Eltern, im Quartier Arbeitenden, Experten und Expertinnen aus den Bereichen Stadtplanung, Jugend- und Quartierarbeit – sowie videoethnografische Verfahren im Zentrum der Erhebungen. In einer Vertiefungsphase richtete sich der Fokus auf die Untersuchung der Themen «Raumwissen», «Raumorientierung» und «dynamische Aneignung». Diese Projektphase zeichnete sich durch ein innovatives, methodenplurales Vorgehen in Kombination verschiedener visuell orientierter und textbasierter Verfahren aus: Leitfadeninterviews mit einer Oberstufenklasse, Aufsätze zu Schulwegen, kommentierte Fotoanalysen, «Commented Walks» und «Mental Maps». Ergänzend dazu wurde eine schriftliche Befragung von dreissig Angestellten einer Dienstleistungsfirma in Neu-Oerlikon zu Aufenthaltsorten und zur Einschätzung der Architektur usw. durchgeführt. Dem Projekt lagen folgende Ausgangshypothesen zugrunde:

1. Öffentliche Räume ermöglichen für Jugendliche wesentliche Kontakte mit alltäglichen Sozialräumen der Erwachsenenwelt. Gleichzeitig stehen Kindern und Jugendlichen immer weniger Aneignungsmöglichkeiten von Gesellschaftsräumen zur Verfügung. Die Konstruktion des öffentlichen Raumes ist kein gemeinsames Produkt, sondern die Summe fachlich-disziplinärer Überlegungen und Entscheide. Kinder und Jugendliche sind hiervon weitestgehend ausgeschlossen.

¹⁹ Das Projekt wurde im Rahmen des NFP 52 zum Thema «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel» durchgeführt. Darin eingebettet war ein Forschungsseminar am Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich. In diesem Rahmen sind unter Leitung von Dr. Hans-Ulrich Schlumpf vier Videodokumentationen entstanden.

2. Jugendliche haben seit einigen Jahren eine Vorreiterrolle in der Nutzung des öffentlichen Raumes übernommen – die Chancen öffentlicher Räume als Orte intergenerationeller Begegnung und Konfliktaushandlung wurden bislang zu wenig genutzt.

Die Ergebnisse verdeutlichen Zusammenhänge zwischen verschiedenen Ebenen der situativ und polykontextuell relevanten Bedeutungsproduktion im Alltag und damit der Produktion und Reproduktion kultureller und sozialer Ordnung in öffentlichen Stadträumen.

Raum- und Zeitpraxen als Felder jugendlicher Bedeutungsproduktion

Die Jugendlichen üben eine Vorreiterrolle im Entdecken der öffentlichen Räume aus. Der als kompakter Raum (Alltagsbezeichnung: «Gerüst») gestaltete MFO-Park²⁰, der in der Nähe zum rege von Erwachsenen genutzten Verkehrsknoten Bahnhof liegt, wird von Jugendlichen raumgreifend und über lange Zeiten besetzt. Es ist von Bedeutung, dass einige Jugendliche, die man kennt, immer da sind – das heisst, die Identifikation mit dem Park erfolgt mehr über andere Jugendliche als über architektonische Qualitäten. Er ist von existenzieller Bedeutung und ist mit Geschichten und Träumen aufgeladen. Es erfüllt die Jugendlichen mit Genugtuung, dass sich Erwachsene im Park unsicher bewegen. Von den Jugendlichen geschaffene informelle Regeln sichern den Raum vor einem sanktionierenden Zugriff von Erwachsenen: So werden keine harten Drogen konsumiert, diejenige Gruppe, die einen Raum zuerst besetzt, wird in ihrem Recht nicht gestört. Neben raumrelevanten Verhaltens- und Ausdrucksmustern entwickeln die Jugendlichen das «Hängen» als eine gegen die vorbeieilenden Erwachsenen ausgeübte Praxis der Zeitnutzung.

Schnittstellen mit Erwachsenen – intergenerationelle Wahrnehmung

Dem von Erwachsenen produzierten Sozialraum schreiben Jugendliche im Alltag neue Bedeutungen ein und destabilisieren damit normative Vorgaben der Erwachsenenwelt. Die Analysen zur Raumchoreografie des MFO-Parks verdeutlichen eine charakteristische Grammatik jugendlichen Sozialraumverhaltens mit vor allem nonverbalen Ausdrucksmitteln: Laut sein, Repräsentationsverhalten, Rückzug in Nischen. Sie stehen für die Ambivalenz zur Erwachsenenöffentlichkeit zwischen Teilnahme, Provokation und dem Bedürfnis nach Abgrenzung. Generell beruht die intergenerationelle Wahrnehmung vor allem auf Vorurteilen: Spuren

20 «MFO-Park»: Der Park ist nach der Maschinenfabrik Oerlikon benannt, die das Quartier während Jahrzehnten als Arbeitgeber geprägt hat.

von Kindern werden milder beurteilt. Spuren, Sprayereien in den Parks werden von den Jugendlichen wiederum selbst bestimmten Akteuren und Akteurinnen zugeordnet – es handelt sich daher um Codes, deren Bedeutung sie als Experten und Expertinnen lesen. Charakteristisch für die Aushandlung von Alltagskonflikten ist die Delegation der dort wohnenden und arbeitenden Erwachsenen auf wenige Personen, die in der Regel als Ordnungshüter/innen und nicht als Vermittler/innen von Jugendperspektiven ausgebildet sind (z.B. Sicherheitsfirmen, Hauswarte). Daran anschliessend lässt sich die These aufstellen, dass Erwachsene zwar massgeblich an der Gestaltung urbaner Öffentlichkeiten beteiligt sind, dass sie sich jedoch einer intergenerationellen Alltagspraxis entziehen.

4.1 Raumtheoretische und «urbanologische Perspektive»: Expertendiskurse und Raumgestaltung

Das jugendliche Handeln ist eingebettet in eine von Erwachsenen imaginierte, geplante und gebaute Stadt: Die Analyse von diskursiven Strategien von Politikern und Politikerinnen, Planern und Planerinnen sowie Investoren und Investorinnen anhand von Printmedien während der Entstehungszeit des Quartiers verdeutlicht entsprechende Aneignungsprozesse der Erwachsenenwelt: Neu-Oerlikon wird angeeignet, indem eine homogene Deutung des Begriffs «Urbanität» verbreitet wird. Das wichtigste Bild, das mit Urbanität konnotiert wird, ist dasjenige des harmonisch durchmischten Stadtteils, das sich weniger auf eine sozial durchmischte Bewohnerschaft bezieht, sondern mit mittelständischer, gut verdienender, ruhiger Bewohnerschaft konnotiert wird, die geregelter Arbeit nachgeht und sich nach Feierabend «urbanen» Konsumtätigkeiten hingibt.

Die empirischen Ergebnisse zeigen jedoch, dass diejenigen, die diese öffentlichen Räume im Alltag nutzen, vor allem Kinder und Jugendliche sind. Sie tun dies aufgrund einer in den letzten Jahren verbreiteten Vorreiterrolle. Ihr Expertenwissen über öffentliche Räume, das sich vor allem in Praxen äussert, aber auch von medialen Vorbildern geprägt ist – zum Beispiel Verhaltensmuster der Hip-Hop-Kultur, Skaterpraxen usw. – und ihr Beitrag zur «urbanen» Qualität werden in öffentlichen Diskursen jedoch kaum wahrgenommen.

4.2.1 Alltagshandeln im Kontext von Giddens Theorie der Strukturierung

Die gezielte Fokussierung auf Raumwahrnehmung und -praxen soll jedoch nicht die strukturellen Voraussetzungen jugendlichen Raum- und Freizeitverhaltens vernachlässigen: Die an das Forschungsfeld im Norden anschliessenden Gebiete können als typische Stadtrandquartiere bezeichnet werden, in denen seit den 1960er-Jahren im grossen Stil Wohnraum erstellt wurde. Das Einzugsgebiet von Neu-Oerlikon ist durch die Verfügbarkeit günstigen Wohnraums und durch einen überdurchschnittlichen Anteil an Jugendlichen mit Migrationshintergrund gekenn-

zeichnet. Die dort wohnhaften Jugendlichen stammen mehrheitlich aus unterprivilegierten Verhältnissen. Sie verfügen, wie den Interviews zu entnehmen war, über wenig Rückzugsmöglichkeiten in der elterlichen Wohnung und über weniger finanzielle Mittel für eine mobile und konsumorientierte Freizeitpraxis. In Anlehnung an die von Anthony Giddens entwickelte Strukturdualität soll daher auf die Regeln und Ressourcen eingegangen werden, die im Rahmen der Produktion und Reproduktion intergenerationellen Handelns in öffentlichen Stadträumen relevant werden:

«Das zentrale Forschungsfeld der Sozialwissenschaften besteht – der Theorie der Strukturierung zufolge – weder in der Erfahrung des individuellen Akteurs noch in der Existenz irgendeiner gesellschaftlichen Totalität, sondern in den über Zeit und Raum geregelten gesellschaftlichen Praktiken. (...) In und durch ihre Handlungen reproduzieren die Handelnden die Bedingungen, die ihr Handeln ermöglichen.»²¹

Giddens unterscheidet zwischen einem diskursiven, das heisst klaren Bewusstsein im Reflexionsakt und einem praktischen Bewusstsein, das heisst sedimentierten Gewissheiten im Laufe des Handlungsvollzugs.²² In Anlehnung an Goffman entwickelt er eine Typologie von Formen der Interaktion²³: Dazu gehören unter der Bedingung von Kopräsenz Zusammenkünfte, soziale Ereignisse, nicht-zentrierte und zentrierte Interaktionen, Begegnungen und Routinen. Kontextualität ist für solche Steuerungsprozesse konstitutiv: Der Kontext umschliesst einerseits das physische Umfeld der Interaktion, aber er ist nicht lediglich das, worin die Interaktion stattfindet.

Im Rückgriff auf den von Giddens entwickelten Begriff der «Strukturdualität» soll daher nun auf die Regeln und Ressourcen eingegangen werden, die im Rahmen der Produktion und Reproduktion intergenerationellen Handelns in öffentlichen Stadträumen relevant werden. Die provokativen Aneignungsmuster der Jugendlichen in einem Neubaugebiet verdeutlichen sowohl die einschränkende Macht vorhandener Strukturen auf der Ebene von Diskurs und Struktur als auch die Möglichkeiten menschlichen Handelns auf der Ebene der Praxis: Der Stadtteil Neu-Oerlikon wird angeeignet, indem eine homogene Deutung des Begriffs

²¹ Giddens: Die Konstitution der Gesellschaft, S. 52.

²² Ebd., S. 14.

²³ Ebd., S. 122-123.

«Urbanität» verbreitet wird. Das wichtigste über die Printmedien diskursiv verbreitete Bild, das mit Urbanität konnotiert wird, ist dasjenige des harmonisch durchmischten Stadtteils mit mittelständischer, gut verdienender und ruhiger Bewohnerschaft. Urbane Praxen werden jedoch in erster Linie von Jugendlichen entwickelt. Macht zeigt sich dabei nicht nur auf der Ebene einer diskursiven Aneignung des Stadtteils, sondern auch in Bezug auf die weitergehende Positionierung von Akteuren und Akteurinnen in den Regionen ihrer täglichen Raum-Zeit-Wege. Die bereits beschriebenen Grenzen finanzieller Ressourcen, damit zusammenhängende Restriktionen in Bezug auf Mobilität, auf die Verfügbarkeit privater Rückzugsräume usw. verweisen auf die Regionalisierung gesellschaftlicher Totalitäten – im Falle des untersuchten Quartiers, in dem international tätige Grosskonzerne private Sicherheitsfirmen zur Vertreibung der Jugendlichen einsetzen, auch im globalen Massstab.

4.2.2 Goffman: Zur normativen Relevanz von «Bühnen des Alltags»

In seinem Werk «Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung»²⁴ untersucht Goffman jenen Handlungsbereich, der von Angesicht zu Angesicht erzeugt wird und durch kommunikative Normen organisiert ist:

«Es sind jene Ereignisse, die im Verlauf und auf Grund des Zusammenseins von Leuten geschehen. Die Grundelemente des Verhaltens sind Blicke, Gesten, Haltungen und sprachliche Äusserungen, die Leute ständig in die Situation einbringen, unabhängig davon, ob diese Situation erwünscht ist oder nicht.»²⁵

Die beschriebenen Interaktionseinheiten sind als fundamentale Einheiten des öffentlichen Lebens ein Bestandteil der Handhabung von Kopräsenz. Darunter versteht Goffman die Verhaltensregeln, die überall in öffentlichen, halböffentlichen und privaten Orten vorhanden sind. Mithilfe der Rahmenanalyse beschreibt Goffman soziale Darstellungsformen, mit denen sich Gesellschaftsmitglieder gegenseitig anzeigen, in welchen typisierbaren Handlungszusammenhängen sie sich befinden. Er unterscheidet dabei *Rahmen (sozialer Sinn)* und *Rahmung (sinnaktualisierende Praxis)*: Mit diesen Kategorien lässt sich nun das Thema der intergenerationellen Aushandlungsprozesse in öffentlichen Stadträumen analysieren.

²⁴ Vgl. Goffman. Das Individuum im öffentlichen Austausch.

²⁵ Ebd., S. 7.

Dazu gehören auf Seite der Jugendlichen die informellen Regeln, die während der Nutzung des MFO-Parks gelten: Gruppen, die ein Territorium besetzt halten, werden nicht gestört, man besucht sich gegenseitig, markiert auch nonverbal Zugehörigkeit zur Jugendszene. Die Erwachsenen wiederum geben sich über die Mittagszeit dem urbanen schnellen Essen mit unverbindlicher Kommunikation hin. Rahmungswissen ermöglicht es, die soziale (Um-)Welt und ihre Bewohner/innen zu «lesen» und vor diesem Hintergrund zu handeln, das heisst durch eine eigene Rahmendarstellung etwas und sich selbst lesbar zu machen.²⁶

Zur Analyse unseres Fallbeispiels wird nun der Begriff des Rahmens im Hinblick auf den von Experten und Expertinnen aus Stadtplanung und Architektur geschaffenen gestalterischen Rahmen im Sinne eines normativ wirksamen Bedeutungskontextes erweitert. Raumlektüre als Gesellschaftslektüre im Sinne des Rahmenbegriffes von Goffman führt zur Frage, wie Kinder und Jugendliche den von Erwachsenen gestalteten Raum interpretieren und sich aneignen. Gerade bei gebauter Umwelt wird deutlich, wie Rahmen Handlungsmöglichkeiten limitieren, Sinn vorgeben und die Handelnden vor dem Hintergrund spezifischer räumlicher, zeitlicher und symbolischer Klammern einbeziehen und Jugendliche die Dominanz der Erwachsenen durch Rahmungen bzw. Praxen zu stören versuchen:

«Die Sinnvorgaben der Rahmenränder sind auch strategisch-dramaturgisch signifikant, und sie müssen korrelativ zu entsprechenden Kognitionsprozessen strategisch-dramaturgisch produziert und reproduziert werden.»²⁷

Die Jugendlichen sind sich bewusst, dass der Raum auf Ebene der Rahmung ihnen gehört: Durch Rütteln am Gerüst und Schreien verletzen sie bewusst die Rahmungsregeln der Erwachsenen im Sinne einer dramaturgischen Täuschung. Dies verdeutlicht das Thema der Differenz sowohl auf Ebene der Wahrnehmung und Interpretation der gebauten Umwelt im Sinne eines normativ wirksamen Rahmens als auch auf der Ebene der Rahmung durch jugendspezifische Praxen, die die normative Funktionalität der Erwachsenenräume in Frage stellen.

²⁶ Vgl. Willems: Rahmen und Habitus, S. 51.

²⁷ Ebd., S. 67.

4.3 Zeittheoretische Perspektive: Wie wird intergenerationale Ordnung situativ ausgehandelt?

Garfinkel entwickelt in seinem ethnomethodologischen Ansatz eine spezifische Sichtweise auf die situative Ordnung von Praxen²⁸, die im Rahmen der hier diskutierten Ergebnisse zu folgenden Fragestellungen führt: 1. Wie können alltägliche Handlungsrahmen in ihrer zeitlichen und soziokulturellen Dimension definiert werden? 2. Wie können zeittheoretische Perspektiven im Hinblick auf jugendspezifische und intergenerationale Fragestellungen angewendet werden? Für Garfinkel werden Akteure und Akteurinnen, Situationen und Gruppen nicht durch geografische Charakteristiken, Verwandtschaftsbeziehungen oder historisch vermittelte Wertvorstellungen, sondern durch Praxen definiert. Indem Akteure und Akteurinnen Identitäten und interaktionale Möglichkeiten situativ im Sinne einer kompetenten Mitgliedschaft als verständliche kommunizieren, konstituieren sie eine Gruppe. Vor diesem Hintergrund wird die zeitliche Dimension von Praxis zur entscheidenden Perspektive jeder Untersuchung von sozialer Ordnung.

Die bereits beschriebene charakteristische Grammatik jugendlichen Sozialraumverhaltens verdeutlicht die Absicht der Jugendlichen, zu provozieren und sich damit den Alltagsraum durch symbolische Praxen anzueignen. Die vordergründig banalen und alltäglichen Provokationen Jugendlicher weisen einen auffallend sequenziellen Charakter auf:

«Um ca. 19.30 Uhr sind fünf Jugendliche alleine im MFO-Park. Einer pinkelt in der Nähe der Beobachterin an eine Wand, dann holt er einen Fussball und spielt einen Pass an einen [erwachsenen] Passanten, (...) dieser gibt den Pass zurück, der zweite Pass des Jugendlichen wird nicht mehr retourniert – die Passanten eilen weg. (...) ein Junge ruft zur Beobachterin mehrmals (Ich werde dich verführen). » (Beobachtungsprotokoll)

Jugendliche können hier als Handelnde bezeichnet werden, die gegenüber Erwachsenen situative Identitäten darstellen, die dem typischen Bild des provozierenden Jugendlichen entsprechen und damit ihre Verschiedenheit innerhalb der Generationenordnung hervorheben. Solche Begegnungen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen sind typisch – sie sind Ausdruck einerseits von Alltagserfahrungen und Zeitpraxen der Jugendlichen und andererseits eines bestimmten Ge-

²⁸ Vgl. Rawls: Garfinkel's Conception of Time, S. 163-190.

nerationenverhältnisses und damit bestehender sozialer Ordnungen, die über die Gültigkeit in Alltagssituationen hinausgehen. Meine These lautet nun, dass Erwachsene stärker auf habitualisierte, normativ festgelegte Praxen in öffentlichen Räumen fixiert sind, während Jugendliche mit ihren situativ entwickelten Provokationen etablierte Vorstellungen der Erwachsenenwelt in Frage stellen. Zeitpraxis wird damit zu einem analytischen Fokus auf die Verschiedenheit zwischen den Generationen.

4.4 Subjektorientierte Perspektive: Raum, Zeit und Identität

Die im dargelegten Nationalfondsprojekt empirisch erfassten Raumeignungs- und Zeitpraxen heben die Bedeutung öffentlicher Räume für die demonstrative Markierung und Stilisierung einer für die Adoleszenz charakteristischen Moratoriumssituation hervor: So werden bewusst öffentliche Erwachsenenräume als Bühnen der Selbststilisierung ausgewählt, diese jedoch konträr zu Erwachsenenpraxen genutzt. Hier verdeutlichen die Ergebnisse die Vielschichtigkeit und Relevanz der Kategorie «Alltags-Raum» in Ergänzung zum pädagogischen Raum: Alltagsinszenierungen wie im MFO-Park finden in spezifisch dafür ausgewählten Räumen statt, die Handlungsrahmen für biografisch-existenzielle (Moratorium) wie auch situativ-inszenatorische (Moratoriumssituation) Erfahrungen bilden:

«Sie repräsentieren und markieren einerseits Identitätsräume, wo Jugendliche frei von Routine- und Anforderungscharakter ihrer sonstigen Rollenverpflichtungen Selbstdarstellungsstrategien erproben und einüben, sich gleichsam im (...) Gruppen-Spiegel ihrer personalen wie sozialen Identität vergewissern können. Andererseits sind sie aber auch Kulturräume, in denen eine spezifische Sozialisierung und Formierung der gruppeneigenen Stilelemente stattfindet.»²⁹

Innerhalb dieser raumzeitlichen Praxen spielen so genannte «Aktionismen» eine zentrale Rolle. Sie «können als eine spezifische Form von Ritualen verstanden werden, die nicht auf die Bestätigung und Re-Organisation von kollektiven Wissensbeständen, sondern auf deren Emergenz gerichtet sind und deren Ausgang somit weitgehend offen ist [...]»³⁰. Sie sind einerseits eine Existenzweise im Modus eines Moratoriums und andererseits Darstellungsmodus im Sinne einer demonstrativen Markierung und Selbststilisierung einer Moratoriumssituation.

²⁹ Schulze-Krüdener, Vogelsang: Kulturelle Praxisformen Jugendlicher, S. 63.

³⁰ Bohnsack, Ralf, Arnd-Michael Nohl: Jugendkulturen und Aktionismus, S. 23.

Dabei entwickeln jugendliche Akteure und Akteurinnen eine eigene Theatralik und ein System symbolischer Handlungsformen, die als gegenwartsspezifische Grammatiken der Selbstinszenierung von Jugendlichen bislang zu wenig untersucht wurden.

4.5 Bildorientierte Perspektive: Zur Lesbarkeit der gebauten Umwelt

Raumwissen erleichtert Raumorientierung und -aneignung, die für Kinder und Jugendliche von existenzieller Bedeutung sind: Einerseits sind sie vor dem Hintergrund der täglich zu bewältigenden Schulwege auf eine funktionierende Raumorientierung angewiesen; andererseits wirkt ein breites Raumwissen identitätsfördernd und ermöglicht eine vielfältige Aneignung:

«Gerade Kinder und Jugendliche (...) stehen vor der Aufgabe, die gesellschaftlichen Prinzipien der Konstitution von Raum und die gesellschaftlichen Vorstellungen von Raum erst noch erlernen zu müssen. Wenn diese Vorstellungen von Raum und die Umgangsweisen mit Raum krisenhaft werden – und dafür gibt es vielerlei Anzeichen –, dann sind sie besonders auf Verarbeitungsformen dieser Umbrüche angewiesen und nutzen hierzu das Videospiele im elektronischen Netz.»³¹

Die Wahrnehmung gestalterischer Merkmale und bestimmter Funktionen macht ein Quartier «lesbar» und erleichtert damit die Raumorientierung. Die Bewohner/innen nehmen jeweils Umweltausschnitte wahr, die sie mithilfe kognitiver Raumorientierungsmuster in einen Zusammenhang einbetten. Die Kriterien zur Wahrnehmung von Raum unterscheiden sich bei Jugendlichen und Erwachsenen nicht relevant. Sie werden jedoch in unterschiedlichen Wissensvorräten erarbeitet und somit auch in verschiedene Symbolsysteme eingebettet.

So können Häuserfassaden in Wiedererkennungsprozessen der Umwelt eine entscheidende Rolle spielen. Sie sind zum einen Merkzeichen für eine bestimmte Art von Urbanität, und zum anderen widerspiegeln sie die Geschichte der räumlichen Umwelt. Fehlen erkennbare Merkzeichen und Funktionen, welche einem Umweltausschnitt Bedeutung verleihen, fehlen auch Faktoren für eine individuelle Interpretation der Umgebung. Raumgestaltung wird zum markantesten Merkzeichen der materiellen Umwelt – dazu zwei Jugendliche:

³¹ Löw: Städtische Platzierungen. Kinder und Jugendliche zwischen virtuellen und erdschweren Räumen, S. 400.

«Also ich würde Neu-Oerlikon so beschreiben: Gegenüber vom Bahnhof Oerlikon.»

«Die Umgebung hier ist halt Standard, Normalstandard.»

Aus intergenerationeller Perspektive ist zu betonen, dass gerade Jugendliche finanziell abhängiger und weniger mobil als Erwachsene sind. Sie müssen sich stärker in ihre Nahumwelt integrieren und aufwändiger Entscheide über ihre Alltagsgestaltung fällen.³² Ihr Raumwissen bezieht sich auf Konsumorte, auffallende Bauelemente, Farben und den öffentlichen Verkehr:

«Ich weiss nicht, wie diese Strasse heisst, der Bus Nr. 62 fährt dort durch.»

Wenn es ihnen nicht gelingt, Bilder der Umgebung im Quartier zu verorten, bedienen sie sich eines jugendspezifischen Slangs, der auf kollektiven Erlebnissen vor Ort beruht:

«Das ist unser Kebab-Weg.»³³

Demgegenüber erwähnen Erwachsene auch Gebäude als Merkzeichen, die nicht mehr stehen, und benutzen damit für ihre Raumorientierung Teile des Expertenwissens, das Jugendlichen nicht zugänglich ist.

5. Ethnografische Forschungsfelder als Elemente einer Theorie des Situativen

Daraus ergeben sich im Rahmen der hier skizzierten Überlegungen folgende Thesen: Alltagspraxen in urbanen Öffentlichkeiten sind durch ästhetische Massstäbe von Experten und Expertinnen aus Politik, Stadttheorie und Städtebau sowie durch Wahrnehmungsschemata und Alltagstheorien der beteiligten Akteure und

³² Zeiher, Zeiher: Orte und Zeiten der Kinder, 243-269.

³³ Zitate: Schüler, 16 Jahre aus, Affoltern. In: Cavka: Stadträume – Jugendträume? S.50.

Akteurinnen vorstrukturiert. Diese erhalten in konkreten Interaktionen, Begegnungen zwischen Akteuren und Akteurinnen situativ die Bedeutung eines Orientierung stiftenden praktischen Sinns. Die Wahrnehmung einer situativ relevanten Umgebung als sozialer Akt bezieht sowohl typisierbares Verhalten im Sinne Goffmans als auch zeitspezifische Strukturen im Sinne Garfinkels mit ein und lässt weiteren Spielraum für Interpretationsmuster der Individuen offen: Die Ordnung dieses Wissens ist auf unterschiedliche Relevanzsysteme bezogen. Diese Relevanzsysteme sind sowohl kognitiv im Sinne situationsübergreifender lebensweltlicher Orientierung bedeutsam als auch situativ abrufbar. Sie sind Teil aus- und einschliessender Prozesse, sind von Diskursmacht und subkulturellen Prozessen der Abgrenzung gleichermaßen betroffen. Sie ermöglichen das Entstehen situativ wie latent wirksamer sozialer Ordnung(en), aber auch von Differenzen und Differenzierungen. Interdisziplinär ausgerichtete Stadtforschung muss heute daher Modelle und Analyseinstrumente entwickeln, um der beschriebenen Komplexität des Forschungsgegenstands und seiner Praxisrelevanz gerecht werden zu können.

Bibliografie

- Bohnsack, Ralf, Arnd-Michael Nohl:* Jugendkulturen und Aktionismus. Eine rekonstruktive empirische Analyse am Beispiel des Breakdanke. In: Hans Merrens, Jürgen Zinnecker (Hg.): Jahrbuch Jugendforschung, 1/2001. Opladen 2001, S. 17-37.
- Cavka, Tina:* Stadträume – Jugendräume? Raumeignung, Stadt-Wahrnehmung und soziale Orientierungsprozesse bei Jugendlichen in Neu-Oerlikon. Saarbrücken 2008.
- Diener, Roger, Jacques Herzog, Marcel Meili, Pierre de Meuron, Christian Schmid:* Die Schweiz – Ein städtebauliches Portrait. Basel 2005.
- Esser, Hartmut:* Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 6: Sinn und Kultur. Frankfurt am Main 2000.
- Giddens, Anthony:* Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt, New York 1997 (3. Aufl.).
- Goffman, Erving:* Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main 1982.
- Schulze-Krüdener, Jörgen, Waldemar Vogelsang:* Kulturelle Praxisformen Jugendlicher. Die Eigengestaltung jugendlicher Lebenswelten zwischen Tradition und (Post-)Moderne – eine ethnografische Annäherung. In: Hans Merrens, Jürgen Zinnecker (Hg.): Jahrbuch Jugendforschung, 1/2001. Opladen 2001, S. 39-73.
- Willems, Herbert:* Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen. Mit einem Vorwort von Alois Hahn. Frankfurt am Main 1997.

Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001.

Löw, Martina: Städtische Platzierungen. Kinder und Jugendliche zwischen virtuellen und erdschweren Räumen. In: Stadt und Region. Dynamik von Lebenswelten. Verhandlungen des Deutschen Geographentages. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 2002. Bd. 53, S. 400-408.

Merleau-Ponty, Maurice: Phénoménologie de la perception. Paris 1945.

Muri, Gabriela, Sabine Friedrich: Stadt(t)räume – Alltagsräume? Jugendkulturen zwischen geplanter und gelebter Urbanität. Wiesbaden 2009.

Rawls, Anne Warfield: Garfinkel's Conception of Time. In: Time & Society 14 (2005), S. 163-190.

Scheiner Joachim: Eine Stadt – zwei Alltagswelten? Ein Beitrag zur Aktionsraumforschung und Wahrnehmungsgeographie im vereinten Berlin. Berlin 2000.

Schütz, Alfred, Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Neuwied und Darmstadt 1975.

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main 1995 [1908].

Willems, Herbert: Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans: Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen. Mit einem Vorwort von Alois Hahn. Frankfurt am Main 1997.

Zeiber, Hartmut J., Helga Zeiber: Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Grossstadtkindern. Weinheim und München 1994.



Sandra Huning

Geschlechter als Identitätskonstruktionen in öffentlichen Räumen: Folgen für die städtische Freiraumplanung

Öffentliche Räume gelten als zentrale Medien demokratischer Willensbildung und städtischer Integration. Deshalb hat die Herstellung formalrechtlicher und baulich-räumlicher Voraussetzungen für eine Nutzungs- und Nutzer/innen-Vielfalt einen hohen Stellenwert in Auseinandersetzungen über die Produktion und (Um-) Gestaltung öffentlicher und öffentlich nutzbarer Räume. Deren Privatisierung, insbesondere in zentralen Innenstadtlagen, wird aus stadtsoziologischer Sicht problematisiert, weil sie häufig mit dem Ausschluss bestimmter sozialer Gruppen und/oder bestimmter Verhaltensweisen, möglicherweise auch mit Segregation, einhergeht. Kritische Stimmen verweisen auf die negativen Folgen für die Funktionsfähigkeit öffentlicher Räume als Orte städtischer Integration und plädieren für einen Erhalt frei zugänglicher öffentlicher Räume in der Stadt. Dabei richten sie sich vor allem gegen formale Ausschlussmechanismen wie Zugangsbeschränkungen, Hausordnungen und Überwachungstechnologien, die rechtliche Sanktionen gegen einzelne Personen oder Gruppen ermöglichen.

Doch auch in Räumen, die formal frei zugänglich und für vielfältige Nutzungen geplant sind, wie zum Beispiel in Parks und anderen Freiräumen, ist keineswegs immer und überall eine bunte Vielfalt an Nutzerinnen und Nutzern vorzufinden. Dafür gibt es viele Gründe, etwa die Lage und Erreichbarkeit, die bauliche Gestaltung (Barrierefreiheit, Mobiliar, Nutzungsangebote und deren Platzierung) oder die tatsächliche Regulierung. Kulturelle Traditionen und gesellschaftliche Normen spielen eine ebenso wichtige Rolle wie Kategorien gesellschaftlicher Differenzierung, zum Beispiel Alter, Geschlecht, Ethnie, Klasse, Religion oder sexuelle Orientierung. Aneignungs- und Nutzungsmuster unterscheiden sich nicht nur in Abhängigkeit von individuellen Präferenzen und Kompetenzen, sondern auch durch soziale Strukturen sowie kollektive Selbst- und Fremdzuschreibungen. Soziale Selektivität ist mal mehr, mal weniger sichtbar und gelegentlich auch durchaus er-

wünscht. Konflikte entstehen unter anderem dann, wenn frei zugängliche Räume von bestimmten Gruppen «besetzt» und andere Nutzer/innen an der Nutzung gehindert bzw. davon abgehalten werden, sich ihrerseits Räume anzueignen, oder wenn hegemoniale Vorstellungen eines guten und ordentlichen Benehmens in öffentlichen Räumen auf Praktiken stossen, die diese Vorstellungen stören, wie zum Beispiel der Konsum von Alkohol oder das Raufen männlicher Jugendlicher.

Die geschlechtsspezifische Aneignung öffentlicher Räume gehört zu den Themen, die im Zusammenhang mit selektiver Raumaneignung und -nutzung über die letzten Jahrzehnte umfassend diskutiert wurden, nachdem festgestellt worden war, dass sich die Präsenz in öffentlichen Räumen ebenso wie deren Nutzung nach Geschlecht unterscheiden. Im Mittelpunkt entsprechender Studien und Projekte stand dabei häufig einerseits die Frage nach den Ursachen, andererseits aber auch danach, wie solcher Selektivität mit Hilfe stadt- und freiraumplanerischer Instrumente entgegengewirkt werden kann. In der Freiraumplanung wurden zahlreiche Beispielprojekte umgesetzt und Leitfäden mit dem Ziel einer geschlechterparitätischeren Raumnutzung entwickelt. Doch scheinen diese Lösungen der «frauengerechten», «mädchenorientierten» oder «geschlechtergerechten» Freiraumplanung heute an Grenzen zu stossen. Erstens scheinen sie häufig nicht in der Lage, weitere Einflussfaktoren auf die individuelle Raumaneignung, wie zum Beispiel den ethnischen, religiösen oder sozialen Hintergrund, gleichermassen angemessen zu berücksichtigen; Forderungen nach Intersektionalität werden hier noch wenig umgesetzt. Zweitens basieren diese Lösungen auf in der Vergangenheit oder Gegenwart beobachteten Geschlechtsunterschieden und sind somit nur selten darauf ausgerichtet, Wandel vorwegzunehmen oder in neuen Freiraumkonzepten direkt konstitutiv anzulegen. Drittens sind die normativen Grundlagen solcher planerischer Ansätze zu hinterfragen, denn häufig werden «männliche» Raumaneignungs- und -nutzungsformen als erstrebenswerte Norm gesetzt, während «weibliche» Formen als defizitär beschrieben werden. Inwieweit eine Angleichung von Raumnutzungen mögliches oder sinnvolles Ziel sein kann, wurde selten hinterfragt.

In diesem Beitrag möchte ich eine Brücke schlagen zwischen den empirischen Beobachtungen geschlechtsspezifischer Raumnutzungen und den normativen Ansprüchen in der Freiraumplanung, weibliche Aneignungsformen in öffentlichen Räumen zu stärken. Dabei beziehe ich mich exemplarisch auf den Diskurs der geschlechtsspezifischen Nutzung öffentlicher Freiräume bereits im Kindes- und Jugendalter. Viele Beiträge, so werde ich argumentieren, beziehen sich auf vergleichsweise starre Konzeptionen von (Behälter-)Räumen und (heterosexuell konnotierter) Zweigeschlechtlichkeit, die den Blick versperren auf die vielfältige Ko-Konstituierung von Räumen und Identitäten und damit auch auf widerständiges Verhalten, Brüche und Optionen, aus denen immer wieder neue Raumkonstellationen hervorgehen, die ein Potenzial für progressive Stadt- und Freiraumplanung

bedeuten können. Eine stärkere Berücksichtigung des Wechselverhältnisses von Identitäten und Räumen, so die These, umgeht möglicherweise die Gefahr, Geschlechterstereotype und Machtbeziehungen zu zementieren, und eröffnet die Chance für uneindeutige und weniger hierarchische Geschlechterverhältnisse. Im nächsten Abschnitt werde ich zuerst einige zentrale Forschungsergebnisse zur geschlechtsspezifischen Freiraumnutzung im Kindes- und Jugendalter vorstellen und beispielhaft zeigen, welche Gestaltungsleitlinien daraus abgeleitet wurden. Es bleiben jedoch offene Fragen. Zur Annäherung an mögliche Antworten werde ich mich danach mit dem zugrunde gelegten Raum- und Geschlechterverständnis beschäftigen, bevor ich einen Vorschlag mache, wie mit einem Perspektivenwechsel in Richtung von Identitäts- statt Geschlechterpolitiken möglicherweise eine grössere Offenheit bei der Entwicklung normativer Ziele und Leitlinien erreicht werden könnte. Der Beitrag schliesst mit einigen Schlussfolgerungen für die Freiraumplanung.

1. Geschlechtsspezifische Freiraumnutzungen im Kindes- und Jugendalter

Bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden erste Studien über geschlechtsspezifische Freiraumnutzungen von Kindern und Jugendlichen publiziert. Eine im Jahr 1935 veröffentlichte Untersuchung von Martha Muchow zeigte, dass Spielräume – Orte, die fast täglich aufgesucht werden – von Jungen und Mädchen ganz ähnlich strukturiert waren, dass jedoch Streifräume – Orte, die seltener aufgesucht werden und damit eher unbekanntes Terrain darstellen – von Jungen wesentlich grösser waren als diejenigen von Mädchen.¹ Dies schien sich bis in die 1990er-Jahre nur wenig zu verändern: Eine weitere Studie zeigte, dass Jungen insgesamt mehr Sport ausser Haus trieben als Mädchen, während Mädchen häufiger in Hausarbeit eingebunden waren. Ausserdem stellte sich heraus, dass Mädchen, die in der Grossstadt lebten, abends durchschnittlich 45 Minuten früher zuhause sein mussten als Jungen, was die Autorin auf eine grössere Angst der Eltern vor sexualisierter Gewalt zurückführte.² Hier und in anderen Studien wurde beobachtet, dass Mädchen einen kleineren Aktionsradius hatten und entsprechend fehlende Spielmöglichkeiten im Wohnumfeld stärker bemängelten als Jungen.³ Es gab Erkenntnisse, dass Mädchen sich seltener als Jungen in Freiräumen aufhalten; dabei wurden Unterschiede zwischen gesellschaftlichen

¹ Zitiert bei Flade: Wohnen, Mobilität, Geschlecht, S. 293f., oder auch bei Löw: Raumsoziologie, S. 246f.

² vgl. Koczy: Mobil; vgl. auch Studer: Mädchen Macht Raum; Flade: Wohnen, Mobilität, Geschlecht.

³ vgl. Schön: Mädchen als Expertinnen/Lebensalltag von Mädchen; Flade: Sozialisation.

Schichten und ethnischen Gruppen festgestellt.⁴ Auch wenn für alle Kinder von einer Verhäuslichung und Verinselung der Kindheit gesprochen wird, so scheint dies in stärkerem Masse auf Mädchen als auf Jungen zuzutreffen.⁵

Geschlechtsspezifische Unterschiede wurden auch bei der Nutzung von Parks und anderen Freiräumen beobachtet. Während Jungen und Männer raumgreifende Aktivitäten und Spiele in grösseren Gruppen zu bevorzugen scheinen, erschliessen sich viele Frauen und Mädchen Freiräume offenbar eher vom Rand her. Sie sind häufiger in kleineren Gruppen unterwegs, und sie wechseln öfter zwischen der Rolle als Zuschauerin und derjenigen als Akteurin.⁶ Mädchen scheinen zudem mehr Wert auf Rückzugsräume zu legen, in denen sie unbeobachtet und unter sich bleiben können.⁷ Solche in verschiedenen Untersuchungen und Befragungen festgestellten Unterschiede werden in der Regel auf eine geschlechtsspezifische Sozialisation und Rollenzuweisung zurückgeführt. Diese habe zur Folge, dass Jungen häufiger in grösseren Gruppen aufträten und dominanter seien im Hinblick auf Lautstärke, Anspruchsverhalten und in der Durchsetzung ihrer Interessen. Dies erfolge in unbetreuten Parks häufig zu Lasten anderer Nutzer/innen wie Mädchen und Frauen, kleinerer Kinder und älterer Menschen. Problematisiert wird, dass Mädchen in öffentlichen Freiräumen keine Gelegenheit erhielten, solche Eigenschaften, die auch im Erwachsenenalter als wesentlich für beruflichen und persönlichen Erfolg angesehen werden, nämlich «einen ‹raum-einnehmenden› Habitus, Kognitionen und Gestaltungsprinzipien», einzuüben, weil ihnen «Erlebnisse körperlicher Kraft, Durchsetzungs- und Verteidigungsfähigkeit» fehlten.⁸ Deshalb werden Mädchen häufig auf Grund ihrer zurückhaltenderen Raumeignung als benachteiligt eingestuft. Studien in Wien zeigten, dass bei direkten Auseinandersetzungen um die Nutzung öffentlicher Freiräume Mädchen ebenso wie kleinere Kinder häufig den Kürzeren zogen: 70 Prozent der Mädchen und 44 Prozent der Jungen gingen davon aus, dass es sinnlos sei, einen von älteren Jungen besetzten Platz mitbenutzen zu wollen; die Erfahrung, dass solche Mitbenutzungsversuche abgewiesen wurden, hatten bereits 82 Prozent der befragten Mädchen und 47 Prozent der befragten Jungen gemacht.⁹

Aktuellere Beiträge zum Thema konstatieren eine Angleichung des Freiraumverhaltens im Kindesalter und einen Wandel insofern, als dass «sich also Mädchen

4 Nissen: Räume statt Träume; Thien et al.: Jugendliche Migrantinnen und Migranten in Wien.

5 Sobiech: Sport-Spiel-Räume; Nissen: Kindheit, Geschlecht, Raum.

6 Claus, von Oertzen: Treffpunkt, Bühne, Oase.

7 Studer: Mädchen, Macht, Raum; Schön: Mädchen als Expertinnen.

8 Sobiech: Sport-Spiel-Räume; Nissen: Räume statt Träume.

9 vgl. <http://www.wien.gv.at/menschen/gendermainstreaming/beispiele/gruenraum.html>, zuletzt abgerufen am 16.02.2011.

und Frauen zunehmend «männliche» Freiräume und Verhaltensformen erschlossen haben, während die Freiraumaneignung von Jungen und Männern weitgehend rollenkonform geblieben ist». ¹⁰ Unterschiede seien allerdings nach wie vor festzustellen. ¹¹ Es wird betont, dass Geschlechterunterschiede zum Teil durch Faktoren wie den sozialen oder kulturellen Hintergrund überlagert werden, so dass eine Erweiterung der Untersuchungsperspektive notwendig werde. ¹²

Bei der Planung und Gestaltung städtischer Freiräume ist die Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede der Raumanneignung im Kindesalter heute vergleichsweise weit verbreitet. ¹³ Eine wichtige Vorreiterin war die Stadt Wien, wo die von 1998 bis 2008 eingerichtete Leitstelle «Alltags- und Frauengerechtes Planen und Bauen» in der Magistratsdirektion dafür Sorge tragen sollte, dass im Rahmen von Planungs-, Gestaltungs- und Bauaufgaben die Bedürfnisse von Frauen und Mädchen und die Anforderungen von Haus- und Familienarbeit Berücksichtigung finden. Zu diesem Zweck wurden zum Beispiel den Umgestaltungsmassnahmen im Bruno-Kreisky-Park mädchenorientierte Beteiligungsverfahren vorgeschaltet. ¹⁴ Im Wiener Einsiedlerpark wurde auf den hohen Nutzungsdruck mit möglichst viel betretbarer Fläche und beispielbaren Grenzen zwischen differenzierten Bereichen, deren Nutzung mal mehr, mal weniger offen angelegt war, reagiert. Ziel war «die Stärkung von Mädchen in ihrer Eigenmacht über räumliche Angebote, die die Lust auf Bewegung und Aneignung fördern». ¹⁵ Dazu wurde der Park «offen und einladend» gemacht, die Wege wurden übersichtlich und nachts hell beleuchtet. Die Auswahl der Spielgeräte berücksichtigte insbesondere heute bei Mädchen zu beobachtende Tätigkeiten in Freiräumen. Die Ballspielfelder wurden neu strukturiert: Eine geöffnete und unterteilte Ballspielfläche sollte interpretierbar und durch unterschiedliche Gruppen gleichzeitig anzueignen sein, um die bis dahin als männlich besetzten Fussballkäfige zu ersetzen. Zudem gibt es Bereiche, in denen Eigeninitiative, Kreativität und Veränderung gefördert werden. Im Rahmen der Mädchenarbeit im Park wurden informelle Nutzungsvereinbarungen aufgestellt. Aus diesen und anderen Wiener Erfahrungen heraus entstanden «Planungsempfehlungen zur geschlechtssensiblen Gestaltung von öffentlichen Parkanlagen». ¹⁶

¹⁰ Harth: Freiraum und Geschlecht.

¹¹ Spitthöver: Geschlecht und Freiraumverhalten.

¹² Harth: Freiraum und Geschlecht; Sobiech: Sport-Spiel-Räume; Thien et al.: Jugendliche Migrantinnen und Migranten in Wien; Schön: Mädchen als Expertinnen; Schön: Lebensalltag von Mädchen.

¹³ Spitthöver: Geschlecht und Freiraumverhalten.

¹⁴ Vgl. zu weiteren mädchenorientierten Beteiligungsverfahren zum Beispiel Leven, Weber: Aussenräume für Mädchenträume.

¹⁵ Studer: Mädchen, Macht, Raum, S. 4.

¹⁶ Studer: Mädchen, Macht, Raum, S. 4f., 13f.; <http://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/alltagundfrauen/pdf/planung.pdf>



Fotos oben: Bruno-Kreisky-Park (links und Mitte) und Einsiedlerpark (rechts) mit freundlicher Genehmigung der Magistratsdirektion der Stadt Wien, Stadtbaudirektion. Fotos unten: Nauener Platz (eigene Aufnahmen).

In Berlin stellt der Nauener Platz ein weiteres Beispiel dar, wie ein Platz nach den Kriterien des Gender Mainstreaming¹⁷ für Bevölkerungsgruppen verschiedenen Geschlechts, Alters und ethnischen Hintergrunds gestaltet wurde. Der Platz ist in zwei Einheiten geteilt. Eine Einheit ist speziell auf kleine Kinder und ihre Eltern ausgerichtet; die andere richtet sich an Gruppen unterschiedlichen Alters. Ein Spielstrand mit Stegen soll den Platz sowohl für Bewohner/innen der angrenzenden Seniorenwohnanlage als auch für Kinder attraktiv machen. Neben der Grünfläche gibt es Trimm-dich-Geräte für Seniorinnen und Senioren. Der Boden ist modelliert und unterteilt die Grünfläche in unterschiedliche Bereiche mit Sitz- und Liegegelegenheiten. Zwei Ballspielflächen grenzen an. Auch in Berlin gibt es inzwischen Kriterien und Analyseschemata zur Ermittlung von geschlechtsspezifischen Nutzungsansprüchen.¹⁸

¹⁷ Gender Mainstreaming ist seit 1999 in Deutschland gesetzlich verankert und bedeutet, «bei allen gesellschaftlichen Vorhaben die unterschiedlichen Lebenssituationen und Interessen von Frauen und Männern von vornherein und regelmässig zu berücksichtigen, da es keine geschlechtsneutrale Wirklichkeit gibt». (www.gender-mainstreaming.net). Es hat auch in die Stadt- und Freiraumplanung Eingang gefunden.

¹⁸ Droste et al.: Gender-orientierte Nutzungsanalyse.



Im Idealfall erhöht eine solche geschlechtersensible Herangehensweise an die Planung und Gestaltung öffentlicher Räume deren tatsächliche Nutzbarkeit für unterschiedliche soziale Gruppen. Es hat sich gezeigt, dass durch eine geschlechtersensible Freiraumplanung die Präsenz von Mädchen und Frauen gefördert werden konnte.¹⁹ Allerdings wurde Kritik laut an Projekten, die unterschiedliche Muster der Raumanewandlung und -nutzung unter den Labels «typisch Jungs» und «typisch Mädchen» subsumierten und auf biologische und/oder gesellschaftlich konstruierte Unterschiede zwischen zwei Geschlechtern zurückführten. Auf diese Weise gerate die Reproduktion des Geschlechterdualismus durch alltägliches Verhalten und Handeln und unter Bezugnahme auf Geschlechterstereotype und normative Geschlechterordnungen – das «doing gender» im Verhältnis der Geschlechter²⁰ – aus dem Blick. Geschlechterunterschiede würden dann durch Planungen eher

¹⁹ Harth: Freiraum und Geschlecht, S. 45, 49.

²⁰ Vgl. zum Beispiel Binswanger et al.: Gender Scripts.

zementiert als hinterfragt. Viele der genannten Studien suchten und fanden Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen und unterstellten eine – in der Regel heteronormative – Zweigeschlechtlichkeit. Der Zusammenhang mit anderen Strukturkategorien sozialer Ungleichheit wurde bisher erst selten hergestellt.

«Auf der einen Seite ist es das Ziel, Geschlechterhierarchien im Sozialisationsprozess sichtbar zu machen, um auf dieser Basis Veränderungsmöglichkeiten aufzuzeigen. (...) Auf der anderen Seite besteht die Gefahr, gerade durch das Aufzeigen derartiger Problemlagen Geschlechterstereotype und -differenzen performativ zu verfestigen. Dies gilt insbesondere dann, wenn im steten Vergleich zwischen Jungen und Mädchen das Geschlecht im Sinne einer zwar sozial hervorgebrachten, aber dennoch unabhängigen Variable als *die* Leitdifferenz betrachtet wird und weitere Unterscheidungsmerkmale bzw. Identitätskategorien (wenn überhaupt) als sekundär angesehen werden.»²¹

Im Folgenden plädiere ich dafür, die Konstruktionsprozesse von Geschlecht selbst, die sich gerade in Freiräumen durch unterschiedliches Verhalten, Auftreten, Kleiden etc. manifestieren, stärker in den Blick zu nehmen. Diese Konstruktionsprozesse äussern sich möglicherweise gerade in einer von individuellen Ressourcen abhängigen, aber auch strategisch-absichtsvollen Art der Aneignung öffentlicher Räume. In dieser Lesart wäre die Selektivität von Raumaneignung kein per se zu beseitigendes Übel, sondern zuallererst Ausdruck kontinuierlich individuell reproduzierter (Geschlechter-)Identitäten, die gesellschaftlich hegemonale Diskurse und damit Machtverhältnisse spiegeln.

2. Zur Aneignung öffentlicher Räume

Formen der Raumaneignung lassen sich als Ergebnis komplexer Wechselbeziehungen zwischen Räumen und individuellen Deutungen begreifen. In der Stadtsoziologie entstanden in den letzten zwanzig Jahren zahlreiche Beiträge zu der Frage, wie Räume als relationale Anordnungen von Menschen und Objekten analysiert werden können.²² Die Autorinnen und Autoren plädierten für eine Betrachtung

²¹ Wucherpfennig: Geschlechterkonstruktionen, S. 58 (Hervorhebung im Original).

²² vgl. u. a. Läßle: Essay über den Raum; Sturm: Wege zum Raum; Löw: Raumsoziologie; Ruhne: Raum Macht Geschlecht; für einen Überblick Herrmann: Raumbegriffe.

tung von Räumen nicht als Container für menschliches Handeln, sondern als soziale Prozesse: Menschen positionieren demnach sich selbst und/oder Objekte in einem Raum mit Blick auf andere Menschen und vorhandene Objekte, die ihnen mehr oder weniger vertraut bzw. für sie lesbar und interpretierbar sind:

«Nicht nur als Bausteine sind Menschen in die Konstitution einbezogen, sondern im alltäglichen Handeln, in der Planung, der Kunst oder Wissenschaft werden in der Regel Ensembles sozialer Güter als ein Element wahrgenommen und definiert und mit anderen Elementen verknüpft. Räume entstehen also nur erstens dadurch, dass sie *aktiv durch Menschen verknüpft werden*. Dabei verknüpfen Menschen nicht nur Dinge, sondern auch (selbst aktiv in das Geschehen eingreifende) andere Menschen oder Menschengruppen. Somit gehen zweitens mit der Entstehung von Räumen meistens Plazierungen einher.»²³

Durch Bewegung und Aussehen, Sprache, Mimik etc. greifen Menschen aktiv in die Konstitution von Räumen ein. Räume sind in einem solchen Verständnis mehr als nur Hintergrund und Kontext, sondern gleichzeitig Grund und Ergebnis menschlichen Handelns. Eine Analyse von Raumnutzungen, die sich auf ein relationales Raumverständnis bezieht, umfasst laut *Renate Ruhne* nicht nur die physische Gestaltung und Funktionalität von Räumen, sondern auch soziale Interaktionen, symbolische Ordnungen und normative Regulationssysteme.²⁴ Optionen der Raumeignung lassen sich im Wirkungsgefüge dieser vier Dimensionen verorten. Raumeignung ist Ausdruck der Raumkonstitution und bedeutet: «Sich den [...] Raum handelnd so zu erschliessen, dass Orientierung [...] in ihm möglich ist [...] Nicht die Räume und die in ihnen angetroffenen Objekte werden <angeeignet>, sondern Haltungen und Verhaltensweisen ihnen gegenüber, Raum- und Dingverhältnisse.»²⁵ Entsprechend spielen individuelle Handlungskompetenzen und -ressourcen, Wertvorstellungen und Bedeutungszuschreibungen eine Rolle, die in unterschiedlich strukturierten Räumen vielfältige Ausprägungen sozialen Handelns fördern. Durch dieses Handeln werden Räume kontinuierlich re- und dekonstruiert, verändert oder stabilisiert. Raumeignungs- und in der Folge auch Raumnutzungsprozesse sind in dieser Lesart sozial selektiv, weil Räume vor dem Hintergrund individueller Erfahrungen,

²³ Löw: Raumsoziologie, S. 158 (Hervorhebung im Original).

²⁴ Ruhne: (Un)Sicherheiten, S. 5.

²⁵ Kruse, Graumann: Sozialpsychologie des Raumes, S. 185.

Ressourcen und Kompetenzen interpretiert werden, die wiederum von sozialen Merkmalen massgeblich mitbestimmt werden. Handlungen können vor diesem Hintergrund als subjektiv sinnvoll, Erfolg versprechend oder auch aussichtslos eingeschätzt werden. Ein und derselbe Raum bietet damit für unterschiedliche soziale Gruppen verschiedene Aneignungs- und Nutzungsoptionen. Er ist Spiegel und Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse und – mehr oder weniger offensichtlich – Machtkämpfe.

Daraus lässt sich schlussfolgern, dass Menschen Räume wahrnehmen und, aufbauend auf ihren Interpretationen, auf diese Räume bezogene Handlungsmuster (der Aneignung oder Nutzung) entwickeln. Raumbezogene Interaktionen laufen selten konfliktfrei ab; stattdessen ist häufig zu beobachten, dass unterschiedliche Interessen(gruppen) mit jeweils spezifischen Ressourcen und Kompetenzen aufeinandertreffen, die Räume in ihrem Sinne symbolisch zu besetzen, zu nutzen, zu kontrollieren oder zu gestalten versuchen. Das gilt insbesondere in Hinblick auf öffentliche Freiräume, wo zumindest potenziell eine grosse Nutzer/innen-Vielfalt aufeinandertrifft und sehr verschiedene Ansprüche vermittelt werden müssen. Häufig lässt sich dabei beobachten, «dass sich im Prozess der Selbstregulation der ›Stärkere‹ durchsetzt».²⁶ Dies geschieht jedoch in der Regel nicht über direkte Konfrontation und Aushandlung, sondern vielmehr über sehr komplexe Mechanismen der Hervorbringung von Räumen und von Identitäten.

3. Identitätskonstruktionen in öffentlichen Räumen

Männer und Frauen scheinen öffentliche Freiräume, wie oben gezeigt, bereits im jungen Alter unterschiedlich zu nutzen und verschiedene Aneignungsformen zu entwickeln. Diese Lesart setzt Geschlecht – präziser: Zweigeschlechtlichkeit – als unabhängige Variable voraus. Gerade diese Setzung wird jedoch in den Gender Studies seit den 1990er-Jahren zunehmend hinterfragt. Dort wird der Blick auf das «doing gender», das heisst die Performativität der Kategorie «Geschlecht», gerichtet. Das bedeutet, dass Geschlecht im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen, Institutionen, Zuschreibungen und Normen immer wieder individuell hervorgebracht wird.²⁷ Verhalten oder Kleiderwahl beziehen sich somit auf Geschlechternormen, die interpretiert, verändert, ignoriert oder spielerisch instrumentalisiert werden können, unabhängig davon, ob sich Menschen eindeutig einem gesell-

²⁶ Claus, von Oertzen: Treffpunkt, Bühne, Oase.

²⁷ Bauhardt: Mädchen und Jungen in städtischen Räumen: Aneignungsstrategien und Partizipationschancen für eine geschlechtergerechte Stadtentwicklung, S. 1.

schaftlichen Geschlecht – Mann oder Frau – zuordnen oder nicht. Öffentliche Räume sind mehr als nur Bühnen für solche Inszenierungen, sondern gleichzeitig wirkmächtige Medien der Reproduktion – und gelegentlich auch der kritischen und widerständigen Abkehr – heterosexuell gedachter Zweigeschlechtlichkeit und damit einer hegemonialen gesellschaftlichen (Geschlechter-)Ordnung. Denn erst «in der Aneignung durch die Subjekte werden normative Diskurse als handlungs- und wahrnehmungsstrukturierende Orientierungen sozial wirksam»²⁸.

Die Ergebnisse der genannten Studien über die geschlechtsspezifische Rauman eignung von Kindern und Jugendlichen lassen sich entlang der vier Dimensionen des relationalen Raummodells (in Anlehnung an Renate Ruhne, s.o.) strukturieren. Die Studien berücksichtigen die materiell-physische Dimension öffentlicher Räume, indem sie die vorgesehenen Nutzungen öffentlicher Freiräume als einseitig auf «männliche» Bedürfnisse zugeschnitten problematisieren und die Nutzbarkeit für Mädchen und Frauen als eingeschränkt bewerten. Die normative Einordnung bezieht sich auf die gesellschaftlichen Rollenerwartungen: Was wird als typisch «weibliches», was als typisch «männliches» Verhalten bezeichnet? Wer darf sich zu welchem Zeitpunkt wie lange und zu welchem Zweck in öffentlichen Freiräumen aufhalten? Welche Fremd- und Selbstzuschreibungen werden wirksam? Die Untersuchung sozialer Interaktionen bezieht sich nicht nur auf die unmittelbare Verdrängung durch «Stärkere» (in diesem Fall: Männer und Jungen), sondern unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen in spezifischen räumlichen Kontexten. Die symbolische Ordnung umfasst zum Beispiel traditionelle Konzeptionen von (männlich geprägter) Öffentlichkeit und (weiblich geprägter) Privatheit.²⁹ Durch das spezifische Zusammenspiel der vier Dimensionen werden Räume, in denen gruppenspezifische Rauman eignungen und -nutzungen zu beobachten sind, immer wieder neu hervorgebracht. Im Gegensatz zu den häufig zugrunde gelegten (Behälter-)Raummodellen macht dieses Raummodell deutlich, dass die Aneignungen nicht allein abhängig von vorgefundenen materiellen Gegebenheiten und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind, sondern dass sie über individuelles Handeln mit subjektivem Sinn verbunden sind, der ebenfalls ständig produziert oder reproduziert wird.

Individuelles Handeln wird jedoch nicht nur durch die Kategorie «Geschlecht», sondern auch durch andere Kategorien gesellschaftlicher Differenzierung beeinflusst, auch wenn Zweigeschlechtlichkeit bzw. die gesellschaftliche Annahme von Unterschieden zwischen zwei biologisch und/oder sozial konstruierten Geschlechtern eine zentrale Bedeutung hat. Zudem kann es in verschiedenen Räu-

²⁸ Binswanger et al.: *Gender Scripts*, S. 11.

²⁹ Terlinden: *Räumliche Definitionsmacht*.

men sehr unterschiedlich ausgeprägt sein – je nachdem, welche symbolischen oder normativen Ordnungen vorherrschen, welche Nutzungsangebote vorgefunden oder wahrgenommen werden. Öffentliche Räume sind daher mehr als «gesellschaftliche Institutionen mit vergeschlechtlichter Platzanweiser-Funktion»³⁰, es sind auch Institutionen, in denen diese Vergeschlechtlichung regelmässig herausgefordert wird und konkurrierende Deutungen koexistieren. Ebenso wie Räume entstehen auch Konstruktionen von Geschlecht immer wieder neu. Aus der Geschlechterforschung gibt es bereits umfassende Erkenntnisse über die Konstruktion von Geschlecht, ihre Situations- und – so würde ich hier ergänzen – *Raumbezogenheit*. Das Konzept der «hegemonialen Männlichkeit» von *Robert Connell* verweist auf dominante und konkurrierende Konzepte von Männlichkeit, die einerseits auf die Wandel- und Verhandelbarkeit von Männlichkeitsnormen verweisen, andererseits aber ihre Stabilität mit der «patriarchalen Dividende» – dem «allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst»³¹ – erklären. Diese Normen werden in spezifischen Situationen und Räumen auf die Probe gestellt, herausgefordert und inszeniert. «Die Darstellung von «Männlichkeit» (...) erfordert eine breite Körperhaltung und Gesten, die auf Raumgewinn angelegt sind, also Bedeutung, Dominanz und vor allem Wettbewerbs- und Konkurrenzfähigkeit signalisieren.»³² Diese Darstellung findet in geschlechtshomogenen, aber auch in öffentlichen Räumen statt.³³ Die Darstellungsformen unterscheiden sich je nachdem, welche Akteure sie verwenden. So fanden *Klaus Thien et al.* bei ihrer Untersuchung von Jugendlichen in Wien kulturspezifische Verhaltenskodices: «Der Aufenthalt im öffentlichen Raum ist für männliche Jugendliche aus der Türkei bzw. aus Ex-Jugoslawien mit vielschichtigen kulturspezifischen Verhaltenskodices verbunden. Der öffentliche Raum ist für sie ein Ort, in dem von der MigrantInnengemeinde erwartet wird, dass männliche Jugendliche sich in ihrem Mannsein bzw. Mannwerden reproduzieren und ihre Männlichkeit zur Schau stellen.»³⁴ *Claudia Andersen* interpretierte Gewaltakte junger männlicher Spätaussiedler in öffentlichen Räumen als Handlungen im Kampf um Anerkennung und Wahrnehmung durch etablierte gesellschaftliche Gruppen, während *Renate Ruhne* das Phänomen der Unsicherheit von Frauen in öffentlichen Räumen auf ihre Stellung als «Aussenseiterinnen» im öffentlichen

³⁰ Wucherpennig: Geschlechterkonstruktionen, S. 49.

³¹ Connell: Der gemachte Mann.

³² Sobiech: Sport-Spiel-Räume.

³³ Meuser: Männerwelten.

³⁴ Thien et al.: Jugendliche Migrantinnen und Migranten in Wien.

Raum zurückführt.³⁵ Diese Ansätze weisen darauf hin, dass es bei der Aneignung von Räumen darum geht, sich innerhalb sehr komplexer Rollen- und Identitätskonstruktionen selbst zu verorten, also die eigene Identität hervorzubringen und zu stabilisieren. Menschen sind niemals «nur» Männer und Frauen, Junge und Alte, ohne und mit Migrationshintergrund, Arme und Reiche, sondern auch Auto- und Radfahrer/innen, Geschäftsleute und Bewohner/innen, Hundebesitzer/innen und Fussballfans, die Räume im Kontext eben dieser Kategorien immer wieder konstituieren. So lassen sich mithilfe des relationalen Raummodells und einer darauf basierenden Definition von Raumeignung unterschiedliche Handlungslogiken erklären, die einerseits zur Reproduktion und andererseits zum Widerstand gegenüber hegemonialen Geschlechterordnungen führen.

Kenny Cupers argumentiert, dass sich verschiedene Schichten von Bedeutungen und Identitäten im städtischen Raum überlagern, die jeweils unterschiedlich machtvoll bei der Prägung von Räumen sind bzw. sein können.³⁶ Er kritisiert: «The idea of identity as a unity is a fiction, since subjectivities are always in a process of becoming. (...) Subjects are multiplicities; everyone represents more than one fixed identity; class, gender and race disrupt and recombine.»³⁷ Entsprechend, so argumentiert er, seien Konflikte nicht nur zwischen Menschen, sondern auch innerhalb einzelner Subjekte unvermeidbare Bestandteile städtischen Lebens und städtischer Politiken:

«Urban identities are thus in the always unfinished process of a multiplicity of interactions in a space that is contaminated by others and whose outlines are blurred. Identity formation takes place in spaces that are occupied by difference, and that are full of traces of past identities and memories, allowing us to read the city in terms of the presence of uncertain, uncontrolled identities in contested spaces that are in the process of transformation.»³⁸

Er plädiert deshalb dafür, diese Vielfalt nicht zu relativieren und die verschiedenen Identitätskategorien gegeneinander auszuspielen, sondern in ihren komplexen Wechselverhältnissen ernst zu nehmen und durch städtische Politik und Planung immer wieder anzuerkennen und neu herauszufordern. Dadurch verlie-

35 Andersen: *Etablierte und Aussenseiter*, S. 163; Ruhne: *Raum, Macht, Geschlecht*; Ruhne: *Etablierte und Aussenseiter*, S. 137ff.

36 Cupers: *Nomadic Geography*, S. 734.

37 Cupers: *Nomadic Geography*, S. 735f.

38 Cupers: *Nomadic Geography*, S. 737.

ren vergleichsweise starre Zuschreibungen wie «die Jungen» und «die Mädchen», «die Deutschen» und «die Ausländer», «die Kinder» und «die Seniorinnen und Senioren» nicht völlig an Bedeutung, aber sie werden insofern hinterfragt, als ihre Raumannsprüche und Raumdeutungen stärker in den Mittelpunkt gerückt werden. Es geht also weniger darum, zu fragen, welche Zielgruppe welche Raumannzeichnungsmuster typischerweise entwickelt hat, sondern darum, vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Machtverhältnisse sowie normativer und symbolischer (Geschlechter-)Ordnungen Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit Blick auf verschiedene Räume zu identifizieren. Es geht also darum, «Geschlechterkonstruktionen durch *Identitätskonstitutionen* zu «ersetzen»».39

Mit Blick auf die geschlechtsspezifische Raumannzeichnung von Kindern und Jugendlichen finden sich bei einem solchen Ansatz, der Sozialisation «nicht nur als Prozess der Vergesellschaftung, sondern ebenso als Prozess der Subjektwerdung»40 versteht, auch Hinweise für eine normative Zielformulierung städtischer Freiraumplanung. Dann geht es weniger darum, ein erwünschtes Verhalten in den Mittelpunkt zu stellen und andere Verhaltensweisen als defizitär oder anpassungsbedürftig zu bezeichnen, als vielmehr über die Funktion von öffentlichen Räumen für unterschiedliche soziale Gruppen nachzudenken. «Es muss einer feministischen Planungstheorie deshalb darum gehen, herauszufinden, wie räumliche Strukturen und Raumplanung zum sozialen Re- und Neukonstruktionsprozess des dualen Geschlechtersystems beitragen, um daraus Planungskonzepte abzuleiten, die diesen Konstruktionsprozess stören und zur Dekonstruktion beitragen.»41 Wie können Räume entstehen, die zum Beispiel von Menschen auf dem Weg zur Arbeit durchquert werden und gleichzeitig verschiedenen Gruppen dienen, etwa zum Spielen, zur Lektüre, Repräsentation, als Treffpunkt oder für den Alkoholkonsum? Welche Schnittmengen und Konflikte bestehen? Wie lassen sich diese produktiv wenden, um Räume der Uneindeutigkeit und Irritation und damit neue Handlungsoptionen zu schaffen, durch die nicht vorrangig soziale Ordnungen und eindeutige Identitätskonstruktionen stabilisiert und hegemoniale Vorstellungen des Guten und Richtigen durchgesetzt werden? Es müsste darum gehen, «diesen (Re-)Konstruktionsprozess zu stören, die geschlechtliche Zuordnung zu durchbrechen, Einordnungen durch eine «verwirrende» kulturelle und soziale Praxis zu erschweren».42 Dies wird vermutlich nur gelingen, wenn die Konstruktion von Geschlecht selbst in ihrem Wechselverhältnis zu anderen Identitätsfaktoren stärker in den Blick genommen wird.

39 Wucherpennig: Geschlechterkonstruktionen, S. 66 (Hervorhebung im Original).

40 Wucherpennig: Geschlechterkonstruktionen, S. 65.

41 Becker: Zu kurz gesprungen, S. 157.

42 Becker: Zu kurz gesprungen, S. 156.

4. Folgen für die Freiraumplanung

«Wenn Frauen nicht Frauen sind, sondern in einem sozialen (und kulturellen) Prozess als Frauen konstruiert werden, dann trägt jede Planung, die sich explizit auf ›Frauen‹ oder auf einzelne Gruppen von ›Frauen‹ bezieht, zu eben dieser ständigen Rekonstruktion der dualen Geschlechterstruktur bei und stabilisiert die auf dieser dualen Struktur beruhende Hierarchie der (konstruierten) Geschlechter (...)»⁴³

Was bedeutet dies für die Stadt- und Freiraumplanung? Viele Studien seit den 1970er-Jahren haben nach dem «Anderen» gefragt, das durch Frauen verkörpert wird, und damit implizit – oder gelegentlich auch explizit – männliche Lebensformen als Norm gesetzt. Nebenbei wird damit das «Bild von Frauen und Mädchen als gesellschaftlich Schwächeren beziehungsweise von der Planung Benachteiligten» verfestigt.⁴⁴ Die Unsicherheit, was eigentlich der Idealzustand sein könnte, zeigt sich zum Beispiel an der Diskussion darüber, ob Mädchen in ihrer Vorliebe für Gummi-Twist und Hallenturnen gefördert werden sollen, indem entsprechende Räume geplant und gebaut werden, oder ob sie vielmehr animiert werden sollten, auf öffentlich zugänglichen Bolzplätzen Fussball zu spielen, um dieselben Raumeignungsmuster zu entwickeln wie Jungen, raumgreifender zu werden und zu lernen, sich spielerisch zu behaupten.⁴⁵

Dem Selbstverständnis zufolge vermittelt die Stadt- und Regionalplanung «zwischen den widerstreitenden Nutzungsansprüchen an die knappe Ressource Raum»⁴⁶. Dabei geht es in der Regel nicht zuerst darum, Räume in ihrer Konstitution zu hinterfragen, wie dies in den oben genannten stadtsoziologischen Diskursen um den Raumbegriff sichtbar wird, sondern darum, gesellschaftliche Ziele und Leitbilder der Raumentwicklung zu projizieren und ihnen mit planerischen Mitteln zur Umsetzung zu verhelfen. Planerisches Handeln ist also weitgehend Mittel zum Zweck. Aus den oben genannten Studien wird die gleichberechtigte Nutzung öffentlicher Freiräume durch unterschiedliche soziale Gruppen und Geschlechter als ein solcher Zweck abgeleitet. Auf den ersten Blick scheint bei der Umsetzung dieser Erkenntnisse in freiraumplanerische Projekte ein Verständnis von Räumen als Behälter-Räumen zu genügen, die Aneignungs- und

⁴³ Becker: Zu kurz gesprungen, S. 156.

⁴⁴ Bauhardt: Stadtplanung, Geschlecht, Sozialraum.

⁴⁵ Flade: Sozialisation.

⁴⁶ Bauhardt: Stadtplanung Geschlecht Sozialraum.

Nutzungsmöglichkeiten für möglichst viele Gruppen bieten sollen. Dieser Beitrag hat versucht, zu zeigen, dass es sinnvoll ist, die nichtmateriellen Dimensionen der Raumkonstitution und die Funktionen, die Räume für verschiedene soziale Gruppen bieten, in solche Konzepte einzubeziehen. Angesichts gesellschaftlicher Differenzierung entlang unterschiedlicher Kategorien reicht es nicht aus, Zielgruppen eindimensional entlang sozialer, demografischer oder bestimmter Verhaltensmerkmale zu definieren und zu unterstellen, dass Menschen gleichen Geschlechts, gleichen Alters oder gleicher ethnischer Herkunft ähnliche Bedürfnisse bei der Nutzung öffentlicher Räume haben und entsprechend als kollektive Einheit betrachtet werden können. Die genannten Beispiele des Einsiedlerparks in Wien oder des Nauener Platzes in Berlin zeigen, wie unterschiedliche Bedürfnisse aufgenommen und durch die Raumstruktur und -gestaltung vermittelt werden können. Dennoch bleiben Konflikte sichtbar, die offenbar über die physische Gestaltung der Räume hinausgehen und deren Austragung im Rahmen der Freiraumplanung eher produktiv gefördert als verhindert werden sollte.

Daraus liesse sich folgern, dass die gleichberechtigte Nutzung öffentlicher Räume eine ebensolche Ideologie ist wie die soziale Mischung in Wohngebieten.⁴⁷ In beiden Fällen stehen planerische Ordnungsvorstellungen im Hintergrund, die bewerten und ausgrenzen: «Those who enter must be willing to conform.»⁴⁸ Vor dem Hintergrund des bisherigen Beitrags ist es fragwürdig, bestimmte (in diesem Fall: «männliche») Verhaltensformen zur Norm zu erklären und gegenüber anderen (in diesem Fall: «weiblichen») Gruppen als Vorbild anzupreisen, wo doch die Raumeignung gerade Ausdruck der (Re-)Konstruktion von Geschlechteridentitäten ist und zu diesem Zweck für Menschen bewusst oder unbewusst auch strategische Dimensionen hat. Differenzen zwischen sozialen Gruppen existieren nicht naturgemäss, sondern bilden sich an gesellschaftlichen Kategorien wie Geschlecht, ethnischem Hintergrund, sexueller oder religiöser Orientierung und individuellen Kompetenzen und Werten heraus. Sollen diese Differenzen nicht nivelliert, sondern anerkannt werden, sollte innerhalb des gesetzlichen Rahmens keine Form der Raumeignung bevorzugt werden. Vielmehr müssen Rückzugs- wie Repräsentationsräume eröffnet werden, die sowohl Selbstvergewisserung als auch die Austragung von Konflikten erlauben. Je mehr die Legitimität konkurrierender Nutzungen durch symbolische und funktionale Raumbesetzungen erhöht wird, umso stärker ist mit einer Nutzer/innen-Vielfalt in den entsprechenden Räumen zu rechnen. Dazu müsste einerseits Abstand genommen werden von den klaren, zumeist bürgerlichen Vorstellungen über eine «gute» und konfliktfreie Nutzung öffent-

⁴⁷ Becker: Zu kurz gesprungen, S. 161f.

⁴⁸ Malone: Street life, S. 162.

licher Räume durch unterschiedliche Gruppen und auch von den dazugehörigen eindeutigen Funktionszuweisungen, denn eindeutige Räume verlangen nach eindeutigen Nutzungen und schliessen möglicherweise andere aus. Andererseits müsste sich städtische Freiraumplanung viel stärker auf die Rahmenbedingungen der gesellschaftlichen Differenzierung einlassen, als dies bisher der Fall ist⁴⁹, sich dann aber von heutigen empirischen Beobachtungen lösen und Möglichkeitsräume entwerfen, die auch widerständige und bisher ungedachte Aneignungsformen und Nutzungen zulassen. Das könnte jedoch auch zu neuen Unsicherheiten und zu neuen Formen der Selektivität führen.

5. Literaturverzeichnis

Andersen, Claudia: Etablierte und Aussenseiter – zum Kampf um Anerkennung junger Spätaussiedler im öffentlichen Raum. In: Herrmann, Heike (Hg.): RaumErleben. Zur Wahrnehmung des Raumes in Wissenschaft und Praxis. Opladen & Farmington Hills 2010, S. 147-172.

Bauhardt, Christine: Stadtplanung, Geschlecht, Sozialraum. Überlegungen zu ungeklärten Verhältnissen aus der Perspektive der räumlichen Planung. In: Forum Erziehungshilfen, 9. Jahrgang, Heft 1, S. 19-24.

Becker, Ruth: Zu kurz gesprungen? Anmerkungen zum vielschichtigen Unbehagen über den Stand feministischer Planung – Überlegungen zu einer Neuorientierung. In: Frei-Räume: Streitschrift der feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen, 10, S. 151-170.

Bereswill, Mechthild: Männlichkeit als verfestigte Norm und als dynamischer Konflikt. In: Binswanger, Christa, Margaret Bridges, Brigitte Schnegg, Doris Wastl-Walter (Hg.): Gender Scripts. Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen. Frankfurt & New York 2009, S. 105-117.

Binswanger, Christa, Margaret Bridges, Brigitte Schnegg, Doris Wastl-Walter: Gender Scripts: Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen – Eine Einführung. In: Binswanger, Christa, Margaret Bridges, Brigitte Schnegg, Doris Wastl-Walter (Hg.): Gender Scripts. Widerspenstige Aneignungen von Geschlechternormen. Frankfurt & New York 2009, S. 11-19.

Claus, Silke, Susanna von Oertzen: Treffpunkt, Bühne und ruhige Oase. Gestaltungskonzepte für ein Raumgreifen von Frauen in öffentlichen Stadträumen am Beispiel von zwei Quartiergärten/-parks in Barcelona und Paris. In: Frei-Räume: Streitschrift der feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen. (<http://www.fopa.de/claus-oertzen.pdf>, zuletzt abgerufen am 18.08.2011)

Connell, Robert: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden 2006.

Cupers, Kenny: Towards a Nomadic Geography: Rethinking Space and Identity for the Potentials of Pro-

⁴⁹ Ein geeigneter Weg können zu diesem Zweck Sozialraumanalysen sein, vgl. hierzu die Beiträge in Riege, Schubert: Sozialraumanalyse, oder Hertzsch: Integrationsanforderungen.

- gressive Politics in the Contemporary City. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 29, 4, S. 729-739.
- Flade, Antje: Sozialisation – das Hineinwachsen in die weibliche und männliche Lebenswelt. In: Flade, Antje, Beatrice Kustor (Hg.): *Raus aus dem Haus: Mädchen erobern die Stadt*. Frankfurt am Main; New York 1996, S. 12-27.
- Flade, Antje: Wohnen, Mobilität und Geschlecht. In: Reuschke, Darja (Hg.): *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*. Wiesbaden 2010, S. 283-299.
- Harth, Annette: Freiraum und Geschlecht. In: *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften* 2007/I, S. 39-54.
- Herrmann, Heike: Raumbegriffe und Forschungen zum Raum – eine Einleitung. In: Herrmann, Heike (Hg.): *RaumErleben. Zur Wahrnehmung des Raumes in Wissenschaft und Praxis*. Opladen & Farmington Hills 2010, S. 7-29.
- Hertzsch, Wencke: Wie kann mit Planung den Integrationsanforderungen im öffentlichen Raum begegnet werden? In: *vhw* 2, S. 89-92.
- Koczy, Marion: Mobil ist, wer sich wehren kann. In: Flade, Antje, Beatrice Kustor (Hg.): *Raus aus dem Haus: Mädchen erobern die Stadt*. Frankfurt am Main; New York 1996, S. 87-101.
- Kruse, Lenelis, Carl F. Graumann: Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20: Soziologie des Alltags*, S. 177-219.
- Läpple, Dieter: Essay über den Raum. In: Häussermann, Hartmut, Detlev Ipsen, Thomas Krämer-Badoni (Hg.): *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. Pfaffenweiler 1991, S. 167-183.
- Leven, Karin, Annette Weber: Aussenräume für Mädchenträume. Ein praktisches Beispiel zur Beteiligungs- und Aktivierungsarbeit in einem stadtnahen Dorf. In: *Frei-Räume: Streitschrift der Feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen* 9, S. 181-186.
- Löw, Martina: *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main 2001.
- Malone, Karen: Street life: youth, culture and competing uses of public space. In: *Environment and Urbanization* Vol. 14, Nr. 2, S. 157-168.
- Meuser, Michael: Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. *Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, Heft II (überarbeiteter Nachdruck)*. Essen 2001.
- Nissen, Ursula: *Kindheit, Geschlecht und Raum*. Weinheim & München 1998.
- Nissen, Ursula: Räume statt Träume. In: *proJugend* 4/2002, S. 16-19.
- Ruhne, Renate: *Raum, Macht, Geschlecht*. Wiesbaden 2003.
- Ruhne, Renate: (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum im machtvollen Wirkungsgefüge zwischen «Raum» und «Geschlecht». In: FOPA (Hg.): *FreiRäume* 11/2004. (<http://www.fopa.de/ruhne.pdf>, zuletzt abgerufen am 10.04.2011)
- Ruhne, Renate: Etablierte und Aussenseiter – (räumliche) Potentiale eines figurationssoziologischen Modells zur Analyse sozialer Exklusionen. In: Herrmann, Heike (Hg.): *RaumErleben. Zur Wahrnehmung des Raumes in Wissenschaft und Praxis*. Opladen & Farmington Hills 2010, S. 123-146.
- Schön, Elke: «... da nehm ich meine Rollschuh und fahr hin ...» – Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt. Zur Bedeutung der Sicht- und Erfahrungsweisen 8- bis 15-jähriger Mädchen eines Stadtgebiets für die Mädchenforschung und die Mädchenpolitik. Bielefeld 1999.

- Schön, Elke*: «... draussen ist es viel schöner als wenn man drin in der Stub hockt ...» Lebensalltag von Mädchen im Kids-Alter. Reutlingen 1999.
- Sobiech, Gabriele*: Aneignung von «Sport-Spiel-Räumen» im Spiegel von Klasse und Geschlecht. In: Forum Wissenschaft 02/2002.
- Spitthöver, Maria*: Geschlecht und Freiraumverhalten – Geschlecht und Freiraumverfügbarkeit. In: Harth, Annette, Gitta Scheller, Wulf Tessin (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen 2000, S. 217-231.
- Studer, Heide*: Mädchen, Macht, Raum. In: Frei-Räume: Streitschrift der Feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen. (<http://www.fopa.de/studer.pdf>; zuletzt abgerufen am 18.08.2011)
- Sturm, Gabriele*: Wege zum Raum. Methodologische Annäherungen an ein Basiskonzept raumbezogener Wissenschaft. Opladen 2000.
- Terlinden, Ulla*: Räumliche Definitionsmacht und weibliche Überschreitungen. Öffentlichkeit, Privatheit und Geschlechterdifferenzierung im städtischen Raum. In: Löw, Martina (Hg.): Differenzierungen des Städtischen. Opladen 2002: S. 141-156.
- Thien, Klaus, Irmtraud Voglmayr, Reinhard Zuba*: Jugendliche Migrantinnen und Migranten in einem strukturschwachen Wiener Gemeindebezirk – Freizeitverhalten und Konflikte im öffentlichen Raum. In: Reutlinger, Christian, Wolfgang Mack, Franziska Wächter, Susanne Lang (Hg.): Jugend und Jugendpolitik in benachteiligten Stadtteilen in Europa. Wiesbaden 2007, S. 54-63.
- Wucherpfennig, Claudia*: Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum. In: Bauriedl, Sibylle, Michaela Schier, Anke Strüver (Hg.): Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Münster 2010, S. 48-74.

Autorinnenprofil

Flavia Caviezel, Ethnologin, Filmwissenschaftlerin, Videostin: Studium an den Universitäten Bern und Zürich, audiovisuelle Ausbildung (Video) an der Schule für Gestaltung Bern. Langjährige Tätigkeit in Lehre und Forschung an der Zürcher Hochschule der Künste, seit 2007 am Institut Design- und Kunstforschung der HGK/FHNW und an weiteren Fachhochschulen. Aktuelles Projekt: «RhyCycling – Ästhetik der Nachhaltigkeit im Basler Grenzraum» (SNF/DORE). Seit 1991 Realisation von dokumentarisch-essayistischen Videoarbeiten für Festivals und Ausstellungen im In- und Ausland. Atelier- und Studien-/Arbeitsaufenthalte in China, USA, Australien, Laos, Mali und in verschiedenen mittel- und südeuropäischen Ländern. Forschungsfokus und Interessen: Grenzgebiete, transitorische und öffentliche Räume, Forschungsmethodik, dokumentarische Materialien und Formen digitaler Repräsentation.

Barbara Emmenegger schloss ihr Studium in Soziologie, Philosophie und Publizistikwissenschaft an der Universität Zürich ab. Sie war 1995 Mitbegründerin von DAB – Das Andere Büro, Institut für Sozialforschung in Zürich und bis 2001 freiberuflich in dieser Forschungsgemeinschaft zu Genderthemen und Themen der Stadtsoziologie tätig. Mit der Publikation «anmachen – platzanwiesen», erschienen 2000 im Haupt Verlag, wurde ein vom Nationalfonds unterstütztes Forschungsprojekt zu sexueller Belästigung in der höheren Ausbildung abgeschlossen. Von 1998 – 2005 war sie Projektleiterin bei der Fachstelle für Stadtentwicklung der Stadt Zürich, dort unter anderem beauftragt mit der Koordination und der operativen Leitung der Legislaturprogramme zur Quartierentwicklung der Stadt Zürich. Seit 2006 ist Barbara Emmenegger Dozentin und Projektleiterin an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, am Institut für Soziokulturelle Entwicklung im Zentrum für Stadt- und Regionalentwicklung. Ihre Interessens- und For-

schungsbereiche liegen bei den Themen der Sozialen Arbeit, Soziokultur und des Sozialraums sowie der Stadt- und Raumsoziologie. Wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen zu Genderstudies und Körperpolitik sowie zu raum- und stadtsoziologischen Themen.

Prof. Dr. habil. Susanne Hauser lehrt seit 2005 als Professorin für Kunst- und Kulturgeschichte im Studiengang Architektur der Universität der Künste Berlin und ist Direktorin des dortigen Instituts für Geschichte und Theorie der Gestaltung. Im akademischen Jahr 1995/96 war sie Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin und habilitierte sich 1999 an der Humboldt-Universität Berlin für Kulturwissenschaft. Von 2000 bis 2003 lehrte sie als Gastprofessorin für Landschaftsästhetik an der Universität Kassel; von 2003 bis 2005 war sie Professorin für Kunst- und Kulturwissenschaften an der Fakultät für Architektur der TU Graz und hat dort das Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften geleitet. Buchpublikationen u.a.: *Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale*, Frankfurt/M. 2001; *Spielsituationen. Über das Entwerfen von Städten und Häusern* (= 10. Vilém Flusser Lecture), Köln 2003; *Ästhetik der Agglomeration* (mit Christa Kamleithner), Wuppertal 2006; *Kulturtechnik Entwerfen* (ed. mit Daniel Gethmann), Bielefeld 2009; *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften* (ed. mit Christa Kamleithner und Roland Meyer), 2 Bde., Bielefeld 2011.

Dr. Sandra Huning studierte Raumplanung in Dortmund und Grenoble und war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Technischen Universität Berlin, an der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina sowie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Sie promovierte an der TU Berlin zu *politischem Handeln in öffentlichen Räumen*. Aktuell ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Stadt- und Geschlechterforschung an der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund. Sie arbeitet zu planungstheoretischen Fragen, Raum und Geschlecht, Partizipation und zielgruppenorientierter Planung. Sandra Huning ist Mitherausgeberin der Buchreihe *Planungsgrundschau* und Mitglied des Fachfrauenbeirats der Senatorin für Stadtentwicklung Berlin.

Dr. Sabine Knierbein studierte nach einer auf das Abitur folgenden Landschaftsgärtnerausbildung (1997-99) Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung an der Hochschule Osnabrück (1999-2004). Nach Studien- und Berufserfahrungen in verschiedenen Büros in Deutschland, England und Argentinien (2001-2004) wurde sie am Institut für Europäische Urbanistik an der Fakultät für Architektur der Bauhaus Universität Weimar zum Dr. phil. *Europäische Urbanistik* promoviert (2004-

2009). Seit 2008 leitet sie das Interdisciplinary Centre for Urban Culture and Public Space an der Fakultät für Architektur und Raumplanung der TU Wien. Seit zehn Jahren beschäftigt sich Sabine Knierbein mit unterschiedlichen Aspekten und Denkdimensionen des öffentlichen Raums, angefangen von der Materialwahl in der Landschaftsgestaltung auf öffentlichen Plätzen, Parks und Straßen bis hin zur politikwissenschaftlichen Analyse im Bereich Governance, Raum – und Komplexitätstheorie. Ihre jüngste Publikation «Die Produktion zentraler öffentlicher Räume in der Aufmerksamkeitsökonomie», VS Verlag, behandelt die besondere Rolle öffentlicher Räume im Kontext der jüngeren Stadtentwicklung. Weitere Publikationen in Deutsch, Englisch, Spanisch und Portugiesisch zu den Themenfeldern Stadtpolitik, Stadtkultur und Stadtgesellschaft.

Susanna Kumschick, Studium der Ethnologie, Filmwissenschaft und Musik in Zürich und Freiburg; 1999-2005 Verantwortliche für die Abteilung Visuelle Anthropologie am Völkerkundemuseum der Universität Zürich; Tätigkeiten als Filmschaffende und kuratorische Engagements für die Solothurner Filmtage und Winterthurer Kurzfilmtage; ab 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin von Forschungsprojekten an der Hochschule der Künste Zürich; 2006-09 Leiterin des Fachbereichs Gestaltung und Kunst an der Hochschule der Künste Bern; bis 2011 Leiterin des Vögele Kulturzentrums der Stiftung Charles und Agnes Vögele, Pfäffikon SZ; ab 2012 stellvertretende Leiterin und Kuratorin Gewebemuseum Winterthur; Kuratorin diverser Ausstellungen, freie publizistische Tätigkeiten und regelmässige Lehrveranstaltungen an der Universität Zürich und verschiedenen Kunsthochschulen.

Monika Litscher studierte Ethnologie, Kulturwissenschaft und Völkerrecht in Zürich und Brüssel. Sie arbeitete in verschiedenen Projekten, etwa im Ausstellungs- und Filmbereich. Derzeit beschäftigt sie sich vor allem mit Fragen der Stadtentwicklung, Stadtraumforschung, öffentlichen Räume und visuellen Anthropologie. Sie schreibt an ihrer Dissertation *Urbane Szenerien* am Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich. Diese Arbeit ist thematisch an der Schnittstelle der Stadtethnologie, empirischen Kulturwissenschaft und Architektur verortet. Seit Anfang 2007 arbeitet sie an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit im Institut Soziokulturelle Entwicklung im Kompetenzzentrum Regional- und Stadtentwicklung, zuerst als wissenschaftliche Mitarbeiterin, seit 2009 als Projektleiterin und Dozentin.

Dr. phil., Dipl. Arch. ETH Gabriela Muri hat an der ETH Zürich Architektur sowie an der Universität Zürich Kulturwissenschaften und Geschichte der Neuzeit studiert. Von 2003 bis 2006 leitete sie ein Nationalfondsprojekt zum Thema Aneignung

von öffentlichen Räumen durch Jugendliche in Zürich Nord im Rahmen des NFP 52. Gabriela Muri ist Dozentin am Institut für Populäre Kulturen der Universität Zürich sowie Oberassistentin an der Dozentur Soziologie der Architekturabteilung der ETH Zürich. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Kinder- und Jugendkulturen, Stadtforschung, raum- und zeittheoretische Fragestellungen (Habitationsprojekt). Sie arbeitet an verschiedenen interdisziplinär angelegten Forschungsprojekten zum Thema Migrantenjugendliche und Facebook, Jugend und öffentlicher Raum, theatrale Interventionen im Stadtraum sowie Stadtentwicklung. Zudem ist sie seit Jahren als Expertin und Referentin zum Thema Kinder und Freiräume sowie in den Bereichen Jugendarbeit und Stadt-/Ortsplanung tätig.

Dr. Kerstin Sailer ist Lecturer an der Bartlett School of Graduate Studies, University College London, und Forscherin in der so genannten «Space Group», die sich mit Raumkonfiguration und der Methode und Theorie Space Syntax beschäftigt. Nach dem Architekturstudium in München, Prag und Hannover mit Schwerpunkt in Architektursoziologie und -theorie hat sie unter anderem als wissenschaftliche Hilfskraft an der Leibniz-Universität Hannover bei Professor Barbara Zibell und an der TU Dresden bei Professor Gunter Henn gearbeitet. 2010 hat sie an der TU Dresden zum Thema «The Space-Organisation Relationship» promoviert und untersucht wie organisationales Verhalten, Büroraumgestaltung und Raumkonfiguration zusammenhängen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderen Raumnutzungsprozesse in öffentlichen Räumen und komplexen Gebäudestrukturen, Architektursoziologie, Gender, Raumkonfiguration und Morphologie, Space Syntax, Organisationstheorie, Soziale Netzwerkanalyse und evidenz-basiertes Entwerfen. Für das Londoner Architekturbüro «Spacelab» ist sie als Head of Research in der Arbeitsplatzberatung, Designberatung sowie in Forschung und Entwicklung im Bereich Gebäudenutzung tätig. Dort vertritt sie den Ansatz Evidenz-Basierter Architektur, das heisst eine Entwurfspraxis, die sich an konkreten Nutzungsprozessen und strategischen Entwicklungswünschen der NutzerInnen orientiert. Sie hat eine Tochter, und lebt und arbeitet seit 2006 in London.

Nika Spalinger lebt in Zürich, arbeitet, forscht und unterrichtet als multimediale Künstlerin zu den Themen, Kunst im öffentlichen Raum, Interkulturalität, Tourismus, und Religion. Sie war in zahlreiche Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland vertreten (u. a. im Fri-Art Fribourg, PasquArt Biel, Helmhaus Zürich, Bunkier Sztuki Krakau, W139 Amsterdam, CCS Paris, CCB Barcelona, Cita-dellarte Biella, SI New York, ParaSite Hong Kong) und realisierte eine Reihe von Kunstwerken im öffentlichen Raum (z.B. 1998 für ein Schulhaus oder 2000 für das Bundesamt für Flüchtlinge in Bern). Seit 1996 ist Nika Spalinger Professo-

rin an der Hochschule Luzern - Design & Kunst, dort war sie unter anderem für den Aufbau und die Leitung der Pilotphase von MAPS (Master of Art in Public Sphere) zuständig und auch in der Projektleitung des interdisziplinären Quartierentwicklungsprojekts BaBeL in Luzern. Sie initiierte die vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Forschungsprojekt Kunst&Tourismus (2005) sowie – zusammen mit Silvia Henke – das Forschungsprojekt Holyspace, Holyways zu Kunst und Religion (2008). Seit 2008 ist Nika Spalinger Mitglied der Eidgenössischen Kunstkommission.

Stephanie Weiss studierte Kulturanthropologie und Publizistik an der Universität Mainz und schloss ihr Studium mit einer Arbeit über Marc Augés Konstrukt der Nicht-Orte ab. Im Anschluss war sie Projektmitarbeiterin am ETH Wohnforum/ETH Zürich in einem Forschungs- und Transferprojekt im Bereich Agglomerationsentwicklung (2006-2009). Daneben hat sie journalistische Beiträge zu transitären Räumen, Stadtentwicklungsprojekten und Ausstellungen im urbanen Kontext für verschiedene Medien verfasst. Seit 2009 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Sozialplanung und Stadtentwicklung an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW) in Basel. Dort beschäftigt sie sich mit den Möglichkeiten und Grenzen sozialer und kultureller Gestaltungsstrategien in der Stadt- und Quartierentwicklung sowie mit der Rolle der Sozialen Arbeit in Planungsprozessen. Aktuelles Projekt: «Siedlungsplanung als kollaborativer Prozess» (FHNW 2011-2013), in dem es um mediale und kooperative Verfahren der Aneignung von und Teilhabe an Stadtentwicklungsprozessen für unterschiedliche Akteur/innen geht.